

Der Herausgeber
des philosophischen Journals
gerichtliche
Verantwortungsschriften
gegen
die Anklage
des Atheismus.



Herausgegeben

J. W. Fichte.

Gedruckt auf Kosten des Herausgebers,
und in Commission
bei Christian Ernst Gabler in Jena.
1799.



Vorerinnerung.

Ich hatte den Vorsatz, in dieser Vorerinnerung mancherlei zu sagen, wodurch ich unrichtigen Beurtheilungen ~~der~~ folgenden Verantwortungsschriften vorzubeugen hoffte. Nachdem mein Verhältniß zum Publicum verändert, oder, genauer gesprochen, vermindert ist, liegt mir an jenem Zwecke weit weniger, und er ist schwerer zu erreichen. Ich erwarte den Richterspruch der Zeit, und schweige.

Sogar dieser Abdruck, der unter andern Erwartungen angefangen, und beinahe voll-

endet worden, würde noch lange liegen geblieben seyn, wo er bisher lag, wenn nicht laut gesagt würde, daß man von einer andern Seite einen Abdruck dieser Schriften veranstalte, durch den sie ohnedies in das Publicum kommen, und ich die Kosten der schon gemachten Auflage verlieren würde. Ich habe keinen Grund, diesen Verlust mir gefallen zu lassen, und publicire daher schon jetzt, was auch ohne mich schon jetzt publicire worden wäre, — für jedes beliebige Urtheil.

 **S i c h t e.**

J. G. Fichtes

als Verfasser des ersten angelegten Aufsatzes, und
Mitherausgebers des phil. Journals

Verantwortungsschrift.



Magnifice Academiae Pro-Rector,

U
nfere Vertheidigung gegen die Auflage, atheistsche Aufsätze theils verfasst, theils herausgegeben zu haben, haben wir, die Herausgeber des philosophischen Journals, und eines Theils, der Verf. eines der angeklagten Aufsätze, so unter uns getheilt, daß ich, der Endesunterschiedene, dem Inhalt jener Aufsätze selbst vertrete, und den Vorweis führe, daß sie in keiner Rücksicht atheistisch genannt werden können: der zweite Herausgeber erzählte, mit welcher Sorgfalt wir als Herausgeber verfahren. Wir bitten um die Erlaubniß, daß jeder seinen übernommenen Theil der Verantwortung besonders vortrage. Der Inhalt gelte für beide; seinen Vortrag verantwortet jeder selbst.

Es versteht sich nemlich von selbst, und es würde eine Vergehung gegen die Durchlauchtigen Erhalter der Universität Jena, das Meistentheil vorzuzusehen — es versteht sich von selbst, daß irgend jemand auf diese unsre Verantwortung Rücksicht nehmen werde, und dieselbe für die Möglichkeit eines Urtheilspruchs erwarte: so sehr dies auch mit dem Churfürstl. Requisitionsschreiben im Widerspruche zu stehen scheint, in welchem über den begangenen Frevel, und über die hohe Schuld kurz und gut abgesprochen, und entschieden, und hierüber kein Zweifel übrig gelassen, keine entfernte Ahnung gezeigt wird, daß wir denn doch zu unsrer Verscheidung, und zu Abwendung des harten Bescheides, womit die Sache anhebt, einiges dürfen vorbringen können; nach welchem Schreiben von dem Befinden der Sache nur noch die Wahl unter den ernstlichen Verurtheilungen abzuwägen scheint. Zum Glück dürfen wir zu unsrer Vertheidigung die durch Deroselben ganze gerechte, und aller Gewaltthätigkeit abgeneigte Nothierung bestätigte Zuversicht setzen, daß Sie durch das Gewicht einer so gewaltigen unter einem so ehrwürdigen, und so wichtigen Namen vollzogenen Anklage nicht zwei wehrlose Ju-

absolven werden erdrücken lassen; nachdem Sie selbst durch Abforderung einer Verantwortung unsern Gründen den Weg zu Ihren hohen Personen eröffnet haben. Wer schon entschlossen ist, fremde Gewalt schalten zu lassen, der würde des Armen, dessen Gründe er erst anzuhören verspricht, nur spotten.

Es sind in dieser Angelegenheit zwei Hauptfragen, von welcher die Untersuchung anheben muß: über die That sache: haben wir jene Aufsätze wirklich verfaßt, und herausgegeben? über das Re cht: thaten wir Unrecht daran, sie zu verfassen, und herauszugeben?

Man hat nicht für nöthig gefunden, die erste Frage auch nur aufzuwerfen; und es war allers dings nicht nöthig. Wir begehren nicht zu läugnen,

Ich, der Professor Fichte, erkläre hierdurch, daß ich den ersten Aufsatz des ersten Hefts im philosophischen Journals v. J. 1798. überschrieben:

über den Grund unsers Glaubens an eine moralische Weltregierung, bei unge störten Gemüths- und Leibeskräften, überlegter, und bedachtfamer Weise abgefaßt, und zum Druck befördert. — Und wir beide, Enders unterschriebene, erklären, daß wir den zweiten Aufsatz desselben Hefts, nachdem wir ihn beide mehreremahl bedächtig durchgelesen, und mit dem Verf. darüber correspondirt, zum Abdrucke in dem von uns herausgegebenen philosophischen Journale befördert haben.

bleibt allein die zweite Frage, vom Rechte, übrig, als der erste Punkt unser ernstlichen Untersuchung. Auch diese zerfällt wieder in zwei untergeordnete Fragen. Die erste: dürfen unter keiner Bedingung irreligiöse, gegen die christliche, selbst gegen die nationale Religion streitende, sogar atheistische Schriften, gedruckt werden? Die zweite: streiten denn nun die

beiden angeklagten Aufsätze wirklich gegen irgend eine (wahre und vernünftige) Religion, und sind sie insbesondere atheistisch zu nennen?

Gehen wir ferner aus dieser Untersuchung hervor, so wird es zweitens nicht überflüssig seyn, die Verwunderung unser Richter, wie man uns so gänzlich ohne Grund und ohne allen Schein eines Grundes habe beschuldigen können, durch die Anzeige der wahren Quelle dieser Beschuldigung, zu heben.

Findet sich diese Quelle über allen Ausdruck verdächtig, so wird es drittens dringende Nothwendigkeit, zu zeigen, wie es dennoch möglich war, daß ernsthafte Gelehrte, und sogar eine weise Regierung verleitet werden konnten, derselben eine so hohe Bedeutung beizulegen, um sich dadurch zu solchen Maasregeln verleiten zu lassen.

I.

XIII.

1) muß denn alles Gedruckte mit der Christlichen Religion, und überhaupt mit der Religion übereinstimmen; und ist es denn schlechthin und unter jeder Bedingung unerlaubt, gegen dieselbe zu schreiben?

Aus welchen Principien sollen wir diese Frage beantworten? Aus Vernunftgründen, und der besondern, fast einstimmigen Meinung aller Gelehrten; oder nach einem positiven Gesetze?

2) Soll sie aus Vernunftgründen beantwortet werden, so wird in derselben vielleicht vorgelegt, daß ausgemacht sey, was in die allein wahre, unveränderliche, vollendete Religion bestehe, und sonach auch, was gegen dieselbe laufe. Und selbst unter dieser Voraussetzung, wie soll dem Unglücklichen, der in Irthümer gerathen ist, und Gründe gegen die Wahrheit jener festgesetzten Religion zu haben vermeint, je geholfen

wers

werden, wenn es ihm nicht erlaubt ist, seine Irthümer öffentlich vorzutragen, um zu sehen, ob nicht unter Allen sich Einer finde, der sie heben könne? Wollen wir seine Seele unwiderrbringlich hinopfern, damit nicht einer der Schwachen gedrückt werde. „Avalent, quantum voluit, paleae levis hilei quocunque assuta tentationum:“ sagt Tertullian. „Aergerniß hin, Aergerniß her, sagt Luther, Noth bricht Eisen, und hat kein Aergerniß. Ich soll der schwachen Gewissen schonen, sofern es ohne Gefahr meiner Seelen geschehen mag. Wo nicht, so soll ich meiner Seelen rathen, es ärgere sich denn die ganze oder halbe Welt.“

Traut man denn seiner allein wahren, unveränderlichen, vollendeten Religion so wenig innere Kraft zu, daß sie sich nicht selbst schützen könne? daß ihr durch eine völlig außer ihr liegende Gewalt nachgeholfen werden müsse, wenn sie sich erhalten solle?

Aber — läßt sich denn auch die oben angegebne Voraussetzung machen? Ist

denn die allein wahre Religion irgendwo niederge-
 legt, und wo ist sie es doch? Sage man mir es,
 damit ich gehe, und sie suche? Antwortet man et-
 wa: da ist sie, wo Gott geredet hat; so ist das
 recht gut, wenn man nur erst darüber einig wäre,
 was er eigentlich gesagt habe. Das Requisi-
 tions schreiben gegen uns ist ohne Zweifel von evan-
 gelisch-lutherischen Ministern vorgeschlagen, und
 von einem catholischen Landesherren unterschrieben.
 Beide sind darüber einig, daß Gott geredet habe,
 aber sehr verschiedener Meinung darüber, was er
 geredet habe; wir können nicht für die Religion
 der Einen schreiben, ohne gegen die des andern
 zu schreiben. So verhält es sich mit allen dreien
 im Römischen Reiche privilegierten Kirchen: Para-
 theren. Also, es ist noch immer auszumitteln,
 was Gott, — sey es durch Schrift oder Ver-
 munft, welches für die gegenwärtige Untersuchung
 ganz gleichgültig ist, — eigentlich geredet habe,
 worin die reine Wahrheit bestehe; und so lange
 dies noch auszumitteln, und die Einmüthigkeit nur
 noch hervorzubringen ist, kann es nicht fehlen,
 daß nicht Einer sage, wovon der Andere finde, es
 sey gegen die Religion, — gegen die heilige,

versteht sich. Jesus lehrte zu seiner Zeit auch gegen die Religion — gegen die seiner Zeitgenossen, versteht sich — und wurde gekreuzigt; und das fanden seine Gegner ganz recht; heut zu Tage, nachdem seine Religion unter uns herrschend geworden, findet man es unrecht. Luther lehrte, und schrieb, und schrieb ohne Zweifel gar stark gegen die Religion — es versteht sich immer gegen die seiner Zeitgenossen — und wurde nicht gekreuzigt, weil die hohen Könige unser Durchlauchtigsten Erhalter ihn beschützen: und das finden wir Protestanten ganz recht, ehnerachtet es unter der entgegengesetzten Parthei vielleicht noch bis diese Stunde Individuen geben mag, die es sehr unrecht finden, daß er nicht zum wenigsten verbrannt wurde. Ueberhaupt, wo ist irgend ein kräftiger Mensch in der Weltgeschichte, durch welchen die Menschheit für ihre wahre Bestimmung gewonnen habe, der nicht gegen die Religion — gewisser Menschen, versteht sich, und des bei weitem größten Theils seiner Zeitgenossen kann man hinzusehen — gekämpft habe? Was auch irgend über die Religion vorgebracht werden mag, ist es Her zugleich gegen irgend jemandes Religion;

A ;

und

und das Gegn läßt sich schlechterdings nicht aufheben, ohne das Ueber auszurotten. — Oder soll etwa auch hier ein Unterschied in den Menschen gemacht werden, so daß nur gegen die Religion gewisser Personen, der mächtigen, der begünstigten, nicht geschrieben werden dürfe, und es im eigentlichen Sinne des Wortes privilegierte Religionen gebe, dagegen etwa die Religion anderer, der Gelehrten, der denkenden Köpfe ohne politisches Gewicht, vogelfrei wäre, — und diejenigen, welche einen Vorrang in der Sinnenwelt haben, denselben auch in der Geisterwelt begehrten?

So sind denn auch von jeher alle Gelehrte der Meinung zugethan gewesen, daß alles, selbst das heillosste, lehrerischste, artheißliche vor das gelehrte Publikum gebracht werden dürfe, und sogar sollte. Ich verweise jeden, der dies bezweifelt, an Lessings Anti Goze, in welchem die Gründe dafür in das hellste Licht gesetzt, und Autoritäten der bewährtesten Kirchen: Väter, und Vortredes lehrten aller Zeiten aufgestellt sind. Ich führe hier nur Eine Autorität an, welche aber in dieser Sache entscheidet. Nämlich selbst Goze war der

Welt

Meinung: es müsse erlaubt bleiben, Einwürfe gegen die Religion mit Bescheidenheit vorzubringen. Es werde dies, sagte er, nöthig seyn, um die Lehrer in Athem zu erhalten. Wenn man Goetze hört, sollte man meinen, daß nur Lehrer, die es verdröste, in Athem erhalten zu werden, diese Erlaubniß aufgehoben wünschten,

Ich kann mich nicht entbrechen, ein Argument, das sich mir bei dieser Gelegenheit darbietet, zu unsrer Vertheidigung anzuführen. — Dieser Lessing nemlich, dessen Namen jeder gelehrte Deutsche mit Ehrfurcht nennt, und auf welchen besonders Churfürsten stolz seyn könnte, welcher ihn erzeugt, und ihm seine erste Bildung gegeben, ohnerachtet es freilich späterhin ihn eben so wenig, als Leibniz u. a. befehlen: — Dieser Lessing hatte Schriften herausgegeben, welche wirklich, wie er auch selbst nicht im geringsten läugnete, die Christliche Religion angriffen, und er ist darüber nicht ernstlich bestraft, er ist, so viel mir bekannt ist, darüber nicht einmal gerichtlich belangt worden. Jener Anti Goetze, in welchem er sein Recht zu dieser Herausgabe

gründet

gründlich erwirft, ist, soviel mir bekannt, selbst in Churfürsten nicht confidirt worden; wenigstens wurde, als ich noch in Leipzig studierte, das Buch in den Buchläden frei verkauft. Wenn die Churfürstliche Regierung einmal nach einer Regel solches Vöcher um ihrer Schädlichkeit willen confiscirt, so muß sie alle schädlichen Vöcher confisciren, und was sie nicht confiscirt, ist anzusehen, als von ihr für unschädlich geachtet, und gestillt. Wenn die Churfürstliche Regierung einmal die Aufsicht über die Redigirbarkeit der Beamten andrer Reichsstände übernimmt, so muß sie consequenter Weise dieselbe ohne Ausnahme üben; und sie hätte dem Bibliothekar des Herzogs von Braunschweig bei demselben eben so wohl anfragen sollen, als sie jetzt die Professoren der Herzoge zu Sachsen bei Ihnen anfragt; denn der Sachse und das Gewicht unserer Druckerei des Herzogs ist doch wohl ohne Zweifel nicht unbedeutender, als das andrer teutscher Herzoge. Die Churfürstliche Regierung hat dieses nicht angesetzt; es ist schon anzunehmen, daß sie durch Kaiserliche Befehle überzengt worden, durch die Sachse, von dieser Befehle gewähren, nicht wohl aber aus Hinaus. Es ist ein geschickter

Schluß

Schriften gegen die Ketzerien herausgegeben zu haben; und dies sind wir keinesweges geständig.

Verhalte dich so, wie es wolle, und habe die Chursächsl. Regierung keinen Grund anerkennen oder nicht, so sind wir durch ein Beispiel in jedem Falle sattfam gedeckt. Dieses Beispiel war uns, als Weicheren, bekannt, wie sich verhält. Dürfte Kellner, ohne Abhandlung von Chursachsen, das Bessere thun, so dürfen wir ohne Zweifel, ohne Abhandlung von Chursachsen zu besorgen, das Bessere thun; so mußten wir nothwendig schließen, wenn wir voraus setzen durften, daß der Deutsche nach Gesetzen regiert werde, und nicht nach bänder Willkühr. Dort sprach kein Gesetz; woher soll denn jezo ein Gesetz kommen? Seit jenem Rolle in Kellners Sache kann Chursachsen keinen Beamten eines fremden Reichthandes — mit seinen eignen Unterthanen ist es ein anderes, diese stehen unter den Landesgesetzen — es kann keinen Beamten eines fremden Reichthandes wegen Schriften wegen die Ketzerien betreffen, und seine Verurteilung fordern, wenn es nicht vorher durch das teutsche Reich ein Gesetz hat ausgehen lassen

lassen, daß dieser Hof über dergleichen Vergehungen die Aufsicht führen werde, und daß er die und die bestimmte Strafe auf dieselben lege; und wenn nicht dieses Gesetz diesen Beamten fremder Reichthümer durch ihre eigene Obrigkeit promulgiert wird. Dann kann jeder sich darnach achten; und wer in Verantwortung und Strafe fällt, kann nicht sagen: das habe ich nicht gewußt, das habe ich nicht wissen, darauf habe ich nicht rechnen können. Wir aber sagen so mit Recht.

b) Aber vielleicht ist schon ein anderes Gesetz vorhanden: — denn wir stehen hier vor den Gesetzen, wo nur positive Gesetze gelten? Wenn auch das, was wir so eben über das Recht gesagt haben, seine abweichenden Ueberzeugungen von jeder Art, und wenn sie auch wirklich alle Religion aufhoben, durch den Druck vor das gelehrte Publicum zu bringen, völlig unrichtig wäre; wenn alle Kirchenväter und Gottesgelehrte, von der Entstehung eines gelehrten Publicum im Schoß der Christlichen Kirche an bis auf diesen Tag, die eben so dachten, geirrt hätten, wenn man uns dieses Irrthums einleuchtend überführte, daß wir kein
vers

vernünftiges Wort weiter zur Vertheidigung desselben vorbringen könnten; — nun, so hätten wir allerdings Unrecht, aber es schiene viel, daß wir dadurch dem Gerichte verfallen wären. Auf Mangel an Logik steht keine bürgerliche Strafe. Diese kann nur durch ein positives vor dem Vergehen vorhandenes, und jedem bekanntes Gesetz ausgesprochen werden. Und wo steht es denn, dieses Gesetz, auf welches wir, selbst auf den Fall, daß unsre Schriften wirklich irreligiös und atheistisch wären, angeklagt sind; und das die ernstliche Verurtheilung bestimmt, die an uns soll ausgeübt werden? In der That, welcher Richterlehre sagt uns, welche Strafe auf der Abfassung und dem Drucke atheistischer Schriften nach teutschen Gesetzen stehe? Daß im Falle dieser Anklage oft gesetzlose Gewalt ausgeübt worden, wobei man bestehende Gesetze verdrehte und deutete, wie sie nimmerso mehr zu deuten sind, ist uns bekannt. Ist es etwa diese gesetzlose Gewalt, welche durch das Chursächsis. Requisitionsschreiben den Durchlauchtigsten Erbkaisern der Academie angeschlossen wird? Sollen wir etwa nach der gesunden Vernunft und dem Naturgesetze — unsrer Ankläger

versteht sich — gerichtet werden? O, man wird sich erinnern, welcher ungeheure Richterspruch in der Zeitgeschichte auch — nach der gesunden Vernunft und dem Naturgesetze, der Ankläger verstehe sich, gefällt wurde! Ich meine, die deutschen Regierungen verabscheuen diese That. Wollen sie dieselbe durch eigne Anwendung des Princip's, nach welchem sie verübt wurde, rechtfertigen? *Discite iustitiam moniti.*

Zwar ist es Gesetz in allen Staaten, nichts gegen die Religion laufendes drucken zu lassen; aber — dieses Gesetz ist offenbar kein Gesetz für den Schriftsteller, sondern für die Staatsverwaltung selbst; es ist kein Civil-, sondern ein Constitutions-Gesetz. — Ist denn nun das, was ich geschrieben habe, gegen die Religion oder nicht? — über diese Frage kann der Schriftsteller sehr ruhig seyn, so gewiß eine Censur eingeführt ist. Die Druckerpresse steht unter der Aufsicht des Staats, und es kann gegen dessen Willen gar nichts gedruckt werden. Der Censor ist's, welcher jene Frage, ganz auf seine eigene Verantwortlichkeit, zu entscheiden hat.

Dies ist klar. Wenn das Gesetz dem Schriftsteller vertraute, so unterwürfe es ihn nicht der Censur; es unterwürfe ihn derselben, vertraut ihm sonach jene Entscheidung nicht an, mache ihn so noch nicht verantwortlich über das, was ihn nicht anvertraut ist. Es ist klar, der Schriftsteller, der der Censur unterworfen ist, ist nur dafür verantwortlich, daß er diese nicht umgehe, und lebe gesprochen, wenn er sie nicht umgangen hat. Ihn den Inhalt seiner Schrift ist sein Censur verantwortlich. So ist z. B. gegen unsern Mitarbeiter, Herrn Forberg, auch nicht einmal eine Klage zu erheben. Er hat seinen Aufsatz zum Drucke nach Jena geschickt. In Jena ist, wie er von seinem ehemaligen Aufenthalte allhier wohl wissen muß, die Censur eingeführt, und er, wie er gleichfalls wohl wissen muß, steht unter derselben. Wir aber haben für unsre und die unter unserm Namen herausgegebenen Schriften die Censurfreiheit; wir waren also seine Censuren. Wir haben den Aufsatz abdrucken lassen, und er ist mit dem Gesetze abgefunden.

Dieses ist nun unser Fall nicht. Die Durchlauchtigsten Erbkaiser anerkennen jeden, den Sie

eines öffentlichen Lehramtes in Ihrer blühenden, berühmten, besuchten, geachteten Universität würdigen, für mündig, der Zucht erwachsen und selbst verantwortlich für seine Schriften, wie für seine Thaten. Sie und Ihre hohen Collegien scheinen nach ihrer Weisheit und Großmuth zu sagen: nur da geht es wohl her, wo jeder treibt, was er versteht. Wir haben gelernt, Land und Leute zu schützen, und zu mehren, den Glor der Staaten zu erhöhen, Recht und Gerechtigkeit allen gleich zu handhaben, und dieses üben wir. Ihr habt eure Kraft und euer Leben der Untersuchung der Wahrheit gewidmet; wir wollen euch vertrauen, daß ihr gelernt habt, was ihr wissen müßt, und über die zu euren Fächern gehörigen Gegenstände so viel versteht, als irgend ein anderer: so wie auch ihr uns vertraut habt, daß wir unser Geschäfte verstehen und unsre Rechte kennen; und in diesem Zutrauen und durch den Ruf der bei uns blühenden Geistesfreiheit bewogen, — größtentheils Ausländer, eure Personen und eure ganze Sicherheit unserm Schutze übergeben habt. Wir wollen auch eurem Willen vertrauen, wie ihr dem unsrigen vertraut: und wie unser Zutrauen zu euch

und

uns nie gelüschet hat" — Und wehe auch dem, der dieses Vertrauen schöner Seelen täuschen, und den von Ihnen großen Ahnherrn auf Sie fort geerbten freien Geist Ihres hohen Hauses trüben könnte!

Durch dieses Vertrauen erhalten wir mehr Würde, aber es fällt auf uns auch mehr Verantwortlichkeit; obgleich wir für unsre Personen nach unsrer Denkart lieber die Last tragen, als der uns fern entbehren würden; ja nur unter dieser Bedingung unsre Lage schätzen und lieben können. Als Censoren unserer eignen und der von uns herausgegebenen Schriften senach, nicht als Schriftsteller konnten die Durchlauchtigsten Erhalter der Unverletzlichkeit uns zur Verantwortung ziehen, und haben uns zur Verantwortung gezogen; und in dem Sie uns durch Ertheilung eines öffentlichen Lehramtes die Censur über uns selbst übertrugen, haben Sie erklärt, daß wir keiner Aufsicht bedürften, daß wir selbst am besten wissen müßten, was in diesen Sächten vorgetragen werden könnte, und solle, und von nun an bloß unserm eignen Gewisse fern, dem gelehrten Publicum, und der Menschheit verantwortlich seyn sollten.

Die Durchlauchtigsten Erhalter würden aus eigenem Betriebe diese Abweichung von ihren eignen Grundsätzen nie gemacht haben. Jenes Heft unser^s Journals ist gegen ein halbes Jahr in Ihren Ländern frey verkauft und gelesen worden; es ist noch mehr geschehen, welches die Bescheidenheit uns hier in Erinnerung zu bringen verbietet, wie haben jenes Heft keinem Auge verborgen: niemand hat uns zur Verantwortung gezogen; es ist sogar nicht ein leiser freundschaftlicher Verweis oder Erinnerung an uns gelangt. Jetzt werden Sie durch einen benachbarten Hof, der hienüber ganz andere Grundsätze hegt und befolgt, und seine Verfahren ganz anders behandelt, aufgefodert. In dieser Auffoderung liegt der zwar nicht im Worte gebrachte, aber denn doch sehr vernünftliche Tadel Ihrer eignen Regierungsmaximen, Ihrer eignen religiösen Grundsätze, oder, anseⁿ gesünderer anzuzeihen, ihrer Unaufmerksamkeit auf höchst bedenkliche Dinge, die unter Ihren Augen getrieben werden. Die Durchlauchtigsten Erhalter wollen küßschweigend diesen Tadel widerlegen. Sie wollen sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen, um an einem lebendigen Beyspiel zu zeigen, welche Bedachtsam-

keit, welche Ueberlegung, welche — wenn es bei der Selbstvertheidigung erlaubt ist, alles zu sagen — welche feste Gründlichkeit ihr Zutrauen erzeuge. Sie haben uns zur Verantwortung gezogen, lediglich, um uns Gelegenheit zu geben, über diese Gegenstände uns hören zu lassen. Wir erkennen diese reife gesinnliche Absicht; und setzen mit stillem Danke, und mit der freiesten Verehrung an die Untersuchung der zweiten unserer erdneten Frage, als den eigentlichen Sitz unserer Vertheidigung, wie an ein heiliges Geschäft, in welchem wir nicht nur unsre Personen, was sehr Ganzes wenig ist, sondern, was unaussprechlich viel ist, die Grundsätze zu vertheidigen haben, nach welchen schabne Regierungen der noch vor kurzem beinahe über die ganze Oberfläche von Europa unterdrückten Geistesfreiheit einen Zutritt erst eröffneten, und dadurch um die Vervollständigung der Menschheit sich ewig dauernde Verdienste erwachen.

Aber wir können dies nicht, ohne in einem zweiten Vortrags erst ein Hinderniß zu entfernen, das uns in einer ledigen und unruhigen Vertheidigung sitzen könnte.

Die Anklage gegen und ist durch **Er. Durchlaucht**, den Churfürsten von Sachsen, eigenhändig unterschrieben. Wird nicht der Hässliche, so dem Teutschen durch seine Verfaßlung zu verehren geborne Name; wird nicht, was mehr ist, dieser Name, den jeder biedere Teutsche ohne Geheer, durch Herzensantrieb, als den Namen der Legalität, der Treue, der Unerschlichkeit auf einem Fürstenthum verehrt, der in dem Augenblick, da ich dieses schreibe, an ein ganz neuerliches hohes Verdict um sein Land erinnert, — wird nicht dieser Name uns schrecken? Wird nicht die geheime und die heilige Verehrung unsern Söhnen die Waffen unserer Vertheidigung entwenden, oder sie abschleppen, damit sie nicht eine verkehrte Brust treffen?

Es wäre sehr übel, wenn unsre Verehrung dies müßte. Wir sind um keine Kleinigkeit angeht. Eine Menge Unglücklicher haben auf diese Anklage, die gegen uns geführt wird, ihr Leben in den Flammen geendet; und bey aller Milde, die man an unserm Zeitalter rühmt, sehe ich nicht ab, welche mindere Strafe, als die der

erw.

ewigen Gefangenschaft, oder der schimpflichsten Landesverweisung man Ärepieten zu denken mag, von denen man im Tone dieses Requisitionsschreibens zu sprechen sich berechtigt glaubt; — sofern wir die ertwaßte Schuld auf uns kommen lassen, und wir das Recht gegen diese Schuld selbst erst hinterher machen will.

O! es ist ein hartes Schicksal, daß gegen uns ein Ärepi — was kein Ärepi je sollte — als Ankläger, daß dieser Ärepi gegen uns als Ankläger aufzutreten scheint. Es wäre ein hartes Schicksal, wenn dasjenige, was sonst selbst dem Verderber Gnade, und dem Züchteten Wiedergutmachung in seine Ehre verschafft, die persönliche Darzweifelhaftigkeit eines Ärepi, und in unserer Vertheiligung die Hände binden sollte. Es wäre hart, jemandem anzumuthen, daß er, auf die Anrede des Mächtigen: du hast Gott gelästert, und bist des Todes schuldig, — aus purem Respect, um nicht zu widersprechen, nicht anders antworten solle, als: ich muß Gott wohl gelästert haben, da du nach deiner Weisheit es so findest, und mir geschehe, was du nach deiner Ehre über mich beschließen magst.

Es wäre übel, wenn unsre Verehrung die Stärke unsrer Verteidigung schwächen müßte, da wir nicht lediglich uns, sondern das Verfahren erhabner teutscher Fürsten, und beinahe den letzten Aufsichtsort der freien Untersuchung, beinahe die letzte Erlaubniß für den menschlichen Geist, weiter fortzurücken, zu verteidigen haben.

Aber muß sie es denn auch, und kann diese Verehrung nicht mit der mutigsten, entschlossenen, aller ihrer Vortheile sich bedienenden Verteidigung verbunden werden?

Es ist die Frage — welche freilich nicht ohne besondre in meiner gegenwärtigen Lage durch mich nicht einzuziehende Erkundigungen beantwortet werden kann — es ist die Frage, ob nicht im Churfürstl. Geheimen Rathe diese Angelegenheit, als zu den Evangelischen Kirchensachen gehörig, behandelt worden, in denen das protestantische Geheimen Raths Collegium, oder der Kirchenrath, ohne Dazwischenkunft des katholischen Landesherren, selbst in höchster Instanz decretirt, und den Beschlus dem Churfürsten zur Unterschrift blos vorgelegt:

legt: daß sonach die höchste Autorität, von welcher diese Anklage ausginge, gar nicht des Chursächsischen Durchlauchtigste Person selbst, sondern irgend ein Minister oder Kirchenrath wäre; welche zu kennen, von welchen zu wissen, ob ihr persönlicher Charakter der Anklage das für und, unfrey Denkart und der Denkart das Publikum nach, furchtbare Gewicht gebe, der Ausländer nicht verbunden ist. Es ist die Frage, wenn diese Sache wirklich so behandelt worden, ob sie ihrer Natur nach, da man uns ja nicht der Abweisung von einer positiven Kettenentzweiung, sondern der vollkommenen Irreligiosität bezüchtigt, so hätte behandelt werden sollen; oder, wenn sie nicht so behandelt worden, ob sie es nicht doch hätte sollen, da ja die Religion überhört, und besonders die Frage über die Denk- und Lehrfreiheit in der Religion gar sehr mit der Besondern Confession, zu der sich jemand bekennt, zusammenhängt; ob sonach nicht auch einer in der Landesverfassung selbst liegenden unauflösblichen Frage über diese Angelegenheit jeder Schritt hätte unterlassen werden müssen.

Jedoch, diese Frage entscheide, wem es zur kommt; unser Vertheidigung ist sie fremd, und wie verfahren sie nur im Vorbergehen. Gehe die Anklage aus von der Person des Thun, lusten, oder nicht, so geht sie doch immer von einem Theilhas her an der obrigkeitlichen Gewalt aus, und dieser sind wir Keisepet schuldig. Aber diese obrigkeitliche Gewalt hat sich denn doch, wie es auch zu Anfange des Requisitionsschreibens heißt, anzeigen lassen. Wir halten uns an den Anzeiger und an die Anzeiger des Anzeigers, bis wir zuletzt bis zur ersten Quelle kommen, welches uns auch nicht fehlen soll.

Ueberhaupt — die Souveränität gilt nur für die Verwaltung der äußern Macht, keinesweges aber für das Raisonnement. Es giebt eben so wenig eine souveräne Logik, als es, wie jener Cäsar erfahren mußte, eine souveräne Grammatik giebt. So lange noch ein logisches Geschäft abzuthun ist, tritt die Souveränität gar nicht ein, indem sie ja dadurch die ihr nothwendig zukommende Anfallslibertät in Gefahr setzen würde. Dieses logische Geschäft machen die Advocaten mit einander ab,

ab, welche sich vollkommen gleich sind, und sich gegenseitig nicht im geringsten zu respectiren haben. Erst da, wo diese fertig sind, schließt sich der Anspruch der Souveränität an.

So verhält es sich auch in unsrer Angelegenheit. Wenn die Angeklagten atheïstische Aufsätze verfaßt und zum Drucke befördert haben, so sollen sie gestraft werden: — so viel, nur so viel und nicht mehr sagt der fremde Staat, der an unsere Obrigkeit schreibt; nur so viel und nicht mehr kann er als Staat sagen. Wir könnten auch dagegen manches vorbringen; aber wir sind nur Privatpersonen, und unterwerfen uns mit Ehrfurcht dem geheiligten Anspruche. Daß die Angeklagten atheïstische Aeußerungen vorgetragen haben, sagt nicht der Staat; dies kann der Staat nicht sagen: dieser Satz ist Resultat eines *Raisonnements*, aber der Staat *raisonnirt* nie, er decretirt. Dies sagt irgend ein Verstand, der *raisonniren* zu können glaubt, und dem wir keine andere Achtung schuldig sind, als die er sich durch seine Gründe zu erwerben weiß. Wir sind auch ein Verstand, der *raisonniren* zu können glaubt.

glaubt, und in sofern eine geistige Macht, die der uns gegenüber stehenden geistigen Macht vollkommen gleich ist. Wer es besser kann, das wird sich zeigen, und dadurch allein wird die Obermacht bestimmt werden, welche hier Statt findet.

Wir haben es schon in Beantwortung der zweiten Frage, ob die von uns, als Censoren zum Zwecke zugelassenen Aufsätze wirklich atheistisch seyen, und in Widerlegung der Aufgabe, daß sie es seyen, gar nicht mit der Überheerlichkeit zu thun: wir versichern hierdurch dieses feierlichste unsrer höchsten Ehrfurcht, wir declariren hierdurch ausdrücklich und feierlichst, daß wir es hier mit demselben nicht zu thun haben, noch zu thun zu haben glauben, oder wollen; daß kein Tadel, der etwa unsern Gegener — so wollen wir von nun an den von aller Person abgesonderten Versuch nennen, welcher gedacht hat, was in dem Chursächsischen Requisitionsschreiben steht — der, sage ich, unsern Gegner trifft, die Heiligkeit des Staats

Staat treffen, treffen könne, treffen solle; daß wir jede Deutung dieser Art verabscheuen, ihr widersprechen, und ihr immer widersprechen werden; wir declariren dieses hiers für einmal auf immer, und bieten, an diese Declaration öffentlich in der Folge zu denken, wo sie nöthig scheinen könnte. Wir verhalten hiermit feierlich das heilige Haupt der Majestät, und wenden uns an den gegnerischen Verstand.

Nro

2) Sind denn nun die von uns zum Drucke beförderte Aufsätze wirklich atheistisch, wie der Gegner vorgiebt?

A) Was mag dem Gegner Atheismus heißen? Er hat verfaßt, einen Begriff des Atheismus ausdrücklich aufstellen, aus dem Zusammenhang aber, aus der Art der Anlage, aus dem zum Beweise unvers Atheismus aufgehobenen Stellen können wir diesen seinen Begriff umdrehen erhalten, dürfen wir es nicht wagen, ihn zu

erklären

errathen, ohne zu fürchten, daß wir ihm unrecht thun möchten. So ist z. B. in der Vorlage zum Requisitionsschreiben die Stelle S. 14. in meiner Abhandlung, als Verwechslung des Atheismus ausgehoben, folgende Stelle:

„Der wahre Atheismus, der eigentliche Unglaube, und Gottlosigkeit besteht darin, daß man über die Folgen seiner Handlungen klügelt, der Stimme seines Gewissens nicht eher gehorcht, als man den guten Erfolg vorher zu sehen glaubt, so seinen eigenen Rath über den Rath Gottes erhebt, und sich selbst zum Gotte macht. Wer Böses thun will, damit Gutes daraus komme, ist ein Gottloser. In einer moralischen Welt Regierung kann aus dem Bösen nie Gutes folgen, und so gewis du an die erstere glaubst, ist es dir unmöglich, das letztere zu denken. Du darfst nicht tägen, und wenn die Welt darüber in Trümmern zerfallen sollte. Aber dies ist nur eine Redensart; wenn du im Ernste glauben dürftest, daß sie zerfallen würde, so wäre wenigstens dein Wesen sich selbst widersprechend, und sich selbst vernichtend. Aber dies glaubst du eben nicht,

„nicht, noch kannst, noch darfst du es glauben;
 „du weißt, daß in dem Plane ihrer Erhaltung
 „sicherlich nicht auf eine Tüge gerechnet ist.“

Also sollte wohl, nach dem Gegner ein wahrer
 rechtsgläubiger Bekenner Gottes sich so ausdrücken:

„Der rechte Glaube, die wahre Gottseligkeit
 besteht darin, daß man über die Folgen seines
 Handlungen kühle, und der Stimme seines Gewis-
 sens nicht eher gehorcht, bis man den guten
 Erfolg sicher verherrlicht; so seinen vianen Nach-
 zum Reiche Gottes erhebe, und sich selbst zum
 Gatte mache. Wer Böses thun will, damit Gu-
 tes daraus komme, der ist der wahre Gottselige.
 In einer moralischen Welt-Regierung folgt aus
 dem Bösen (dem moralisch : Bösen, wie der
 Zusammenhang setzt, dem Uebel) Gutes, und so
 gewiß du an die erstere glaubst, ist es die schlechte
 hin notwendig, das letztere zu denken. Du mußt
 immer lügen, und wenn die Welt darüber in
 Trümmern zerfallen sollte. Aber dies ist nur eine
 Nebenart. Wenn du im Triste glauben darfst,
 daß sie zerfallen würde, so wärd wenigstens kein

Wen

Wesen schlechthin widersprechend, und sich selbst vernichtend. Aber dies glaubst du eben nicht, noch kannst, noch darfst du es glauben; du weißt, daß in dem Plane der Welt-Erhaltung sicherlich auf kein wahres Wort gerechnet ist."

Dürfen, sollen wir etwa dies für die wahre Meinung des Gegners halten? Und wenn nicht, was sollen wir aus der Anklage machen, und wie können wir uns auf sie einlassen?

Der Gegner mag in der That über dem Begriff des Atheismus mit uns so uneinig sein, daß gerade dasjenige, was er für die wahre Religion hält, uns als Atheismus und Götzenlehre, und das, was er für Atheismus hält, uns als die einzig wahre Religion erscheint. Ist unsere Lehre ihm weder mit der natürlichen noch christlichen Religion übereinstimmend, so ist dagegen die seinige für uns Verdrehung und Herabwürdigung der christlichen Religion. Die Gründe dieser Meinung habe ich in der beigefügten Schrift, (Nicht s. Apellation an das Publicum gegen r. Verlage A.) besonders S. 31, 32. und S. 72 ff.) aufgestellt.

Wer von uns beiden hat denn nun in seiner Meinung von dem andern recht, und wo ist der dritte, der zwischen uns entscheide? Wir können keiner des andern Richter seyn, denn wir sind ja selbst die Partheyen.

Ich kann hier mit dem Gegner nicht in das Innere der Sache hineingehen, weil er keinen Begriff des Atheismus aufgestellt hat, und wie schlechterdings nicht wissen können, was er an unsrer Lehre zu tadeln findet. Wir versichern aber hierdurch feierlich, daß, wenn irgend ein Geslehrter mit Gründen, und logisch sich als Vertheidiger jener Anschuldigung unsrer Lehre darstellen wird, wir ihm ganz sicher Rede stehen werden. Vor jetzt vermögen wir nichts weiter, als

B) den äußern Beweis zu führen, daß aus unsrer Lehre mit keinem Grunde sich auf Atheismus schließen lasse.

Wir führen diesen Beweis so, daß wir von einigen logischen Axiomen ausgehen, in der Hoffnung, daß der Gegner diese verstehen und zugeben werde.

Erstes logisches Axiom.

Wer gewisse Bestimmungen einer Sache (in einem Begriffe) läugnet, hebt dadurch nicht nothwendig die Sache (den Begriff) selbst auf.

Nun werden in jenen Aufsätzen allerdings gewisse Bestimmungen im Begriffe der Gottheit geläugnet.

Daraus aber folgt nach keiner Logik, daß dadurch die Gottheit selbst aufgehoben werde, und sonach jene Aufsätze atheistisch seyen.

Von den Untersatz unsers Syllogismus haben wir zu erörtern. Es wird nemlich in jenen Aufsätzen geläugnet

1) die Ausgedehntheit Gottes im Raume, oder seine Körperlichkeit. — Daß in einigen Stellen, die dem Gegner aufgefällt sind, nur diese geläugnet sei, und aus welchen Gründen sie geläugnet werden müsse, kann ich nicht darthun, ohne ein wenig in das Innere der Transscendental-Philosophie hinein zu gehen.

Ich werde mich dabei der höchsten Klarheit und der strengsten Präcision befleißigen. Sollte dennoch dem gegnerischen Verstande dadurch nichts klar werden, weil es ihm etwa gänzlich an Vorkenntnissen fehlt, so wird wenigstens andern die Sache dadurch klarer werden. Er, der Gegner, sei nur so billig, aus dem, was er nicht versteht, mir nicht neue Keßereien zu machen, sondern sich zu bescheiden, daß ers nicht verstehe, und dabei anzuerkennen, daß er von einer Sache Nichts genommen, die ihm nichts angehen kann, da er davon nichts versteht.

Ich werde die ausgemachten, und anderwärts von mir streng erwiesenen, obgleich bis jetzt den wenigsten Philosophen bekannten, und von ihnen anerkannten Wahrheiten, aus denen unsre Abslängnung der Körperlichkeit Gottes hervorgeht, in einzelnen Sätzen aufstellen.

1) Alles unser Denken ist ein Schematisiren, d. h. ein Construiren, ein Beschränken und Bilden einer für unser Gemüth beim Denken vorauszusetzenden Grundlage. (Schema.)

In der Geometrie z. B. wird durch die Entwerfung eines Dreiecks, eines Kreises, u. dergl. der leere Raum auf eine gewisse Weise eingeschränkt; und dies ist allenfalls allgemeiner bekannt, und zugestanden. Aber diese Construction des Object's a Priori gilt nicht etwa nur für die Geometrie; sie gilt für alles unser Denken, auch dasjenige, was wir Erfahrung nennen. Der Unterschied ist bloß der, daß wir im ersten Falle des Aktes dieses Construirens uns unmittelbar bewußt werden können; im zweiten aber erst vermittelt einer Transcendental-Philosophie darauf schließen.

2) Dergleichen Schemata giebt es zwei: — Handeln (reines, selbstständiges, schlechtzinanfangendes, lediglich in sich selbst gegründetes Handeln) und ausgedehnter Stoff. (Die Zeit liegt zwischen beiden, ist das vermittelnde von beiden, und die Erörterung derselben gehört nicht hieher.)

3) Das erstere Schema wird uns gegeben durch das Pflichtgebot; durch den absoluten in keinem andern Denken oder Seyn begründeten Gesetzen,
 danken,

anken, daß wir schlechthin etwas thun sollen. Dieser Gedanke, und das durch ihn gegebene Schema: Handeln, ist die Basis unsers Wesens; ist das, wodurch allein wir sind, und worin einzig unser wahres Seyn besteht.

4) Das zweite Schema entsteht uns vermittlest der Auffassung des ersten durch unser sinnliches Vorstellungsvermögen; Einbildungskraft genannt. Was wir erblicken, ist immer das erste; das Instrument, gleichsam das gefärbte Glas, durch welches hindurch wir unter gewissen Bedingungen es allein erblicken können, ist die Einbildungskraft; und in diesem gefärbten Glase verändert es seine Gestalt, und wird zum zweiten,

5) Ich nenne das erstere das über sinnliche, das zweite das sinnliche: die Art des ersten unmittelbar sich bewußt zu werden, intellectuelle, die Art, des zweiten unmittelbar sich bewußt zu werden, sinnliche Anschauung.

6) Es giebt eine Region des Bewußtseyns, in welchem die sinnliche Ansicht des einzigen

wahren Stoff alles unsers Bewußtseyns, des Ueber-
 Sinnlichen, begleitet von einem Gefühle (dem
 Sinnengefühle, dem Eindrücke) sich uns schlechters
 dings aufdringt; in welcher Region sonach, ohne
 die Erörterungen und Ableitungen einer Transscen-
 dental-Philosophie das sinnliche als erstes, ur-
 sprüngliches, für sich existirendes erscheint. Diese
 Region ist die gesammte äußere Erfahrung.
 Nur demjenigen, was in dieser Region liegt, kom-
 men diejenigen Bestimmungen in unserm Denken
 zu, die wir in der Sprache durch das Prädikat
 des Seyns (Beharrens, und Bestehens) bezeich-
 nen; nur ihm die weitem Bestimmungen dieses
 Seyns, Substantialität, Causalität, u. s. w. —
 Nur der Gegenstand der Erfahrung ist, und es
 ist nichts, außer der Erfahrung: (welches schlecht-
 weg gebrauchte ist freilich etwas ganz anders be-
 deutet, als die logische Copula: ist. In dieser
 Bedeutung bedienen wir uns in der Philosophie,
 für Philosophen, dieses Ausdrucks; und es ist
 nicht unsre Schuld, wenn Leute, die unsern
 Sprachgebrauch nicht gelernt haben, doch unsre
 Schriften lesen und beurtheilen).

In dieser Region ist der Begriff Erkenntnis; und man nennt diesen Boden den theore-
tischen.

7) Neben dieser verknüpflichen Ansicht des ein-
gen wahren Urtheils alles unsers Bewußtseyns, des
Uebersinnlichen, und mit derselben unzertrennlich
vereinigt, giebt es noch eine andere Ansicht dessel-
ben, die, durch das bloße reine Den-
ken. Diese Ansicht giebt das unmittelbare Be-
wußtseyn unsrer metathetischen Bestimmung. Was
in dieser Form, d. h. nicht durch Sinneneindruck
gegeben wird, ist, den Vernunftgesetzen gemäß,
nicht als Stoff im Raume nach dem zweiten Sche-
ma zu construiren, und wer es so construirt, denkt
vernunftwidrig; es ist als ein Handeln zu constru-
ren; nach dem ersten Schema; und es komme ihm
kein mögliches sinnliches Prädicat, nicht das des
Seyns, der Substantialität u. s. f. zu. Wer
ihm ein solches Prädicat beilegt, verfährt ver-
nunftwidrig. In Rücksicht des Einen Theils des-
sen, was in dieser Sphäre liegt, anerkennt man
jene Bemerkung als allgemein. Niemand hat sich
noch die Tugend, als eine Kugel, oder als eine

Pyramide gedacht; man denkt sie als eine Handelsweise.

Aber der andere Theil dieser Sphäre ist das, was wir Gott nennen. Nur in dieser Sphäre entsteht uns die Idee des wahren Gottes. Entsteht sie in der Sphäre der sinnlichen Erfahrung, so ist sie ein Produkt des Aberglaubens und der Unwissenheit. Sonach ist diese Idee gleichfalls zu beschreiben nach dem ersten Schema; und Gott ist zu denken, als eine Ordnung von Dingen und Begehrnissen, keinesweges aber, als eine Form der Ausdehnung. Man kann von ihm nicht sagen: er ist Substanz, oder des Etwas: denn dies heißt nach unserm Systeme, und nach dem nothwendigen Sprachgebrauche desselben, sagen: er ist eine ausgedehnte Materie, und läßt sich sehen, hören, fühlen u. s. w.

Rein philosophisch müßte man von Gott so reden: Er ist (die logische Copula) kein Seyn, sondern ein reines Handeln, (Leben und Princip einer übersinnlichen Weltordnung) gleichwie auch ich, endliche Intelligenz, kein Seyn, sondern ein reines Handeln bin: — pflichtmäßig

ges Handeln, als Glied jener überfinnlichen Weltordnung.

Aus diesem Zusammenhange des Denkens ist die S. 17. meines Aufsatzes beständige Stelle: der Begriff von Gott, als einer besondern Substanz, sey unmöglich und widersprechend, zu erklären. Sie heißt in der Sprache des Cleaners forkl als: der Begriff von Gott, als einem materiellen Dinge sey unmöglich und widersprechend. Möchte wohl der gegnerische Verstand das Gegentheil behaupten?

Aus ihm ist die Korbergische Stelle zu erklären: — „Ist ein Gott? Antw. Es ist und bleibt ungewiß, denn diese Frage ist (ich nemptlich, der ich als Verf. der beste Ausleger meiner Worte seyn muß, verstehe sie in dieser Stelle so, und will sie hier so verstanden wissen), sie ist aus speculativer Neugierde (auf dem Gebiete der theoretiſchen Philosophie, sonach auch in der Bedeutung der Wörter, welche dieselben auf diesem Gebiete nothwendig haben) aufgeworfen.“ Hr. Korberg ist vorsichtig genug, für den Kenner hins

lediglich seinen Sprachgebrauch zu bestimmen. Seine Worte bedeuten in der Terminologie des Gegners soviel, als: Ist Gott Materie im Raume? Und da hat denn, meines Erachtens, Forberg philosophisch unrecht, und neigt sich viel zu sehr auf die Seite des Gegners, indem er dieselbe bloß mit einem: es ist ungewiß, beantwortet. Aber atheismus ist denn doch wohl dieser sein Ekticismus nicht; und es kommt am wenigsten dem Gegner zu, Herrn Forberg darüber anzuklagen, daß er die Körperlichkeit Gottes halb und halb zugiebt, indem er mich darüber anklagt, daß ich sie entschieden abtöugne. — Ich verfaßte die S. 17. meines Aufsatzes befindliche, und als Beweis meines Atheismus ausgehobene Stelle: „Es ist ein Mißverständniß“ &c. lediglich in der Absicht, um jene Forberg'sche Aeußerung zu berichtigen, zu welcher Berichtigung ja nach S. 2. mein Aufsatz überhaupt bestimmt war; und diese Stelle würde, wenn ich bei meinem ersten Entschlusse geblieben, und nicht der Bitte Forberg's, seinen Aufsatz nicht mit Noten zu versehen, nachgegeben hätte, als Note unter der erwähnten Forberg'schen Stelle stehen, wo vielleicht der Geg-

ner

ner ihre Tendenz besser bemerkt haben würde. Ich hatte jene Forbergische Aeußerung zu verhiilfen in doppelter Rücksicht: theils darin, daß die Frage: ist ein Gott, auch noch in einem andern, als in dem von Forberg angenommenen Sinne, aufgeworfen werden könne; und darauf gehen die Worte: „Es ist gar nicht zweifelhaft“ 2c. theils darin, daß sie in dem von Forberg angenommenen Sinne ledichthin verneint werden müsse; und darauf gehen die Worte: „Es kann eben so wenig von der andern Seite“ 2c.

Eben so ist die im Anzuge folgende Forbergische Stelle anzusehen,

In diesem Sinne ist die S. 25. meines Aufsatzes befindliche Stelle zu erklären: „Es liegt kein Grund in der Vernunft, aus jener moralischen Weltordnung herauszugehen, und vermuthet einen Schlußes vom Begründeten auf den Grund noch ein besonderes Wesen, als die Ursache desselben anzuerkennen.“ — Dieser Schluß vom Begründeten auf den Grund wird durch den ursprünglichen Verstand gemacht lediglich auf dem Gebiete der sinnlichen Erfahrung, um das fließende
Phä

Phänomen an ein bestellendes Substrat anzufügen, welches stets körperlich ist. Hier soll bei dem fließenden, dem reinen Handeln, stehen geblieben werden; denn dies ist selbst das unmittelbare, ist das Hier allein gültige Thema, und wec jenen Schluß macht, sucht und erhält unvermeidlich ein bestellendes, körperliches Substrat für das reine Handeln der Gottheit.

Ist es denn nun in allem Ernste die wahre Meinung des gegnerischen Verstandes, daß die Verfasser der beiden angeklagten Aufsätze Unrecht gehabt haben, das angezeigte zu behaupten? Ist es sein wahrer Ernst, daß sie durch die Ablängung der Körperlichkeit Gottes Gotteseidlungen überhäupt werden; so muß er nicht nur behaupten, daß Gott unter andern auch ausgeheut sey, sondern, da nach ihm durch die Aufhebung dieses Prädikats die ganze Existenz Gottes aufgehoben seyn soll, daß ihm nur diese Art der Existenz, und schlechthin keine andere zukomme, und daß er nichts, als Materie sey. Soll ich ihm mit klaren Worten sagen, worin er seinen Gott verwandelt? Und ist denn nun dies der orthodoxe, mit natürlicher

Köher und Christlicher Religion übereinstimmende
Glaube über Gott?

8) Nun wird es jedoch, wenn von jenem reinen Handeln besonders geredet, und ihm, als logischem Subjecte, ich sage, als logischem Subjecte, gewisse Prädicate beigelegt werden sollten (welches alles man, meiner Meinung nach, schließlich unterläßt, indem es zur Erbauung nichts beiträgt, und denn doch gar zu leicht theoretische Zerthümer und Aberglauben herbeiführen kann) — es wird, sage ich, dann durch die Sinnlichkeit unserer Vorstellungsvermögens nothwendig, sich jenes reine Handeln auf etwas, zwar nicht im Raume, aber doch in der Zeit ausgedehntes (auf eine fixirte Zeitlinie) zu übertragen, um das, auch nur durch die Sinnlichkeit unserer Vorstellungsvermögens entstandene Mannigfaltige des Handelns darin, als in seiner Einheit, zu fassen. Dieses lediglich durch die Zeit ausgedehnte, diese fixirte Zeitlinie nennt die Sprache einen Geist. Auf diesem Wege entsteht uns der Begriff unserer eignen Seele, als eines Geistes; in demselben Zusammenhange des Denkens sagt man: Gott sey ein Geist.

Nun

Nun ist ein Geist nicht, in der oben erklärten Bedeutung des Wortes; er ist kein Ding, aber nur das Ding ist. Ein Geist ist ein bloßer auf dem so eben beschriebenen Wege entstandener Begriff. Er ist ein Nothbehelf unsrer Schwäche, die, nachdem sie alles eigentlich existirende weggedacht hat, doch in die leere Stelle des logischen Subjects, von dem sie spricht (und weit lieber nicht davon spricht) etwas hinein setzt, das nicht eigentlich seyn soll, und denn doch seyn soll.

Der Satz: Gott ist ein Geist, hat bloß als negativer Satz, als Negation der Körperlichkeit, seinen guten, tröstlichen Sinn. Insofern untere ich schreibe ich ihn, und setze ihn meinem Gegner entgegen, so wie ihn Jesus den Juden entgegengesetzt, welche gleichfalls Gott eine körperliche Gegenwart im Tempel zu Jerusalem beimaßen. In dem angeklagten Aufsatze auf diese Bestimmung im Begriffe der Gottheit mich einzulassen, gehörte nicht zur Sache, indem ich, wie ich in der Einleitung ausdrücklich sagte, die Materie nicht erschöpfen, sondern lediglich den Aufsatz, dessen Mißherausgeber ich war, in einigen Punkten berichtigen wollte.

Hier

Hier gehört es zur Sache: indem ich dem Gegner keine vernünftige Einwendung gegen uns übrig lassen will.

Derselbe Satz, als positiver, zur Bestimmung des göttlichen Wesens dienender Satz ist ganz unbrauchbar; denn wir wissen eben so wenig, worin das Wesen eines Geistes, als wir wissen, worin das Wesen Gottes bestehe.

II) Es wird in jenen Aufsätzen gelugnet die Begreiflichkeit Gottes.

Auch zur Erläuterung dieses Punktes muß ich einiges, auf die Gefahr auch hier missverstanden zu werden, aus dem Innern meines Systems herbringen.

1) Alles unser Denken ist ein Beschränken, sagte ich oben: und eben in dieser Rücksicht heißt es begreifen; zusammengreifen etwas aus einer Masse von bestimmbarem; so daß immer außerhalb der gezogenen Grenze noch etwas bleibe, das nicht mit hinein gegriffen ist, und also dem Begreifen nicht zukomme. Ich setze jeden, der dies

dies ließt, auf, zu versuchen, ob er auf andere Weise begreifen könne. Alle Realität, die wir fassen, ist nur endlich, und sie wird es dadurch, daß wir sie fassen. Alles, was für uns Etwas ist, ist es nur, in wiefern es etwas anderes auch nicht ist; alle Positivität ist nur möglich durch Negation; wie denn das Wort bestimmen selbst nichts anders bedeutet, als beschränken.

2) Es ist sonach klar, daß, sobald man Gott zum Objecte eines Begriffs macht, er eben dadurch aufhört Gott, d. h. unendlich zu seyn, und in Schranken eingeschlossen wird.

Das lehrt denn auch der Augenschein an allen Begriffen, die man von jeher von Gott aufgestellt hat. Jener außerweltliche Gott, den ich vielleicht dem gegenwärtigen Verstande zufolge hätte lehren sollen, ist doch wohl die Welt nicht, da er ja außer der Welt ist. Sein Begriff ist sonach durch Negation bestimmt, und er ist nicht unendlich, sonach nicht Gott.

Was sie darauf antworten, ist mir recht bekannt. Die Welt sey selbst nur eine Negation,

weil

welche eben deswegen aus dem Begriffe des allers
realfien Wesens weggelassen werden müsse. Im
Erfte, ist ihnen denn die Welt bloße Negation,
und halten sie dieselbe in irgend einer andern Stelle
ihres Systems dafür, außer in dieser Verlegenheit?

Soll denn nun Gott — dürfte im Vorbeis
gehn jemand fragen, und ich will im Vorbeigehn
diese Frage beantworten — soll denn nun Gott
gedacht werden, als Eins mit der Welt? — Ich
antworte: weder als Eins mit ihr, noch als vers
chieden von ihr; er soll überhaupt nicht mit ihr
(der Stunnenwelt) zusammengedacht, und übers
haupt gar nicht gedacht werden, weil dies unmöge
lich ist. Wie ich über die Welt denke, wird sich
bald zeigen.

3) Auf diese entschiedne Ablängnung der Ver
greiflichkeit Gottes gründet sich dasjenige, was ich
in jenem Aufsatze über die Unmöglichkeit, Gott
Persönlichkeit zuzuschreiben, und Bewußts
seyn, beigebracht habe. Man übersehe ja nicht
den Grund, aus welchem ich diese Möglichkeit
läugnete. Ich rede (S. 16.) von unserm eigs
nen begreiflichen Bewußtseyn, zeig,

2

daß

daß der Begriff desselben notwendig Schranken bei sich führet, und sonach dieser Begriff des Bewußtseyns nicht für Gott gelten kann.

Nur in dieser Rücksicht, nur in Rücksicht der Schranken, und der dadurch bedingten Begreiflichkeit habe ich das Bewußtseyn Gottes geläugnet. Der Materie noch — daß ich mich bemühe, das unbegreifliche auszudrücken, so gut ich kann! — der Materie noch ist die Gottheit lauter Bewußtseyn, sie ist Intelligenz, reine Intelligenz, geistiges Leben und Thätigkeit. Dieses Intelligente aber in einen Begriff zu fassen, und zu beschreiben wie es von sich selbst und andern wisse, ist schlechthin unmöglich.

Auf eben dieselbe Weise gründet sich die Stelle im Vorbergrifflichen Aufsatze (S. 22.) „Die Religion kann eben so gut mit dem Polytheismus, als mit dem Monotheismus, eben so gut mit dem Anthropomorphismus, als mit dem Spirituallismus zusammen bestehen.“ Wenn Religion hier gleichbedeutend ist mit Religionsidee, wie es dem Zusammenhange zufolge unstreitig ist, so unterschreibe ich die ganze Stelle. Zwar ist sie philosophisch

forbisch nicht streng richtig: Gott ist weder Einer, noch Viele, weder ein Mensch, noch ein Geist: alle diese Prädicate passen nur für endliche Wesen, nicht aber für den Unbegreiflichen, Unendlichen. Schreibt man ihm aber einmal Eins von jenen Prädicaten zu, so ist es gleichviel, welches; der Irrthum ist bei allen derselbe, daß man den Unbegreiflichen begreifen will. Es ist jedoch nur ein theoretischer Irrthum, der mit der Rechtgläubigkeit des Herzens sehr süßlich beisammen bestehen kann.

In Summa: dadurch, daß etwas begriffen wird, hört es auf Gott zu seyn; und jeder vorurtheiliche Begriff von Gott ist nothwendig der eines Argens.* Wer da sagt: du sollst dir keinen Begriff von Gott machen, sagt mit andern Worten: du sollst dir keinen Götzen machen, und sein Gebot bedeutet geistig dasselbe, was das uralte Mosesische sinnlich: Du sollst dir kein Bildniß machen, noch irgend ein Gleichniß z. B. bete sie nicht an, und diene ihnen nicht.

Und nun — ist es denn Atheismus, ist es denn eine Heterodoxie, ist es denn auch nur eine neue ungewöhnliche Behauptung, daß Gott un-

greiflich sey? Sagt nicht die Bibel, daß Gott ein Licht sey, zu dem niemand kommen könne, daß ihn noch nie jemand erkannt habe u. dergl., steht es nicht fast in allen Katechismen mit unsern eignen Worten, daß Gott unbegreiflich sey; weiß dies der Gegner nicht sowohl, als wir, und sagt er es nicht vielleicht selbst bey andern Gelegenheiten? Aber freilich, die Worte und das Verfahren der Gegenparthey stehen nicht selten im Widerspruch; und indem sie noch sagen, Gott sey unbegreiflich, stellen sie einen sehr genau bestimmten Begriff desselben auf, und bezüchtigen des Atheismus und jeden, der consequenter ist, denn sie.

Zweites logisches Axiom.

Wer gewisse Beweise für eine Sache läugnet, läugnet darum nicht nothwendig die Sache selbst.

Nun läugnen wir allerdings gewisse Beweise für das Daseyn Gottes.

Daraus aber folgt nicht, daß wir das Daseyn Gottes selbst läugnen.

Sie legen Rechenschaft ab über den Untersatz
unseres Syllogismus.

1) Ein Verweis überhaupt ist die Aufzeigung
des Grundes, irgend etwas anzunehmen. Es
nach bedürfen der Beweise, und sind der Beweise
fähig lediglich vermittelte Erkenntnisse, —
lediglich dasjenige, was man nur um einer andern
Erkenntniß willen annimmt, keineswegs aber un-
mittelbare, die man weiß dadurch, daß man
überhaupt weiß, und so, wie man auch nur von
sich selbst weiß.

Der Glaube an eine überstunliche Welt gehört
nach unsrer Philosophie unter die unmittelbaren
Wahrheiten; ja er ist das Unmittelbare selbst vor-
zugweise; er ist sonach gar keines Beweises,
gar keiner Vermittelung durch andere Wahrheiten,
und aus andern Wahrheiten fähig. Dadurch ver-
liert er nun nicht etwa an seiner Gewisheit und Zu-
verlässigkeit; er würde gewinnen, wenn es ver-
schiedene Grade der Gewisheit geben könnte. Aber
er erhält dadurch eine ganz eigne Dignität und
Würde. —

Führen mir doch einmal diese, die-alles be-
weisen wollen, recht ordentlich wie man soll, durch
Verknüpfung der Begriffe, den Beweis, daß der
Gegenstand da, den sie etwa roth erblicken, wirk-
lich roth, daß jener Gegenstand, den sie etwa süß
schmecken, wirklich süß ist. Ich denke, sie wer-
den es unterlassen müssen, ohne daß sie darum we-
niger an diese Aussagen ihres äußern Sinnes glaub-
ten. Aber die übersinnliche Welt wird dem mora-
listischen Menschen gegeben durch den innern Sinn,
dem er sogar mehr glaubt, als dem äußern, in-
dem der letztere doch nur Erscheinungen, der erstere
aber das einzig mögliche „An sich“ liefert.

;) Im Beweise von Gottes Daseyn soll eine
Erleuchtung bewiesen werden. Aber alle Schlüsse auf
Erleuchtung gründen sich auf die Anknüpfung eines be-
stehenden und ruhenden an ein zufälliges und flie-
gendes. — Nun giebt mir entweder der Gegner das abso-
lute Postulat einer übersinnlichen Weltordnung, als
ein unmittelbares, zu: und fordert bloß das von mir,
daß ich von dieser übersinnlichen Ordnung aus auf
einen selbstständigen Urheber derselben schließen soll,
wie es einige Freunde der neuen Philosophie gethan
haben

haben. Aber, wie könnte ich dies, da ich ja wahrhaftig jene überflüssige Ordnung keinesweges für ein zufälliges, und fließendes, einer Erklärung durch ein anderes bedürftendes, sondern für das absolute durch sich selbst bestimmteste halte. Oder er giebt mir jenes *P* folget nicht zu, und muthet mir sonach auch jenen Schluß nicht an; und ich bin sehr überzeugt, daß das letztere kein *Null* ist. Ein neu andern Schluß mag er mir wohl anmuthen: den von der Existenz der Sinnenwelt auf einen vernünftigen Urheber derselben.

Er entschuldige mich; ich bin wirklich einen solchen Schluß zu machen; indem ich sogar davor warne, wovon die *r* *Er* *ist* ausgeht, schlechthin nicht annehme, die selbständige Existenz einer Sinnenwelt. Ich habe dies in dem angelegten Aufsatze sehr freimüthig erklärt. Ich habe sonach keinen Causalschluß zu machen, um eine Existenz zu erklären, die nach mir gar nicht statt findet. Auch über die Gründe dieser Behauptung habe ich so eben unter N. I. des ersten Axioms dem Verständigen genug gesagt. Ist es dem Gegner nicht genug, so kann ich ihm nicht helfen. Halte er nach

einem solchen Bekenntnisse mich immer für geßdet; dies soll ihm frei stehen: denke er auf eine neue Benennung, nenne er mich etwa einen Atoëmisten, nur nenne er mich nicht einen Atheisten: das, was ich läugne, liegt ganz wo anders, als er denkt.

Will nun der Gegner nicht zugeben, daß ich durch das gesagte mich gegen die Verschuldigung des Atheismus gerechtfertiget habe, so muß er auch das zweite oben aufgestellte Axiom läugnen; und es wird dadurch klar, daß es ihm nicht um die Ehre Gottes zu thun ist, sondern lediglich um die Ehre der Beweise, die er zu führen pflegt.

C. So viel zu unsrer Rechtfertigung gegen die directe Verschuldigung des Atheismus. Man hat noch andere Verschuldigungen vorgebracht. Unsre Grundsätze gingen überhaupt auf die Ausrottung der religiösen Denkart, sie stritten insbesondere gegen die christliche Religion; sie seyen der Sicherheit der Staaten gefährlich.

Wahrheit, und Unwahrheit der streitig gewordenen Behauptungen gegenwärtig abgerechnet,
kennt

konnte auch wohl der Gegner den Geist und das Ver-
 hältniß des Zeitalters? Doch was frage ich erst;
 ich weiß, daß er es nicht kennt, noch kennen kann;
 diejenigen allein kennen es, welche Gelegenheit has-
 sen, die Geistesstendenz derer zu erfahren, welche
 das Zeitalter machen werden. Und da kann ich
 denn indessen versichern, und bitte indessen dem,
 der's wissen kann, zu glauben, daß in den denkens-
 den Köpfen unter unsern Jünglingen, ohne alles
 Zuthun der Lehrer der entschiedenste! und
 freiste Prüfungsgeist über diesen Gegenstand des
 Nachdenkens regs ist. Möchten doch diejenigen,
 die mir es etwa verübeln könnten, daß ich mit der
 Sprache so frei herausgegangen, daß ich nicht pos-
 sitiv klug verdeckt und heimlich habe, möchten sie
 doch einmal in mein Conversatorium treten, wenn
 die Rede auf diesen Gegenstand kommt. Ich kann
 sagen, daß ich mit den Deductionen, die man
 nun so gedruckt liest, in sehr gründlich seyn sollens
 den Schriften gedruckt liest, in meiner Schule
 schlechtes Glück machen würde; im nächsten Con-
 versatorio würde der dialectische Schein gar klar an
 den Tag kommen. Ich, der ich meine ganz eignen
 hatte, mein Philosophiren zu erheben über die

Religionswissenschaft zu verbreiten, (meine erste
 Schrift hatte ich längst aufgegeben), kann sagen,
 daß ich nur durch das lebhafteste Interesse meines Zu-
 hörer geritten werden, auch auf diesen Punkt
 mein Nachdenken zu richten; kann sagen, daß ich
 nur durch ihre gegnerischen Einwendungen sobald
 über alle Fäulen und Entscheidungen der gewöhnli-
 chen Deductionen hinweg, zu einem Resultate ge-
 rathen worden, bei welchem es wohl sein Verwen-
 den haben wird. Auch andere meiner Herren Col-
 legen, die sich über diesen Gegenstand auf höchst
 maniert einlassen, und ihren Zuhörern erlauben,
 Einwendungen vorzubringen, werden erfahren ha-
 ben, wie schwer es denn zu Tage ley, über diesen
 Punkt zu befriedigen. Niederstälagen durch Autos
 und, Zeitmangel, oder absichtliche Verhinderung
 über diesen Punkt des Nachdenkens duldet das Zeit-
 alter schlechterdings nicht mehr, und dadurch wäch-
 te das Uebel, wenn freie Prüfung ein Uebel ist,
 nur desto, und eine Censur, die durch dergleichen
 Mühen sich halten sollte, nur verdächtiger wä-
 ren. Es bleibt nichts übrig, als Geduld, Fleiß,
 und Offenheit.

Was den Inhalt der genannten Beschuldigungen selbst betrifft, habe ich in der detachirten Appellation n. (VII, A.) einleitend, wie ich hoffe, dargethan, daß es gerade die Grundsätze unserer Aufklärer sind, die da offenbar auf Vertilgung alles Sinnes für das Ueberirdische, und auf allgemeine Verbreitung flüchtlicher Denkart, thierisches Lasterthum, Nüchternheit, und Sittlichkeit abzielen; und nichts, als unsere Grundsätze, den allersinnlichsten Verfall gerathenen religiösen Sinn unter den Menschen wieder herstellen können. Ich hoffe dargethan zu haben, daß es gerade unsere Ankläger sind, welche die erhabene Lehre des Christenthums verunehelt und erniedert, sie um ihren wahren Sinn, ihren eigenthümlichen Charakter, alle ihre Kraft gebracht haben; und daß es nur die Grundsätze unserer Philosophie sind, die das innere Wesen dieser Lehre wieder an das Licht bringen können. Ich hoffe dargethan zu haben, daß es gerade die Grundsätze unserer Ankläger sind, welche, indem sie den flüchtlichen Sinn autorisiren, und heiligen, und alles Gefühl für etwas höheres unter den Menschen aufzuwecken, zugleich die heilige Idee des Rechts und der Unterwürfigkeit unter ein Gesetz

vertheilen, und an die Stelle derselben blinde Willkür in allen Ständen setzen; Gewaltthätigkeit, Störrigkeit, un-erlehbaren Sinn, und den Wahn, daß jedes Amt im Staate, das sie übertragen, ein Almosen von ihrer persönlichen Milde sey, bei den Mächtigen; Niederrüchtheit, Ränkesucht, Ansgerebei, und die ganze elende Denkart des rechtlosen Sklaven bei dem Untergebenen, vereint mit dem Drängen, sich an einen Platz emporzuarbeiten, wo er andere eben so drücken könne, als er jetzt selbst gedrückt wird; welches alles nur mit der allgemeinen Verzweiflung sich zuden kann: — daß es also gerade diese Grundsätze sind, welche nicht die Sicherheit der Staaten, sondern die Möglichkeit, daß überall einer sey, aufheben, indem sie alle Gesetzmäßigkeit aufheben, und die Nation in eine Kaste von Herren, und in einen Haufen von Sklaven theilen.

Unsre Lehre macht jedem Menschen sein eignes Geschick heilig, durch die erhabne Idee der Pflicht, und lehrt ihn, für dieses sorgen, ohne um andere sich zu kümmern. Sie lehrt ihn Verzicht thun auf allen Genuß, verschmähen das Ringen um die

vermeinten Güter, Freuden und Ehren anderer; und macht ihn sonach sicher zum nützlichen, ruhigen, zuverlässigen Bürger.

Ich habe in der beigelegten Schrift gezeigt, noch ehe ich eine solche Antisage voraussetzen konnte, daß wir von der Lehre des Wegners nicht im mindesten besser denken, als er von der unsrigen. Ich habe für die Verweislichkeit derselben Gründe aufgestellt, welche sie ohne Zweifel unbeantwortet werden lassen müssen, während sie gegen uns auch noch nicht einen winzigen Scheingrund verbracht haben; nur gesagt und versichert haben, wir hätten Unrecht, und sie Recht. Ihr gegenwärtiger Vortheil gründet sich sonach nur darauf, daß sie das Glück haben, einer äußern Macht anzuzeigen, und wir uns nur vertheidigen. Wie, wenn die Rollen verwechselt würden, und auch wir unsrerseits etwa einmal zur Anzeige bei einer bestehenden Staatsgewalt gelangen? Wenn nicht zugleich auch unsere Meinung der des Wegners eben so entgegengesetzt wäre, als unsre Lehre der seinigen, und wir uns einfallen lassen könnten, zur Vertheidigung der Wahrheit ein anderes Wort

tel zu gebrauchen, als ruhige Belehrung; so würden dann wir mit Gründen, wie sie ohne Gründe de ihre Schriften censuriren lassen müssen, als atheistisch, abgöttisch, gotteslästerlich, verführerisch, und vom Grund aus verderblich; so würden dann wir mit Gründen, wie sie ohne Gründe in Requisitionsschreiben, zu denen wir ihre etagen fast wörtlich brauchen könnten, auf die „ernstliche Verlesung ihres Frevels“ zu dringen haben.

Kurz nach dem gesagten ist die wahre Schuld unserer Lehre die, daß sie die Lehre der Schwächern Parthey ist, wie es ihnen scheint — denn auf mögliche geistige Stärke rechnen sie gar nicht, sie rechnen nur auf Häufte — daß sie durch keine bewehrte Macht unterstützt wird. Nach demselben Argumente war ehemals auch die protestantische Lehre, zu welcher Parthey unsere Verfolger sich zählten, falsch; sie ist wahr geworden, seitdem sie dieses Argument auf ihre Seite zu ziehen gewußt hat. Will man denn dieselben Auschweifungen der menschlichen Vernunft stets wiederholen, und wird denn das Menschengeschlecht auch nicht einmal durch Erfahrung klüger?



Nur

Nur Eine neue in jener Appellation noch nicht gehabne, für den Zweck derselben auch gar nicht gehöbige Befürchtung ist auf Veranlassung dieser Anklage geduffert worden, auf welche ich hier mit wenigem Rücksicht nehmen will. Man befürchtet nemlich von unsern Aeußerungen Nachtheil für die Ehre, und den guten Ruf unserer lieben Universität zu Jena. Ich untersuche die Gründe dieser Befürchtung.

Es hat von jeher gegeben, und wird, so lange Menschen seyn werden, fortwährend geben wohl Hauptvortheilen: solche, die an dem Hergebrachten fest hängen, nicht das mindeste daran verrückt wissen wollen, ja wohl gar bemüht sind, wieder rückwärts zu kommen; und solche, die vorwärts zu schreiten, und die menschlichen Erkenntnisse und Verhältnisse zu vervollkommen streben. Man nennt die ersten nemlich Obscuranten, und ich werde um der Kürze willen mich hier dieses Namens bedienen; besonders da die Parthey, wie sie hier zum Vorschein kommt, diesen, bei manchen andern Gelegenheiten unbilligen Namen bei der gegenwärtigen Lage wohl verdienen kann: die letz-

teen mögen Freunde des Lichts heißen. Der Krieg dieser Parthenen ist ewig, so wie sie selbst, aber es giebt in diesem Kriege Epochen, da er sich mit größerer Hitze entzündet; dann, wenn mit der Liebe der Finsterniß, welche, wenn sie rein ist, nicht mit dem höchsten Muths begeistert, noch die Liebe mancher andrer brauchbaren Dinge sich zu verknüpfen scheint. Eine dieser Epochen war z. B. die Zeit der Reformation; und die gegenwärtige Zeit, welche überhaupt mit jener große Aehnlichkeit hat, ist gleichfalls eine dieser Epochen. Der gegenwärtige Politiker würde, meines Erachtens, wohlthun, wenn er aus der Geschichte jener Zeit in bedenklichen Fällen Verhaltensregeln abschriebe; und hätte man dies eher, und häufiger, und allgemeiner gethan, so würden, wie es mir scheint, gewisse bedenkliche Fälle gar nicht eingetreten seyn.

Da die beiden erwähnten Parthenen von ganz entgegengesetzter Denkart sind, so widersprechen sie sich nothwendig auch in ihren Begriffen über die Ehre. Was der Einen guter Ruf und Ruhm heißt, ist der andern sehr schlimmer Ruf und Schand

Schande; und so umgekehrt. So ist es, und so muß es bleiben, denn es ist nothwendig so.

Die schlimmste Politik, die jemand dabei ergreifen könnte, wäre zu allen Zeiten, ganz besonders aber in einer Epoche, da der Krieg heftiger entbrannt ist, die, einen Mittelweg gehen, es bei den Partheyen recht machen, und bei beiden Ehre einlegen zu wollen. Man verdriest es dann sicher bei beiden, wird von beiden gescholten, und von keiner geliebt, und geräth in den allerschlimmsten Ruf. — Jede Ausöhnung, jede Annäherung beider Partheyen, als Resultat einer Unterhandlung (nicht etwa als von selbst kommendes Resultat der Zeit) ist unnützlich, und der ist ein Kind an Erfahrung, der sie erwartet. Gehe nur, gutmüthiger Freund des Lichts, und demonstre dem Obskuranten sein Unrecht, das dir so leicht zu demonstrieren scheint. Er giebt dir vielleicht deine ganze Demonstration zu; aber schon darin, eben darin, daß du demonstrierst, und räsonnirst, liegt dein Unrecht; die Waffen sogar, mit denen du streitest, sind verboten. Du sollst glauben und gehorchen. Weißt du denn nicht, daß

diese Vernunft selbst, auf welche du fusst, verderbt und vergiftet ist, und daß du die übernatürliche Regel, wie du des natürlichen Lichts dich zu bedienen habest, erst aus ihren Händen erhalten mußt? (So weiß ich z. B. sehr gewiß, daß ich durch diese meine Vertheidigung bei meinem eigentlichen Ankläger nichts austrichte. Wenn er sie zu Ende gelesen haben wird, falls er dies ja thut, wird er sagen: Richte soll nicht räsonniren, sondern sich unterwerfen. Für ihn schreibe ich sie auch nicht; sondern um denjenigen, die mich vor seiner Gewaltthätigkeit schützen können, zu zeigen, daß ich dieses Schutzes werth bin.)

Das einzige Mittel, wohl durchzukommen, und auf einer Seite Ehre und guten Ruf zu haben, ist dies, daß man sich für eine Parthey von beiden entschieden erkläre, und mit dieser es fest und unverrückt halte.

Wenn nun in der Wahl dieser Parthey bloß und lediglich auf Ehre und guten Ruf gesehen würde, und man nur dies sich zum Zwecke machte, den ausgebreitetsten, und besonders den dauere-

ßen Ruhm zu erwerben, so ist unstreitig, daß man sich an die Freunde des Lichts anschließen müsse.

Auf dieser Seite ist der ausbreitetste gute Ruf. — Ich will zwar nicht behaupten, daß es der Zahl nach mehr Freunde des Lichts gebe, als Obscuranten; aber die ersteren übertreffen an Gewicht. Auf ihrer Seite ist in der Regel das Taselne, die Veredelsamkeit, die guten und gründlichen Kenntnisse; auf der andern Seite ist in der Regel Unbehüßlichkeit in Wort und Sache, Weitschweifigkeit, und Platttheit, Unwissenheit, oder unnütze Kenntnisse. Die ersten vermögen auszusprechen, was sie denken, und einen Ruf zu machen; die letztern haben größtentheils keinen Vortrag, und können nur innerlich schmähen und verwünschen, wo sie sich nicht einmal die Gelegenheit ersuchen, ein Confiscationsrescript, oder ein Requisitionsschreiben schleichend zu veranlassen, dessen beabsichtigter Success doch immer sehr zweifelhaft bleibt.

Auf dieser Seite ist ewigdauernder guter Ruf. Die Obscuranten haben die Freunde des Lichts ihrer Zeit, und aller folgenden Zeitalter gegen sich.

Ihre Schande flieht nie, und wird im Fortgange der Zeiten nur größer. Wer kennt jetzt Noach im Lagen anders, denn als einen legerwacherischen Verfolger; und wer wird nur in der künftigen Generation Goetzen anders kennen? — Was mehr ist; die Obscuranten haben sogar die Obscuranten der künftigen Zeitalter gegen sich: sie überleben gemeiniglich ihren guten Ruf sogar bei ihrer Parthey, und verlieren ihn sicherlich auch bei dieser noch ihrem Tode. Die Obscuranten jeder künftigen Generation nennen die der vorhergehenden bei ihrem wahren Namen; denn auch sie sind durch den Fortgang der Zeiten mit fort gerissen worden. Es giebt sicherlich keinen einzigen Obscuranten, der nicht diese Benennung sich verbäte, und sich denn doch auch für aufgeklärt hielte. Aufklärung soll nach ihnen, denn wahr seyn, nur gehen die Wege nur darin zu weit. Wie aber ist es doch möglich, daß sich diese für aufgeklärt halten? Nicht anders, als so, indem sie wieder höher stehen, als andere: und diese andern, diese sind nur für sie die Obscuranten. Im Gegentheil dauert das Verdruß, und der Ruhm, in irgend einem Zeitalter das Menschengeschlecht auf eine höhere Stufe getre-

zu haben, durch alle Zeiten; wenn auch die Nachsicht weit wiederum viel weiter vorgedrückt wäre. Ohne Zweifel war die Universität Wittenberg, als sie Luther und Melancthon zu Lehrern hatte, bei den Päpsten und ihrem Anhange, und bei dem Albertinischen Herzoge Georg in sehr üblem Rufe; dafür war sie bei den verständigen und aufgeklärten Männern der damaligen Zeit in gutem Rufe; und noch lebt ihr Ruhm unter uns, und wird von Jahrhundert zu Jahrhundert fortlesben. Dieses sah ohne Zweifel der Ernestinische Churfürst Friedrich der Weise, der schon das durch seinen Vornahmen, und seinen unsterblichen Ruhm verdiente; war stark genug, jenen üblen Ruf zu verachten, und hinterließ seinen Durchlauchtigsten Knechten ein Beispiel der wahren Ehre.

Unsere gute Universität Jena hat ihren Ruhm bei den Freunden des Lichts; der gute Name ist ihr zugefallen, und sie wird, wie mir es scheint, nichts zu thun haben, als zu arbeiten, daß sie hinter ihrem Ruhme nicht zurückbleibe. Vergnügen sich doch gewisse andere Universitäten, die uns in

Vormundschaft nehmen zu wollen scheinen, mit dem andern bei der entgegengesetzten Parthey. Diese Parthey könnte mit ihnen vollkommen zufrieden seyn, wenn sie nur ein wenig billig wäre. — Unsere gute Universität kann nunmehr gar keinen andern Weg mehr zum Ruhme einschlagen, als den sie bisher gegangen; wenn auch ihre Lehrer, oder ihre Durchlauchtigsten Erhalter dies wollen könnten. Eben in ihrem guten Rufe besteht ihr eigentliches Verbrechen; und dieses mag auch wohl jetzt einen beträchtlichen Theil von der Schuld der Beklagten ausmachen. Es ist nur Eine Bedingung, unter welcher die Gegenparthey sich mit unsrer Universität aussöhnen könnte; die, daß sie in dieselbe Obscurität, und denselben übeln Ruf versinke, durch den gewisse andere Universitäten bedeckt sind, und, was in ihrer Lage aus dem ersten erfolgen muß, völlig zu Grunde gehe. Die Waabregeln, die sie vorgeschlagen haben, sind der sichere Weg, zu diesem Ziele zu gelangen.

II.

Wenn man denn nun meine Vertheidigung bis hieher gelesen, wenn man die beigelegte Appellation durchgesehen, und findet, daß, wie ich die Sache vorstelle, jene Verächtlichung des Atheismus denn doch so durchaus ohne allen Grund, daß unsere Lehre vielmehr höchst religiös sey; so muß man sich wundern, wie es denn nur möglich gewesen, so ganz aus Nichts jene Beschuldigung zu ziehen, man muß bedenklich werden, es mag der Verdacht entstehen, daß ich wohl durch allerlei Künste den wahren Gesichtspunkt verrückt, und eine ganz andere Materie untergeschoben. Ich habe nicht gründlich geantwortet; wenn ich nicht auch historisch die eigentliche Quelle dieser Beschuldigung aufsuche, und mit der wahren Beschaffenheit dieser Quelle bekannt mache: hingegen ist mein Triumph, und die vollkommene Beschämung meiner Gegner entschieden, wenn ich es thue. Ich bin mir, und den Mitangeklagten schuldig, es zu thun.

Es ist vor mehreren Monaten eine Schrift erschienen, die ich (Beilage C.) zu den Akten lege:

Schreiben eines Vaters an seinen Sohn über den Fichtischen und Bergischen Atheismus. Diese Schrift zeigt die innigste Antipathie gegen die Person des Verf. des ersten Aufsatzes: durch das Motto; durch die zweimal wiederholte, nicht einmal durch den eignen Witz des Sendschreibers, sondern durch den Buchhändler Fr. Nicolai ausgedachte Schmähung: „ich hielte mich für den Aufseher des Menschengeschlechts;“, durch die S. 5. vorgebrachte Verdrehung, und darauf gegründete abscheuliche Beschuldigung. (Es ist eine Verdrehung, sage ich; denn ich habe nie gesagt, daß ich den dort genannten achtungswerthen Mann annihiliren wollte, in der Zukunft, welches in der Studentensprache allensfalls heißen könnte, daß ich ihn um seinen academischen Applausus bringen wollte; sondern ich habe es auf der Stelle gethan, und erklärt, daß ich es auf der Stelle thue; d. h. ich habe geurtheilt, daß derselbe kein ächteriginnell speculativer Kopf sey; in Erinnerung dessen man doch andere unstreitige Verdienste und treffliche Kenntnisse haben, und der studirenden Jugend große Vortheile gewähren kann, welches alles ich dem verdienten Mann

Manne nie habe absprechen wollen.) Sie zeigt Animosität noch durch eine Menge anderer Schmähungen und Beschimpfungen, die ich hier nicht weiter auszeichnen mag, die aber jeder, der sich überwinden kann, diese Blätter durchzulesen, ohnstrecks bemerken wird. Schon deswegen mußte das Zeugniß dieses Schriftstellers nichts gelten.

Diese Schrift zeigt ferner die auffallendste Ignoranz: — über das Wesen der Speculation sogar, indem sie mich (S. 14) aus der Geschichte der Philosophie belehren will, wo ich hätte räsonniren sollen; über die neueste Geschichte derselben, indem sich der Verf. über einige meiner Aeußerungen, als über das absolute Seyn der Welt von dem Gesichtspunkte der Natursphilosophie aus, über eine Ordnung, ohne einen Urheber derselben, und dergleichen gar nicht satzsam verwundern kann; welche Sätze doch jedwem, der nur einige Blicke in die gemeine lateinische Philosophie gethan hat, geläufig genug sind; indem er die Behauptung, daß die Welt durch sich sey, der, daß ein Pallast sich selbst gebaut habe, gleichstellt — eine Parallele, die einen unumhändigen Lächer

E 3

schen

schen mag, aber übel steht in einer Schrift gegen einen kritischen Philosophen, welche bekanntlich zwischen Natur- und Kunst-Producten einen sehr wesentlichen Unterschied machen.

Sie zeigt den mitleidswürdigsten Unverstand, Eitelkeit, und Unüberlegtheit; indem der Schwärzer, wenn es nun an die Widerlegung gehen soll, statt dieser Widerlegung die Klage vorbringt, daß er den Verf. nicht verstehe, daß es der Mühe nicht lohne, sich mit seinen Philosophemen den Kopf zu zerbrechen, daß er, wie sein Ferdinand bezungen werde, nicht 3 ist habe, und dergl.; indem er bei dem wichtigen Einwurfe: aus Nichts wird Nichts, sich auf eine Beantwortung dieses Ferdinands, die derselbe schon in der Schule gegeben habe, beruft, welche wir aber leider nicht erfassen, da sie doch von der höchsten Wichtigkeit seyn würde, wenn noch kein Philosoph eine solche Antwort gefunden, und durch dieselbe die ganze Gestalt der Philosophie geändert werden würde; indem er auf folgende Weise (S. 24) widerlegt: — „damit die wahre Religion des künftigen Reichthums sich erhebe,“ hatte der Verf. gesagt —

er wollte vielleicht, setzt der Schreiber hinzu, sagen: damit allen Lesern Thor und Thür geöffnet werde; indem er die Verdröhnungen und den sturistischen Aberwitz des Comprovis Gumbert wirklich für bedeutend zu halten scheint, und ein Buch, das nur dem niedrigsten Pöbel der Lesewelt ertüdtlich seyn kann, unter wirklich Studirenden zu verbreiten bittet.

Sie trägt auch schon im Aussen das Gepräge eines Skriblers an sich: Sie ist in einer unbestimmten (z. B. philosophische Geschichte, sagt er, statt Geschichte der Philosophie) wässerigen, platten, gedehnten Sprache geschrieben.

Sie ist ein Product, das das Licht scheut; weder der Verfasser, noch sogar der Verleger haben es gewagt, sich namentlich zu ihr zu bekennen.

Diese so beschaffene Schrift haben Leipziger Gelehrte für ein Werk des berühmten und verdienten Theologen, Herrn D. Gabler zu Altdorf, — ich weiß nicht, ob wirklich gehalten, oder nur ausgegeben; — diese Alternative ist mir erlaube,

da für Gelehrte das erste fast noch nachtheiliger ist, als das zweite. Man hat dieselbe, sagt Hr. D. Gabler in der gedruckten Erklärung (Beilage B.), auf welche ich sogleich mich weiter beziehen werde — in Kursachsen mit Mühe in Umlauf gebracht. Man hat zugleich sorgfältig verbreitet, ich (der D. Gabler) sey der Verf. dieser Schrift. In einer hier zu Jena censurirten, und so eben unter der Presse befindlichen Druckschrift: Apologetischer Versuch u. wird gesagt, daß man zu Leipzig Exemplare jenes Schreibens unentgeltlich vertheilt; immer mit der Versicherung, daß D. Gabler der Verf. desselben sey, und daß sie auf seinen Auftrag ausgetheilt würden. Manche, die diese Nachricht über den Verfasser bezweifeln, hat man eigenhändige Briefe des D. Gabler vorzuzeigen versprochen, die seine Autorschaft beweisen sollten; welches letztere ich durch Briefe beweisen kann. Man hat dieselbe Schrift nach Dresden geschickt, ohne Zweifel gleichfalls mit der Versicherung, daß jener auctoritäre Theolog sie verfaßt habe; denn weiter gehen meine Nachrichten nicht über diese geheimen Machinationen. Wenigstens hat der Conspicent des Requisitionsschreibens offenkundig

Gax

hat sie vor sich gehabt, denn dieselben Stellen, die der schreibende Vater angeführt, hat auch der Consulent ausgehoben.

Diese lichtschene und so beschaffene Schrift als so ist es, welche die Velehren einiger Universitäten, welche die höchsten Regierungscolliegen von fünf angesehenen Ländern, welche, seitdem die händverische Regierung unsre Nation, als Namen von Menschen, die gefährliche, höchstauslösig, und allgemeinschädliche Grundsätze hegen; öffentlich anschlagen, das sechste, und seitdem auch der Preussische Hof requirirt worden, an der Versägung gegen uns Theil zu nehmen, das sechste, in Verewegung gesetzt; sie ist es, die durch die nächsten Folgen, welche man ihr gegeben, noch unabsehbare, und nicht zu berechnende weitere Folgen haben kann. O! durch welche Veringfügigkeiten werden die menschlichen Ehtelsale bestimmt!

Hr. D. Gabler protestirt im Jntelligenz Bl. der A. L. Z. N. B. (Veltage II.) ersichtlich gegen das Vercht, daß er der Verf. dieser Schrift sey, ersklärt dieses Vercht für eine grobe Verleumdung, übers

überläßt die Verbreiter dieser Verleumdung ihrer eignen Scham und Schande; und urtheilt über die Schrift ohngefähr so, wie ich so eben auch über sie geurtheilt habe.

Wer hat sie denn also geschrieben? Vielleicht, daß die äussern Verhältnisse des Verfassers, sein Charakter, seine persönlichen Beziehungen ein neues Licht über das Gewicht, das ihr zuzuschreiben sey, verbreiten. Nichts hält mich ab, meine Vermuthung, welcher lediglich die juristische Erweisbarkeit abgeht, auch darüber zu sagen.

Es lebt ganz in meiner Nähe ein unglücklicher Mann, der, ich weiß nicht, ob zur Strafe für etwas schon vorher verurtheilt, oder durch ein unseelisches Verhängniß, sich mit Schande und mit dem allgemeinen Haß bedeckt hat, und welchem seitdem, so wie dem Vrest, die Furie zum steten Gesell gegeben ist. Da die Schande sein eignes Element ist, und er doch nicht immer auf dem Katheder stehen kann, auf welchem der unsaubere Geist aus ihm Paffen reißt, und Töten ausflößt, wendet er seine übrige Zeit dazu an, in seiner Schande

zu wühlen, um andere zu bespüren, damit er sich doch in der menschlichen Gesellschaft nicht mehr so gar sehr zu schämen habe. Es ist in keinem Umkreise wohl kaum Ein Mann, oder eine Frau, die sich nicht schon über ihn zu beklagen gehabt, gegen welche er nicht schon schmutzige Verleumdungen ausgestossen habe. Er ist schon häufig in Insurien-Processe, er ist in Untersuchung wegen einer auf dem Catheder ausgestossenen Blasphemie verwickelt gewesen, hat sich aber, sagt man mir, jedesmal durchgelogen. Er hat, indem ich dieses schreibe, zwei Insurien-Processe, deren einen, den activen, er eben so plump und pöbelhaft führt, als er den zweiten, den passiven veranlaßt hat. Sein böser Geist treibt ihn, jeden Menschen, der nur ein wenig bemerkt wird, anzuseinden: komme er mit demselben in Collision, oder nicht, habe derselbe ihn beleidigt oder nicht, sey es demselben auch nur möglich, ihm zu schaden oder nicht; wie denn z. B. ich mit demselben weder in schriftstellerischer, noch academischer Rücksicht in Collision kommen kann, indem wir ganz verschiedene Bücher bearbeiten, und ich sein Angesicht noch nie gesehen habe, noch er, so viel mir bekannt ist, das meinige.

Er

Er gab ehemals alljährlich unter seinem Namen Angriffe auf christliche Männer heraus. Dies Institut kam ins Stocken, und seitdem hat er das Lästern im Intelligenzbl. der N. deutschen Bibliothek getrieben: dort hat er mehrere Pasquille auf unsern verehrungswürdigen D. Paulus, den er ganz besonders ansehet, aus auf H. M. Schnaubert, auf W. M. Scherer, u. a., so viel mir nur in dem kurzen Zeitraume bekannt worden, den ich hier lebe, einrücken lassen. Gewiß hat er dergleichen Thaten in Menge aufzählt, die nur nur nicht bekannt worden; vielmehr giebt es hier keinen namhaften Gelehrten, den er nicht einmal auf diese Weise angegriffen.

Dieser Mann hat seit meiner Anstellung in Jena ganz besonders mich zum Ziele seiner literarischen Lästereien ersehen; welches mir zur Ehre gereicht, da ich darin gewissermaassen in die Stelle des ehrwürdigen D. Paulus trete, mit welchem gleiche Feinde zu haben, ich für Ruhm halte. Er hat, als jenes sährliche Lästereis-Institut noch bestand, kein Jahr vergehen lassen, ohne mich genannt, und ungenannt, auf die in unserm
Zeits

Zeitalter 'gefühlteste Weise, als Feind der Religion und der Tugenden, zu verschreien. Er hat seitdem, zu verschiedenen mahlen, die größten ihm selbst als solche bekannten Unwahrheiten in das Jtg. Bl. der N. D. V. einrücken lassen. Dem Verleger dieser Pasquille, ist es durch einen andern Verläumdeten in einem Privatbriefe, und da dieses nicht half, von mir öffentlich verwiesen worden; seitdem wird nichts mehr von diesem Manne Herkommendes in jenem J. Bl. aufgenommen, und es bleibt ihm nichts übrig, als namenlose, lichtscheue Droschüren in das Publicum zu werfen.

Er hat insbesondre gleich nach meiner Ankunft in Jena, nachdem er den nichtverstandenen Satz meiner Philosophie: alles im Ich, und ausser dem Ich nichts, irgend woher erlauscht, sogleich gemerkt, was sich daraus gelegentlich machen liesse, und gegen eine Person, aus deren Munde ich es habe, geäußert: o, mit diesem wird es hier nicht lange währen, seine Principien müssen ihn auf den Atheismus führen, und dann wird ihn kein Fürst im Lande dulden. Er mag seit diesen fünf Jahren

sorgsam geharrt haben, ob denn nicht endlich eine Aeußerung erscheine, die sich für eine Erfüllung jener Weissagung ausgeben ließe. Er hat endlich geglaubt, sie in jenem Aufsatze meines Journals gefunden zu haben; und freudig die Gelegenheit ergriffen.

Wie wäre es, wenn — dieser Mann der Verfasser jenes Schreibens wäre? — der Mann von diesem allgemein bekannten Charakter, von dieser gleichfalls allgemein bekannten Feindschaft gegen mich, dieser Ignorant der ersten Klasse, als welchen er sich in jener Schrift darstellt. (Er hat zwar in seinem Fache eine ausgebreitete Celebrität, und es mag seyn, daß er eine Menge Büchertitel, und andere Dinge, die sich auswendig lernen lassen, auswendig weiß; aber Beurtheilung und wahre Geschicklichkeit und Verstand kann ein Mann, dem es an Verstande fehlt, einzusehen, wovon er nichts verstehe, in keinem einzigen Fache haben, wenn nicht die Vernunft selbst eine Lügnerin ist.)

Alles vereinigt sich, auf die Vermuthung zu führen, daß dieser Mann der Verf. sey. Seine
Denks

Denkart, sein Styl, ganz besonders seine Logik, und einige charakteristische Eigenheiten, z. B. seine unaufhörliche Klage über Unverständlichkeit alles desjenigen, was er nicht schon mit diesen Worten auswendig gelernt hat, sind einzig im gelehrten Deutschlande. Diese Schrift so schreiben, konnte, wie ich im Herzen überzeugt bin, kein anderer Mensch. Ich brauchte nur wenige Seiten durchzulaufen, um ihn sogleich zu erkennen. Ich warthe mich anheischig, wenn es irgend jemandem die Mühe lohnen könnte, den Beweis dieser Behauptung nach den Regeln der höhern Kritik so zu führen, wie nach diesen Regeln noch kein Beweis geführt worden.

Einen vor Gerichte gültigen Beweis habe ich nicht, und darum schreibe ich den Namen des Mannes nicht her, und darum äussere ich hier meine Ueberzeugung nur als Vermuthung. Jedoch kann ich, wenn jemand eine gerichtliche Untersuchung veranlassen wollte, einen Anfangspunkt derselben anweisen. Die Hessekerische Buchhandlung zu Nürnberg hat den Titel dieser Schrift; und von ihr ist das Exemplar, welches ich zu den

Acten lege, nebst andern, an die Gabelrische Buchhandlung allhier gesendet worden. — Un-
tersuche einer nur recht, und gründlich; und ich
zweifle keinen Augenblick, daß meine Vermuthung
sich nicht vollkommen bestätigen werde. Wenn
man recht untersucht, habe ich gesagt. Denn
daß die Mittelspersonen, daß jener Mann selbst
läugne, daß ein anderer für den Verf. ausgegeben
wurde, daß etwa ein anderer sogar sich wirklich das
zu bekenne, würde mich meines Irrthums nicht
überführen. Selbst der letzte Fall ist in unserm
Zeitalter da gewesen. In der Schrift: Wahrdt
mit der eisernen Stirn, bekannte sich ein
gewisser Schlegel namentlich; der doch, nach
dem später erfolgten eignen Geständnisse des
wahren Verfassers, sie keinesweges geschrieben
hatte.

Ein solcher Mann also konnte es seyn, ein sol-
cher Mann war es wahrscheinlich, der durch ein
solches Mittel sechs Regierungen gegen mich in Be-
wegung setzte. Man kann nicht vermeiden, bei
diesem Anblicke gerührt zu werden, und das Schick-
sal der Hohen zu beklagen. Es bedarf eines klei-
nen

nen Zufalls, und der erste beste verdächtige Mensch macht sie zum Werkzeuge seiner niedrigen Leidenschaft, seines bösehaftesten Muthwillens!

III.

Nun wußten freilich diese Regierungen nicht, und eben so wenig, wie ich zu ihrer Ehre glauben will, die ersten Anflüster und Veranlasser, was ich so eben über den Verf. jener Schrift gesagt habe. Aber das wenigstens wußten die letztern, wenn sie auch nur gelehrte Zeitungen lasen, daß ich schon oft verläumdeter worden, und mich auf eine den Verläumdern unmöglich angenehme Weise vertheidigt, daß so mancher litterarische Angriff auf mich geschehen, die ich gleichfalls rüftig abgewehrt. Sie konnten sonach erachten, daß es mir an litterarischen Gegnern und persönlichen Feinden nicht fehlen könne. Wie in aller Welt ging es doch zu, daß sie auch nicht auf eine entfernte Ahnung gerieten, ob nicht diese Schrift aus solch einer unsinnigen Quelle fließen möge; besonders, als sie die durch Ehen vor einem politisch ohnmächtigen Professor gavnliche zu erklärende Verheimlichung des Verfassers, und

100. des Verlegers, bemerkten? Sie, die als
 Gelehrte denn doch Etwas wissen sollten, wie kam
 es, daß sie die Zeichtheit und die Ignoranz des
 schreibenden Vaters so wenig bemerkten, daß sie
 sogar seine Meinungen zu den ihrigen; seine Art
 zu argumentiren, seinen Geschmack, seine Liebs-
 lingschriften zu den ihrigen machten? — indem
 unter andern ein, übrigens um seiner Aufges-
 klärtheit willen dem Ehrsüchtigen Kirchenras-
 che verdächtigter Theolog (so sagen gedruckte Schrif-
 ten) das kleine Verdienst, welches (S. 5.) dem
 Ferdinand des Schriftstellers angetragen wird, sich
 wirklich gemacht, und Zuhörern von mir, die ihn
 auf einer Reise besucht, den Sempronius Gund-
 bert als ein treffliches Buch empfohlen. Wie
 kommt es, daß sie, die denn doch wenigstens das
 theologische Journal von D. Gabler lesen, und
 den schriftstellerischen Charakter dieses Mannes ein-
 wenig kennen sollten, jene Arbeit für die seinige
 halten konnten? Haben sie wirklich so wenig Kri-
 tik, oder ließ sie nur für diesmal ihre Leidenschaft
 dieselbe nicht gebrauchen? In der That, soll ich
 den Stützen und Repräsentanten der Wissenschaften
 in einem der ersten Staaten des protestantischen

Deutschs

Teutschlandes eine Seichtigkeit und eine Ignoranz zutrauen, die noch sehr tief unter der des Verfassers stehen mußte, den sie zu ihrer Autorität gemacht; oder soll ich vielmehr glauben, daß sie durch Leidenschaft geblendet, ihren sonstigen Scharfsinn nur diesmal nicht anwenden konnten? Sie gewinnen bei der letztern Voraussetzung. Wie kam es doch, daß sie Mittel gebrauchten, deren sich an keinem andern Orte der Welt Gelehrte bedienen würden; der hartnäckigen Versicherung jedem Widerspruch zu Trotz, daß D. Gabler der Verfasser jener Schrift sey, welches sie denn doch, wie nun die Erfahrung lehrt, so gewiß nicht wissen konnten; der unentgeltlichen Vertheilung jener Schrift, als ob D. G. sie veranstaltet hätte; des Anerbietens ein Schreiben von ihm vorzuzeigen, das seine Autorschaft außer Zweifel setzte; welches entweder eine Lüge, oder die Vorbereitung zu einem Falsum war? Dadurch ist ja ihr persönlicher Haß gegen mich klar erwiesen,

Und wodurch habe ich Sie beleidigt? Ich habe mit manchem Schriftsteller gelehrte Streitigkeiten gehabt; nicht, daß ich wüßte, mit einem unter

nen. Man müßte es künstlich anfangen, um gegen sie zu schreiben. Ich darf nicht sagen: es ist gelehrte Eifersucht, literarischer Neid überhaupt, ohne nur eine Wichtigkeit anzumaassen zu scheinen, die ich vielleicht sogar bei ihnen nicht habe. Aber was ist es? Mögen dies andre ermeßsen; dieser Punkt ist überhaupt nicht von Bedeutung.

Aber — und dieser Punkt ist von Bedeutung — wie ist denn dies zugegangen, daß diese so höchst verdächtigen Insinuationen solche Schritte der Chursächsischen Regierung veranlassen konnten? — ich nenne nur diese Regierung; denn das später erfolgte Verbot der Hannoverschen Regierung ist ohne Zweifel auf das Ansuchen der erstern ergangen, wie dieselbe um ein ähnliches Verbot an dem Preussischen Hofe angesucht. Was wäre es doch, das die Weisheit dieser Regierung hätte verblenden können; da jene Triebfedern lediglich in gelehrten Gemüthern statt finden?

Hier bedarf es keiner Rathmaassungen und keines Rathens. Die Triebfeder ist klar; sie ist notorisch; nur daß keiner den Namen des Dinges aus-

ausprechen will. Ich bin überhaupt nicht gemacht, um hinter dem Berge zu halten; und ich will es besonders hier nicht; indem ich dieser Angriffe nunmehr müde bin, und für diesesmal entweder mir Ruhe verschaffen will, für mein ganzes übriges Leben, oder muthig zu Grunde gehen. Ich also will es seyn, der den Namen dieses Dinges ausspricht. Ich bin ihnen ein Democreat, ein Jacobiner; dies ist's. Von einem solchen glaubt man jeden Greuel ohne weitere Prüfung. Gegen einen solchen kann man gar keine Ungerechtigkeit begehen. Hat er auch diesesmal nicht verdient, was ihm wiederfährt, so hat er es ein andermal verdient. Nicht geschieht ihm auf jeden Fall; und es ist politisch, die das wenigste Auffehen erregende, die populärste Anklage zu ergreifen, um seiner habhaft zu werden.

Daß ich ihnen das bin, dieser sträfliche Democreat und Jacobiner, und daß ich ihnen deswegen unansprechlich verhaßt bin, ist notorisch. Es bedarf nicht der Indiscretion, welche in dieser gerechtesten Selbstvertheidigung doch keine Indiscre-

tion seyn würde, an gewisse Aeußerungen zu erinnern, welche gegen verehrungswürdige Männer geschehen, die diese Schrift als meine Richter lesen werden, die selbst gegen diese Aeußerungen mich vertheidigt haben, die sich derselben bei dieser Stelle meiner Verantwortung ohne Zweifel erinnern werden. Es bedarf dieser Erinnerung an vergangene Dinge nicht; denn es ist mir ein bei der gegenwärtigen Gelegenheit geschriebener Brief eines Chursächsischen Ministers bekannt, in welchem von unserm vermeinten Atheismus geradezu gesprochen wird, als von einer neu erfundenen Maßregel dieser Demokraten,

Also — das Resultat alles bisher gesagten — diese Anklage ist erfunden durch den charakterlosen unruhigen Muthwillen eines an seiner Ehre gekrankten Mannes; fortgepflanzt durch literarische Eifersucht; ergriffen und gebraucht von dem Hass gegen meinen vermeinten Democratismus, um mich zu verderben. Es ist nicht mein Atheismus, den sie gerichtlich verfolgen, es ist mein Democratismus. Der erstere hat nur die Veranlassung hergegeben. Vertheidige ich mich nur gegen das,

was man wirklich hören läßt, so ist das Verfahren gegen mich nur aufgehoben; man fährt fort, mich zu hassen, und zu verwünschen, und ergreift die nächste Gelegenheit, um mich noch fester zu fassen. Ich muß, wenn ich auch für die Zukunft mir Ruhe ersechten will, geradezu auf den wahren Sitz der Anklage los gehen; ich muß mich vorzüglich vertheidigen, gegen das, was sie bloß im Herzen denken.

Ich bin also ein Democrat. Was ist denn nun dies, ein Democrat? Etwas ein solcher, der die demokratische Regierungsverfassung als die einzig rechtmäßige aufstellt, und deren Einführung empfiehlt. Ich sollte meynen, wenn er dies, selbst unter einer monarchischen Regierung, bloß in gelehrten Schriften thut, so könnte man die Widerlegung dieser Meinung, wenn sie unrecht ist, andern Gelehrten überlassen. So lange er nicht etwas äußere Handlung vollzieht, um die bestehenden Regierungsverfassungen wirklich zu stürzen, und die ihm gefällige an die Stelle derselben zu setzen, sehe ich nicht ein, wie seine Meinung vor den Richterstuhl der Regierung auch nur ge-

langen Pläne, vor welchen nur Thaten gehören. Jedoch ich weiß, daß über diesen Punkt die Welt
 ver anders denken, denn ich. Denken Sie, wie
 Sie wollen; paßt denn jene Auflage auf mich, und
 bin ich denn ein Demokrat, im oben angegebenen
 Sinne des Wortes? Sie mögen freilich, freidem
 Sie ihren Begriff von mir fest setzen, und über
 mein Bild in ihrer Phantasie Demokrat schreiben,
 nichts mehr von mir gehört, oder gelesen haben.
 Nun, so lassen Sie sich jeho einen Auszug aus meh
 rer Grundlage des Naturrechts 1. Th.
 C. 137. ff. geben. Man wird Ihnen keinen
 Schriftsteller nennen können, der sich entscheidend
 der und mit stärkern Gründen gegen die demokratis
 che Regierungsform, als eine absolut rechtswidrige
 Verfassung erklärt habe. Lassen Sie sich über
 haupt einen ehrlichen Auszug aus jenem Buche ma
 chen. Sie werden finden, daß ich eine Unters
 wärfigkeit unter das Gesetz, und eine Ansicht dess
 selben über die Handlungen der Bürger fordern,
 wie Sie noch von keinem ihrer Senatsrechtlichern
 gedacht, in keiner ihrer Verfassungen zu realisiren
 versucht worden. Die meisten Klagen, die ich
 gegen dieses System gehört, waren darüber, daß

als der Freiheit (der Ungebundenheit und Gesetzlosigkeit) der Menschen so großen Abbruch thate. Ich bin sonach weit entfernt Anarchie zu predigen.

Doch, es ist wohl weit gefehlt, daß sie mit diesem Worte einen bestimmten Sinn, und den wissenschaftlichen richtigen Sinn verknüpfen sollten. Es wäre mir vielleicht möglich, wenn alle die Gelegenheiten, bei denen sie sich dieses Ausdrucks bedienen, zusammengekommen würden, zu sagen, welchen Begriff sie eigentlich damit verbinden; und es ist sehr möglich, daß ich in diesem Sinne ein sehr entschiedener Demokrat bin; es ist wenigstens soviel gewiß, daß ich lieber gar nicht seyn möchte, als der Laune unterworfen seyn, und nicht dem Gesetze. — Jedoch, es bedarf dieser Erklärung nicht; ich kann mich wohl ohne dieselbe vertheidigen.

Wenn denn nun auch ein junger Mensch, der sein Vaterland verlassen hatte, und an keinem Orte hing, und damals als Gast in einer kleinen nordischen Republik lebte, von welcher aus er
in

in den Tagen, da sie verschlungen wurde, nach einer südlichen Republik abeiferte; wenn dieser junge Mensch, von Unwillen hingerissen über die Vertreibungen, die sich damals die Vertheidiger der gesetzlosen Willkür der Mächtigen erlaubten, gleichfalls von seiner Seite ein wenig übertrieben hätte, um das Gleichgewicht herzustellen; wenn sogar dies noch unausgemacht wäre, ob er wirklich übertrieben, und ob selbst diese scheinbaren Uebertreibungen seine damaligen wahren Meinungen gewesen, indem er nur ein Fragment geliefert, nur einen Theil der Einen Seite gezeigt, und man ihn zur Erdüterung der zweiten Seite auf seinem damaligen Wege nie fortgehen lassen; wenn derselbe, selbst zum Manne geworden, in einer reifern durchdachten Schrift über denselben Gegenstand alle Einseitigkeit vermieden, und hauptsächlich jeden Politiker zufrieden gestellt, der nur laut sagen darf, was er möchte: — wäre es dann billig und gerecht, jenen jugendlichen und unvollendeten Versuch des Jünglings noch immer zum Maassstabe der politischen Grundsätze des Mannes zu gebrauchen? — wenn ja zugegeben werden mußte, daß der Weltbete, als Vürger, dem

Staate für seine theoretischen Meinungen verantwortlich sey, welches kein wahrer Grundsatz zu geben wird.

Tiefer verhaßte Democrat, was hat er denn sogar damals, als er jene litterarische Sünde begangen haben soll, als er allenhalben nur Gass, keine Verbindlichkeit als die des Gasses gegen irgend einen Staat hatte, was hat er denn auch damals gethan, um seine vermeinten demokratischen Grundsätze zu realisiren? Wen es interessiert, noch jetzt die peinlichste genaueste Untersuchung darüber anzustellen, dem will ich selbst mit den bestimmten Nachrichten, wo, und mit wem ich zu jeder Zeit gelebt habe, an die Hand gehen; und findet sich die geringste Schuld an mir, wird mir auch nur ein verdächtiger Schritt in meiner Lebensgeschichte nachgewiesen, so will ich mich aller Sünden schuldig geben, deren meine ärgsten Feinde mich nur beschuldigen können. Was es ist in mich mein Charakter, das sie an mir nicht kennen, welches über allen Verdacht mich absolut erheben muß, und mich in die Lage setzt, sie läßt zur strengsten Prüfung meines ganzen Lebens aufzufodern; wenn

de ich tiefer unten noch bestimmter bezeichnen; es ist meine entschiedne Liebe zu einem speculativen Leben.

Seit fünf Jahren habe ich unverrückt an diesem Orte gelebt. Ich bin daselbst dem Anblicke des Publicums ausgesetzt; und ohne Zweifel hat man mich genau beobachtet, indem es das Interesse des Hasses und der Erbitterung vieler erforderte, mich zu beobachten. Man hat mich auf allerlei Weise versucht: was hat man denn nun an mir gefunden?

Ich habe mich selbst zu vertheidigen; es wird sonach nöthig seyn, von mir selbst zu reden. Die Noth entschuldige mich, wenn ich undeutlichen schreibe.

Habe ich in meinem Wirkungskreise Unruhe, Unordnung, Gesetzeswidrigkeit je gebilligt, unternimmt, erregt? Ich habe vielmehr, wie dem Durchlauchtigsten Erhalten der Universität, und dem ganzen Publicum der Herzoglichen Sächsischen Lande bekannt ist, mich selbst aufgeopfert, um die Hauptquelle aller Gesetzeslosigkeit auf dieser Academie

zu verstopfen. Es ist mir freilich nicht gelungen, und ich hatte in der That Unrecht, es zu unternehmen. Ich sollte von einer Seite wissen, daß ich in dieser kurzen Zeit das Vorurtheil der beleidigten Parthen gegen mich noch nicht habe austrotten können, daß diese von mir nichts gutes erwarteten, und daß es ihr hienüßlich sey, zu wissen, daß ein Plan von mir herkomme, um ihn zu hintertreiben; ich sollte von der andern wissen, daß Obere dem Plan des Niedern nie unverändert befolgen werden. Leider lernt man gewisse Wahrheiten nur durch Erfahrung; dann aber behält sie denn auch der nicht ganz unverständige für sein ganzes Leben. Gnuß, darüber ist bei den Unterrichteten jetzt nur Eine Stimme, daß ich es gut gemeint hatte.

Hat man mich je wegen irgend einer Vergehung gegen die Gesetze zur Verantwortung zu ziehen gehabt? Es ist wahr, ich bin einmal angeklagt gewesen, aber zu meiner Ehre und nicht zur Ehre der Ankläger ausgesprochen worden; mit dem allgemeinen Beifalle des Publicums, nachdem es durch den ohne mein Zuthun geschehenen Abdruck

der Acten über die wahre Beschaffenheit der Sache unterrichtet worden.

Es ist wahr, ich bin auf mannigfaltige Weise verläumdet worden, über Aeußerungen, die ich auf dem Catheder gemacht haben sollte. Ich trage nichts auf dem Catheder vor, dessen Inhalt nicht gedruckt vor dem Publicum liege. Ich habe besonders diejenigen Vorlesungen (über die Veräummung des Gelehrten), welche diese Verläumdung am heftigsten traf, durch den Druck bekannt gemacht; und die mir Schuld gegebenen Aeußerungen haben sich in denselben nicht gefunden. Es ist keine Kunst hinter dem Rücken zu verläumden; und in der That nicht freundschaftlich, diese heimlichen Verläumdungen dem zu verbergen, den sie treffen. Sey man unbesorgt für mich; ich stehe dafür, ich werde jede Verläumdung widerlegen, wenn sie mir nur bekannt wird; denn ich werde sie herzlich nie etwas unrechtes thun.

Im Innern sonach hat man keine Schuld an mir gefunden; aber vielleicht führe ich verdächtige auswärtige Correspondenz? — Das sollte ja bekannt

kaunt worden seyn; denn man hat in den ersten Jahren meines hiesigen Aufenthalts nicht ermangelt, Briefe von mir und an mich zu unterschlagen, oder erbrochen ankommen zu lassen: Seit geraumer Zeit finde ich nicht mehr, daß man sich diese vergebliche Mühe nimmt. Und man hat Recht daran; denn meine Briefe sind für den dritten gewöhnlich der Mühe des Versuens nicht werth.

Oder habe ich seit meinem hiesigen Aufenthalte bedenkliche anonyme Schriften geschrieben? Es ist hierüber auch nicht einmal ein leiser Verdacht auf mich gefallen. Ich kann sagen, was ich nur bei dieser Gelegenheit sagen darf, daß ich Zeugen das für habe, unüberlegte Schriften, die mir zur Beförderung für den Druck zugesandt worden, unterdrücke zu haben; bis man nun endlich auch darüber meine Grundätze zu wissen scheint, und diese vergebliche Mühe sich nicht mehr macht.

Ist denn endlich mein persönlicher, und bürgerlicher Charakter, ist meine Lage von der Art, daß mit einem Anschein von Vernunft der Wunsch einer Staatsumwälzung bei mir vorauszusetzen wä-

re? Nur diejenigen pflegen eine Revolution zu wünschen, die von einer Ketten Kette angetrieben werden, die kein Geschäft oder keinen Wohlstand gefallen an ihrem Geschäft haben, die mit ihren Mitbürgern in Haß und Streit verflochten sind; die im Hause Unfrieden und Mangel, außer dem Hause Unruhe und Schanden haben; die das ihrige durchbringen, und darum das fremde begehren, welche, da sie nichts zu verlieren haben, bei Unruhen nur gewinnen können, unruhige Bürger, schlechte Wirtschaftler, üble Gatten und Hausväter. Diejenigen, welche mich kennen, unter denen ich seit fünf Jahren lebe, mögen antworten, ob in jenem Bilde Ein Zug ist, der auf mich paßt. Der academische Senat hat schon vor vier Jahren mir ein rühmliches Zeugniß der Unbescholtenheit gegeben; ich bin sehr sicher, daß er es gegenwärtig nicht zurücknehmen würde. — Ich kann mit Freude sagen, daß ich in diesen fünf Jahren den größten Theil meiner Feinde in meinem nächsten Umkreise mit mir versöhnt habe: lasse man mich noch fünf Jahre unter ihnen leben, und sie werden mich lieben.

Aber ich bin denn doch nun einmal Gelehrter; und nach der Meinung angesehenen Politiker sollen, außer dem eizenthumslosen und rechtslosen Pöbel, mehrere unter diesen, anzusehen damit, daß sie nicht selbst die ersten Stellen im Staate besetzen — diese nebst dem Pöbel allein sollen es seyn, die eine Revolution in den bestehenden Staatsverfassungen wünschen. — Ich weiß nicht, und kann nicht wissen, ob es überhaupt dergleichen Gelehrte, wie sie dieselben beschreiben, gibt oder nicht; aber jene Politiker erlauben mir ihnen ein untrügliches Kriterium anzugeben, welche Individuen nicht zu dieser Klasse gehören. Es sind diejenigen, welche ihre Wissenschaft lieben, und zeigen, daß sich dieselbe ihres ganzen Geistes bemächtigt hat. Die Liebe der Wissenschaft, und ganz besonders die der Speculation, wenn sie den Menschen einmal ergriffen hat, nimmt ihn so ein, daß er keinen andern Wunsch übrig behält, als den, sich in Ruhe mit ihr zu beschäftigen. Von außen bedarf er nur der Stille, darum sind revolutionnaire Zeiten gerade gegen seinen Wunsch; den innern Frieden trägt er in sich selbst.

Diejenigen, welche meine Lebensweise, und die Anwendung meiner Zeit kennen, mögen urtheilen, ob ich mir einen Platz unter der letztern Klasse nicht mit Recht anmassen dürfte; und selbst das große Publicum, vor welchem meine Arbeiten der letzten fünf Jahre liegen, vor welchem sie denn doch bei weitem noch nicht alle liegen, und eben so wenig die Zeit, die ich auf meine Vorlesungen wende, — mag mit urtheilen! Wer mich und meine Lage näher kennt, ermesse, Wen ich wohl beneiden möge, was es wohl seyn möge, das ich lieber zu seyn wünschen könnte, als das, was ich bin, was es wohl seyn möge, das ich durch eine Staatsveränderung gewinnen könne. Meinen Unterhalt giebt mir das Publicum; noch nie haben meine Wünsche sich weiter erstreckt, als die Mittel, sie zu befriedigen; und ich beneide hiersüber keinen, und weiche keinem. Wollte ich herrschen, so treibt mich meine Neigung weit mehr, es im Reiche der Begriffe zu thun, diesen zu gebieten, sich aufzuklären, und sich in Reihe und Glieder zu stellen, was ich verstehe; als eigenwilligen, schwer zu lenkenden und so selten der Vernunft sich fügenden Menschen zu befehlen, was ich nie

gelernt, noch geübt habe. Könnte mich der Ruhm reizen — o ich lebe unter einer Nation, und in einem Zeitalter, in welchem der Name eines seine Wissenschaft nicht unglücklich bearbeitens den Gelehrten wohl so oft genannt wird, als an drei Namen.

Ich kann keine Revolution wünschen, denn meine Wünsche sind befriedigt. Ich kann keine Revolution herbeiführen und unterstützen wollen; denn ich habe dazu nicht Zeit; meine Zeit ist für ganz andre Dinge, die der Ruhe bedürfen, bestimmt. Es wäre etwas völlig neues und uners hörtes in der Menschengeschichte, daß der Ueher eines neuen ganz speculativen Systems sich auch an die Spitze einer politischen Revolution stellte. — Es ist denn doch wohl zu erwarten, daß ein nicht ganz unverständiger sich, so wie er nur aus dem Jünglingsalter heraus tritt, einen Plan für sein Leben entwirft. Einen solchen Plan habe ich längst entworfen. Zuförderst habe ich mein philosophisches System deutlich darzustellen, und zu vollenden; und es ist darüber noch sehr viel zu thun. Von ihm aus bliesen sich mir andere neue Entde,

Angen das, welchen ich dann nachgehen werde. Es zeigt sich mir ein Uebergang zu andern Wissenschaften, und eine gänzliche Umschaffung mehrerer, welches mir nach Vollendung jener Aufgaben Arbeit geben wird. Was sähe ich ein Leben von Tausenden hundert vor mir, ich wüßte dieselben schon jetzt ganz meiner Neigung gemäß so eintheilen, daß mich nicht eine Stunde zum Revolutionären übrig bleiben würde.

Schon der litterarische Gang eines Mannes enthält seinen Charakter. Wer mit einer unruhigen Thätigkeit hute in diese Wissenschaft, nirgend in eine andre sich wirft, allenthalben sich umtreibt, und nirgends etwas endet, soersam in jedem Fache dasjenige aufsucht, was unmißbar Aufsehen erregt, in die Augen fällt, und glänzet, wer an die Großen und Bedeutenden sich hängt, und ihnen schmeichelt, — auf den könnte allensals ein Verdacht revolutionärer Absichten fallen. Auf mich wohl nicht, der ich von allen diesem das gerade Gegentheil thue. Daß ich früher, als ich erwartete, einem großen Theile des Publicums bekannt worden, haben ganz allein meine Gegner durch

durch ihre Angriffe und durch die Art derselben bewirkt. Mein Ich, und Nicht Ich hatte nicht das Ansehen, die Aufmerksamkeit anderer Personen, als die wenigen vertrauten Kenner der Speculation, an sich zu ziehen; und sogar diese nur spät. — So viel wird jeder, der mich kennt, gestehen müssen; daß, wenn ich ehrgeizige Absichten hätte, ich mich sehr verkehrt benehme, um sie auszuführen.

Wenn denn nun dies alles notorisch ist, was beabsichtigt man denn durch jenen Ausruf: er ist ein Democrat., durch jenen unauslöschlichen Verdacht, durch jenen bitteren Haß, mit welchem man, — denn ich bin müde, von mir allein zu reden — eine Menge verdienter Gelehrten, und Schriftsteller in Teutobland verurtheilt, an denen man eben so wenig Schuld finden wird, als an mir? Was beabsichtigt man durch jenes terroristische Waldumbungelstern, welches man mit so viel Wohlgefallen aufnimmt, so leichtgläubig unterläßt, so fälschlich belohnt? Wenn es denn wirklich wahr wäre, daß einige dieser Schriftsteller einigen der bestehenden Regierungen nicht gute Absichten zuge-

traut, daß sie den Verdachte der Illegalität und der Gewaltthätigkeit gehabt hätten, werden dieselben denn nun dadurch widerlegt, daß man gegen sie wirklich gewaltthätig verfährt — und mit den Waffen, deren sich sonst nur die niedrigsten im Volke bedienen, mit den Waffen der Verläumdung? Wenn es wahr wäre, daß einige unter diesen Schriftstellern den bestehenden Regierungen abgeneigt wären; werden sie ihnen denn dadurch versöhnt werden, daß diese Regierungen sie in beständigem Schrecken erhalten, und jede Gelegenheit ergreifen, sie zu verderben? Indoch, das will man auch wohl nicht, sie ausöhnen; denn daß in der Brust des Menschen auch eine Macht ruhe, die sich durch keinen Mechanismus fesseln, und durch keinen Mechanismus ersetzen lasse, und daß das Talent ein nicht zu verachtender Allirter sey, will man noch nicht anerkennen. Will man sonach etwa nur Rache nehmen? Dieser Zweck wäre zu klein für Regierungen; nur beleidigte Subalternen können ihn haben; aber die Regierungen werden leider oft unwissentlich zu Werkzeugen dieser niedern Leidenschaften gemacht.

Ich erkläre hierdurch mit der entschiedensten Freimüthigkeit, daß gegenwärtig kein anderes Land in Europa ist, in welchem ich lieber leben möchte, als Teutschland; und keine Lage, die ich mehr wünsche, als die, in welcher ich wirklich mich befinde. Ich bedarf nur der Ruhe um mich herum und persönlicher Sicherheit; alles übrige will ich mir selbst verschaffen. Jene beiden Güter haben bis jezo die teutschen Gesetze mir gewährt. Aber, wenn es denn nunmehr wirklich dahin kommen sollte, und der Plan gemacht wäre, und seine Ausführung bei uns anheben sollte, daß in Teutschland keine Ruhe und bürgerliche Sicherheit mehr für den Schriftsteller wäre, daß alle durch das Gesetz geschützt würden, nur er nicht; so bleibt ja nichts übrig, als zu gehen, wohin man uns ausstößt. Wo drauf zu rechnen ist, daß nur Gewalt gelte, da kann man ja hoffen, selbst einen Theil derselben an sich zu ziehen, um sich dadurch zu schützen. Ganz unendlich ist nur der Zustand, da uns das Gesetz beschränkt, aber nicht beschützt. Und so werden hieffentlich noch mehrere rechtliche Teutsche denken.

Ich übertreibe nicht; ich mahle nicht ins schwarze. Meine Regierungen wollen nicht, daß ich klinge, daß ich Verfolgung befürchte; edle Missethäter derselben sind schon durch das, was ich in meiner (nicht gegen die Anklage, die mir das malz noch gar nicht bekannt war, sondern gegen die Beschuldigung des Atheismus im *Confiscationsrescripte* gerichtete) Appellation gesagt, verwundet worden. Sie wollen, daß ich mich dem Schutze ihres gerechten, ihres aufgeklärten, ihres großmüthigen Regiments ruhig überlasse, mir nicht selbst helfe, mich so gelind vertheidige, als möglich. Gott behüte meinen Verstand vor der Verwirrung, daß ich diesen Regierungen nicht vertraute! Durch diese ganze Vertheidigungsschrift weht ja der Geist des reinsten Vertrauens. Sie werden mich sicher schützen, wegegen sie schützen können, und wegegen sie zu schützen haben.

Sie werden meinen Leib schützen; in den Ernteständischen Landen wird mir denn wohl nicht, wie dem Sanini, der Scheiterhaufen gebaut. Sie werden mich nicht mit Schimpf meines Amtes ent-

sehen, mich nicht des Landes verweisen; mir auch wohl nicht eine, als Ausnahme und in diesem Zusammenhang strafende und entehrende Beschränkung meiner Lehre und Schreibe: Freiheit zufügen; mir auch wohl keinen gerichtlichen Verweis geben lassen, thätig nichts gegen meine Ehre und guten Namen, die ich höher schätze, als das Leben, vornehmen.

Aber können sie, kann irgend eine Macht der Erde, wieder gut machen, was mir schon wirklich zugesügt ist? Können sie das Brandmark auswaschen, das man vor den Augen der Nation auf meine Stirn gedruckt hat?

Dem Gelehrten, besonders dem academischen, der nicht von einem engen Kreise, sondern von der ganzen Nation abhängt, geht Ehre, guter Ruf und Vertrauen der Nation über alles; denn diese sind die ausschließende Bedingung aller seiner Wirksamkeit, er besteht nur durch sie: und ich insbesondre kann hinzusehen, — was für mich das aller letzte ist, worauf aber wahrscheinlich meine Richter Rücksicht nehmen werden, — daß ich auch

auch kein Brod mehr habe, wenn ich keine Ehre mehr habe. Diese Ehre aber kann durch nichts anwiderbringlicher angegriffen werden, als gerade durch die gegen mich vorgebrachte Beschuldigung des Atheismus. Diese Beschuldigung ist, welche unmittelbar verpestet und vergiftet. Diese muß ich selbst von mir abwehren, so weit ich kann. Aber ganz abwehren werde ich sie nicht können. Es giebt Hunderte in Teutschland, und dies nicht in niedrigen Ständen, die sich auf die Vertheidigung gar nicht einlassen; die, indem man ihnen noch beweis't, und zehnmahl bewiesen hat, daß man Gott und Religion schlechterdings nicht läugne, sondern vielmehr dringend einschränke, zum alten Spruche zurückkehren: aber man muß dem Volke (der wirkliche Unglaube ist eine Auszeichnung für sie) Gott nicht nehmen; es giebt Tausende, die die Beschuldigung gar wohl verstehen, aber nicht die Vertheidigung; es giebt viele Tausende, denen die Beschuldigung bekannt wird, aber in ihrem ganzen Leben kein Wort davon, daß auch nur eine Vertheidigung erfolgt sey. In den Seelen dieser aller bleibt der ihnen eingeprägte Abscheu unerschüttert. Und auf welche mannigfaltige Weise können doch

doch sie alle Einfluß haben auf meine Wirksamkeit. Es giebt z. B. unter ihnen ganz gewiß mehrere Lehrer der Jugend, die ihren Absichten vor meinem Namen in die zarten Gemüther unauslöschlich einprägen werden; in Gewüther, deren Denkart inskünftige Folgen für mich haben kann, mit denen ich, dem Laufe der Natur gemäß, noch werde zu leben haben, unter denen künftige Vorgesetzte, Collegen, Untergeordnete von mir seyn können; aus denen ich Schüler, Leser, Freunde hätte machen können. Ich erinnere mich aus meiner frühesten Jugend die Namen Voltäre und Rousseau zuerst dadurch kennen gelernt zu haben, daß ein übrigens verdornter Lehrer in der Schulsunde die göttliche Warmherzigkeit um die Befehrung dieser bösen Menschen ansuchte. Ich habe erst spät den Abscheu überwinden gelernt, der mich seitdem bei Nennung dieser Männer, aus deren Schriften ich doch nachher sehr viel gutes gelernt habe, zu ergreifen pflegte; und ich bin überzeugt, daß noch eine Menge Personen leben, die den ihnen durch diese feierliche Anrufung eingepflanzten Haß noch nicht überwunden haben, und nie überwinden werden. Wer weiß, welcher Zelos, indem ich dieses schreibe

be, vor seinen Schülern gleichfalls die göttliche Vortragszeit um meine Belehrung ansieht, und dadurch meinen Namen der Verabscheuung der nachkommenden Generation übergibt. — Kurz, was ich auch thun mag, und was andere thun mögen; — und wenn die Thüringische Regierung selbst einen feierlichen Widerruf ihrer Verschuldigung und ein Verlobungsschreiben für mich durch das ganze kaisliche Reich an allen öffentlichen Orten affigiren ließe, — das meiner Ehre und meinem guten Namen zugesägte Brandmark ist nie völlig auszulöschen, so lange ich lebe. Nur auf die Nachwelt werde ich es nicht mitnehmen; mit meinem Tode wird es auf die Urheber und Verbreiter dieser Verschuldigung, die so gern auch eine persönliche Verfolgung gegen mich erregt hätten, fallen, und ihre Namen neben den Namen der Alaba, und der Joachim Langen der unsterblichen Schande überliefern, wenn sie nicht noch bei Zeiten widerrufen, und alles thun, was sie vermögen, um den mir zugesägten Schaden wieder gut zu machen.

Dieser unerfessliche Anariff auf meinen guten Namen ist denn doch wohl offenbar eine ungerechte

Gewaltthätigkeit gegen einen Unschuldigen. Jeder Mann soll in einem wohleingerichteten Staats aller Ehre, und alles guten Namens theilhaftig bleiben, den er sich zu erwerben weiß, und den er nicht selbst durch seine Thaten verwirkt. Ich habe einleuchtend bewiesen, daß ich nichts gethan habe, um der Nation als ein Gottloser angeklagt zu werden. Die Chursächsische Regierung hat inzwischen dieses gethan, und die Hannoversche hat es nachgeahmt.

Man wird nicht widerrufen; so urtheilt jeder Mann. Nun wohl! so muß ich ertragen, was eine Macht, mit der ich nicht rechten kann, mir zufügt. Aber lasse man mich wenigstens etwas dadurch gewinnen: will man nicht gerecht seyn, so sey man wenigstens billig. Ich hatte ihnen mißfallen; man glaubte dafür Rache nehmen zu müssen. Man hat sie genommen, mehr als hinlänglich; ich bin sattfam gestraft; ich bin versichert für mein übriges Leben: Lasse man sich an dieser Rache genügen.

Unterzeichne was von Stund an eine allgemeine Amnestie. Ich und meines gleichen wollen

S

nim:

nimmermehr wieder die bekannten Punkte berühren, deren Verführung sie so sehr scheuen. Wir haben durch unsern Schaden gelernt, daß gegenwärtig nicht der Zeitpunkt der ruhigen Discussion ist, da man für Gründe Gehör, und allenfalls Gegengründe erwarten dürfte, daß die Leidenschaft, die letziger Weise glaubt, jeder ihre unfällige Satz solle alsbald im Leben realisiert werden, auf der Stelle Antheil am Disput nimmt. Lassen sie uns dagegen Ruhe bei unsern andern Geschäften, die ihnen schlechterdings nichts verschlagen können, bei unsern Untersuchungen über die Substanz, über die Anwendbarkeit des Satzes der Kausalität, über den gegebenen, oder nicht gegebenen Stoff, und vergleichen; lassen sie sich, wenn sie wollen, von Nicolai und Consorten, über diese Untersuchungen einen Spaß machen, denn dieses dürfte wohl der einzige Gebrauch seyn, den dieselben für sie haben können; nur verbieten sie diese Untersuchungen nicht, unter Androhung einer ernstlichen Bestrafung. Sie haben auch noch einen andern Gebrauch, ausser dem zum Spasse,

Gewähren sie uns, wenn wir sonst als ruhige ordentliche Bürger leben, bürgerliche Sicherheit; und lassen sie uns die Ehre und den guten Namen, den jeder sich erwerben kann, ungehindert. Begünstigen sie nicht ferner die Verhinderung der Hofmänner, der Eusdämonien, und dergleichen gegen uns; lassen sie noch weniger sich selbst verleiten, ehrensrührige Edicte gegen uns ergehen, in allem Zeitungen abdrucken, an allen öffentlichen Orten affigiren zu lassen. Gewähren sie uns diese billige Bitte, und wir geben ihnen unser Wort, daß wir sie nie mit einer andern Bitte beschweren werden.

Legen Eure Magnificenz diese unsre Versicherung, diese unsre Wünsche und Hoffnungen, worauf die Ruhe unsers Lebens beruht, nebst der Bezeugung unsrer tiefsten Ehrfurcht, zu den Füßen, oder eigentlicher, an den weisen Verstand, und das edle großmüthige Herz der Durchlauchtigsten Herzoge, welche die göttliche Vorsehung, da sie die Verfolgungen und

Bitterkeiten unsers Lebens bestimmet, als Entschädigung dafür uns zu Obrigkeiten gab; vor denen wir alle jene Klagen laut werden lassen dürfen, da keine derselben Sie erist, und die wir mit freier freudiger Verehrung zu verehren vermögen.

Nachschrift.

I.

Nachdem ich diese Verantwortungsschrift schon geschlossen, erscheint die Beilage II. Sie ist einer der einleuchtendsten Belege zu der oben geschehenen Aeußerung, daß man es gar nicht mit meinem vorgeblichen Aethelismus, sondern mit meinem vermeinten Democratismus zu thun habe,

Diese Schrift kommt, der Aussage der Buchhändler zufolge, aus Ehursachsen; und sie hat als sem Ansehen nach einem dortigen Geschäftsmanne zum Urheber. Sie verbindet außerdem Suffisance mit derber Ignoranz; besonders in der neuesten

Geschichte der Philosophie. Nach ihr soll es in der angestrichnen Stelle (S. 4) gegen die Grammatik laufen, zu sagen, daß man von Wärme und Kälte wisse; man müsse sagen; von ihnen etwas wissen. Aber es läuft nach ihm nicht gegen allen gesunden Menschenverstand (S. 3) von dem rationirenden Verweise des Daseyns Gottes aus dem Daseyn der Welt in unsern Tagen noch zu sprechen, als ob gegen denselben nie etwas eingewendet worden; zu thun, als ob es nichts weiter bedürfe, als einen Professor der Philosophie an ihn nur erinnern, (S. 4) zu thun, als ob der transcendente Idealismus die Substantialität der Seele nicht läugne, sondern an dieselbe nur erinnert werden müsse, da er doch notorisch sie läugnet; eben daselbst zu thun, als ob von diesem Systeme aus man in den Materialismus zurückfallen könnte, da doch eben so notorisch das Färsichbesitzen der Materie geläugnet wird; kurz in seiner Widerlegung von lauter solchen Sätzen auszugehen, welche notorisch der Gegner ihm nicht zugiebt. Ferner ist der Verf. in der französischen Litteratur wohl bewandert; macht aber in den drei Blättern zwei derbe Verflöche gegen die neueste deutsche Litte-

naturgeschichte; indem er (S. 5) Hrn. Forberg, der um Jahre früher philosophischer Schriftsteller gewesen, denn ich, zu meinem ehemaligen Schüler, und (S. 8) Hrn. Friedrich Schlegel zu Berlin zu einem Jenaischen Literator macht.

Er selbst giebt seiner Schrift ein halb officiell^{es} Ansehen, so wie dies gleichfalls die höchstens die Hannoversche thut, deren er auf der Rückseite des Titels erwähnt; indem er S. 6 in der unterschriebnen Stelle sowohl weiß, was die Chursächsische Regierung eigentlich beabsichtige, welches wir andern bis jetzt noch nicht haben errathen können, auch aus der Forderung einer ernstlichen Bestrafung kaum so errathen haben würden; indem er S. 8 sich gar eines *Wir* bedient, um diese Zwecke anzukündigen.

Wie nun in dieser halbofficiellen Schrift die Sache angesehen werde, erhellt aus der S. 8 aus gestrichnen Stelle.

Die ganze Schrift ist zugleich ein Beleg zu der hämischen, türkischen Verläumdung, Verleumdung:

und Verdrüßungssucht, über welche ich oben geklagt habe.

II.

Die Schrift, auf die ich mich oben berufen habe, in Absicht des zu Leipzig verbreiteten Gerüchtes, daß Hr. D. Gabler Exemplare des Schreibens eines Vaters zur unentgeltlichen Vertheilung in die genannte Stadt gesendet habe, ist indeß erschienen. (Beilage E.) Die Stelle, in welcher diese Nachricht gegeben wird, ist auf der letzten Seite befindlich, und daselbst angestrichen.

Dr. J. Riethammers

als Mitherausgeber des philosophischen Journals

Verantwortungsschrift.



Magnifice Academiae Pro-Rector.

Die Anklage, die gegen uns, die Herausgeber des Philosophischen Journals einer Gesellschaft Teutscher Gelehrten, wegen Verbreitung atheisistischer Grundsätze erhoben worden, ist zu ernsthaft, als daß wir uns nicht von allen Seiten verpflichtet finden sollten, der an uns ergangnen Auffoderung zur Verantwortung Gehorsam zu leisten. Wie sind es unser erleuchteten Regierung, wir sind es der hiesigen Universität, wir sind es uns selbst schuldig, uns zu vertheidigen; und wir wollen es mit all der Ehrfurcht thun, die unsern erhabnen Fürsten gebührt, mit all dem Ernst, den die Wichtigkeit der Beschuldigung fodert, und mit all der Ruhe, welche das Bewußtseyn einer guten Sache giebt,

giebt, und die Gewißheit, weise und gerechte
Richter zu finden, verdoppelt.

*

*

*

Wir, die Professoren zu Jena, Richte
und Niethammer, sind in dem Churfürst
lich Sächsischen Requisitionsschreiben
an die Sächsischen Fürstenthümer, daß
uns zur Verantwortung zugesertiget worden, an
geklagt:

„Daß in dem 1sten Hefte des von uns herausge
gebenen Philosophischen Journals von 1794
solche Grundsätze gedrukt worden, die mit
der Christlichen, ja selbst mit der natürlichen
Religion unverträglich sind, und offenk
bar auf Verbreitung des Atheismus ab
zielen.“

Die Herausgeber des Philosophischen
Journals, als solche, kann diese Auflage nur ins
Jessen treffen, als sie die zwei in der Auflage bes
nante

nannten Abhandlungen, in denen solche Grundsätze enthalten seyn sollen, zum Drucke befördert haben. Wären die Herausgeber in Rücksicht ihres Philosophischen Journals einer Censur unterworfen, so würden sie die ganze Anklage und die Last der Vertheidigung von sich weg auf den Censor wälzen, der den Druck jener Abhandlungen gestattet, sonach auch zu verantworten hätte. Da sie aber das Vertrauen ihrer Regierung genießen, Censur frei und ihre eignen Censoren zu seyn; so sollte als allerdings diese Verantwortung ihnen selbst anheim. Sie treten also hier in der Gestalt des Censors auf, der angeklagt ist, durch die Erlaubniß zum Druck jener Abhandlungen seine Vollmacht überschritten zu haben.

Es muß uns um so mehr daran gelegen seyn, uns gegen diese Anklage vollständig zu rechtfertigen, je mehr es uns selbst heilige Pflicht ist, uns zu hüten, daß das ehrenvolle Vertrauen, welches der Staat seinen Gelehrten durch jenes wichtige Privilegium erweist, selbst nicht einmal durch den Schein eines Mißbrauchs geschwächt werde.

Unsre

Unsre ganze Rechtfertigung bringen wir auf zwei Hauptpunkte zurück:

I. Wir haben durch die Erlaubniß zum Druck jener Abhandlungen kein Censur-Gesetz überschritten.

II. Wir haben selbst die Freiheit, die das Censur-Gesetz einem Philosophischen Journal erteilt, bei weitem nicht in ihrem ganzen Umfang, sondern mit einer Bescheidenheit und Vorsicht gebraucht, die uns von allem Verdacht, sie jemals mißbrauchen zu können, freisprechen muß.

I.

Unsre Vertheidigung darf kein Bedenken tragen, den allerschlimmsten Fall, den die Anklage setzt, anzunehmen. Angenommen also, daß erwiesen sey, was die Anklage als erwiesen voraussetzt,

Jetzt, wir aber als unermittellich erklären dürfen: daß die Grundsätze in den angeführten Abhandlungen nicht nur mit keinem der Christlichen Religionsysteme, sondern überhaupt mit keiner Religionslehre verträglich und offensbar atheistisch seyen: so ist doch die Erlaubniß zum Druck jener Abhandlungen keinem Censur-Gesetz entgegen.

Wir wollen uns nicht darauf berufen, daß ein specielles Censur-Gesetz gegen das Drucken atheistischer Schriften überall nicht vorhanden sey. Es könnte uns nicht helfen, diese Ausflucht zu ergreifen; man würde uns das allgemeine Gesetz entgegen halten, das alle solche specielle Censur-Gesetze entbehrlich macht, das Gesetz: überhaupt nichts gegen Religion und Staat drucken zu lassen. Dieses Gesetz ist es also, nach welchem wir gerichtet werden sollen.

Man darf daran erinnern, daß in einem Staate, der nicht nach bloßer Willkür beherrscht,
sonst

den nach Grundsätzen der Gerechtigkeit regiert wird, dieses Gesetz in der ganzen Allgemeinheit, die es in seiner Förmel ausgebrochen wirklich hat, nicht verstanden werden könne, weil es für die ganze Schriftlichkeit vernichtend werden müßte. Das Gesetz: nichts gegen Religion und Staat drucken zu lassen, muß sich, in dieser weiten Ausdehnung verstanden, von selbst in das Gesetz: nichts über Religion und Staat drucken zu lassen, verwandeln; und es kann auch dabei nicht stehen bleiben. Das menschliche Wissen und Denken macht Ein Ganzes von Begriffen, in welchem kein Punkt sich so isoliren läßt, daß er nicht durch jede Erschütterung, die irgend ein noch so entfernter Punkt des Ganzen erfährt, mit erschüttert zu werden suchen müßte; das Gesetz kann sonach nur damit enden, alles Schreiben und Drucken, über was immer für einen Gegenstand des menschlichen Wissens und Denkens, ganz und gar zu verbieten.

Aber es ist nicht nöthig, zu einer solchen Unterfuchung aus Principien zurückzugehen, und die

Uns

Unmöglichkeit eines solchen Gescheh an seinen zersplitternden Folgen zu zeigen. Wir dürfen uns nur an Thatsachen halten, um zu zeigen, daß jenes Gescheh in seiner ganzen unbedingten Allgemeinheit nicht verstanden werde,

In allen Staaten Deutschlands, selbst in solchen, in denen die Polizei nur Männer von dem entschiedensten Rigorismus zu Censoren aufstellt, und auch diese noch durch eine furchtbare Verantwortlichkeit zur verdoppelten Exceze anzufeuern nothig findet, werden mit Erlaubniß der Censur Religions- und Staatschriften in zahlreicher Menge gedruckt, deren Inhalt von den öffentlich autorisirten Lehrsystemen über Religion und Staat auffallend genug abweicht. Wir wollen, um nicht durch Beispiele anderer Art gehässig zu werden, hier nur an die Polemiken und Kämpfergeschichten bloß im allgemeinen erinnern. Daß in jenen die Irrlehre von einer Widerlegung begleitet ist, kann hier schwerlich als Grund der Ausnahme angeführt werden; denn, abgesehen davon, daß so oft die leichte und freilige Widerlegung eher für als gegen die Irrlehre einzunehmen geeignet ist, stehen die

Nöthigen Lehren nun doch gedruckt, und können Anhänger finden und Hergerath geben. Wenn jenes Gesetz in seiner ganzen Allgemeinheit verstanden werden müßte, dürfte der Censor eben so wenig diesen, als so manchen andern Schriften über Religion und Staat, die Erlaubniß zum Druck ertheilen; und, wenn er sie ertheilte, könnte er der ernstlichen Verurtheilung seiner Obrigkeit nicht entgehen. Er ertheilt sie aber überdies, nicht nur unbestraft, sondern auch ohne nur die mindeste Ansehung darüber zu erfahren. Dies zeigt (wenn man die Straflosigkeit nicht lediglich als Distanz der Regierungen erklären will,) offenbar darauf hin, daß eine Beschränkung jenes allgemeinen Gesetzes selbst als Gesetz anerkannt seyn müsse.

Wäre dies Gesetz irgendwo, in unserm oder in einem andern Staate, in einem geschriebnen Buchstaben niedergelegt, so würde unsre Verantwortung um vieles kürzer ausfallen können: wir würden dann nur den Fall an das Gesetz halten dürfen, um unsre Rechtfertigung in die Augen leuchtend zu machen. Allein, so durchgängig man auch

auch in der Anwendung diese Einschränkung jenes allgemeinen Gesetzes findet: so ist sie doch nichts mehr, soviel uns bekannt ist, als Gesetz ausdrücklich niedergeschrieben, und kann nur aus Vergleichung des wirtlichen Verfahrens aufgefaßt werden.

Man hat allerdings eine Beschränkung jenes allgemeinen Gesetzes in dem Grundsatz aufgestellt: nur solchen Schriften über Religion und Staat soll der Censor den Druck verwehren, durch die das Wohl des Staats gefährdet werde. Allein, solange nicht bestimmt ist, welche Schriften dem Wohl des Staats gefährlich seyen; so lange kann auch selbst diese Beschränkung nicht sonnem allgemeinen Gesetze Bestimmtheit geben, und der alle Schriftstellerei vernichtenden Anwendung desselben eine Gränze setzen. Wenn eine fürchterliche Gewalt der Willkühr sich zur Auslegerinn dieses Grundsatzes erhebt, und nach Gefallen, oder aus den Folgen bestimmt, welche Schriften dem Wohl des Staats gefährlich seyen; so wird der Censor eine Geißel der Schriftsteller, weil über ihm selbst

die Schrecken einer gränzenlosen Verantwortlichkeit unaufhörlich schweben; jede Schrift, die ein unglückseliger Zufall über das bestimmte Publicum hinausführt, für das sie geschrieben war, oder aus welcher irgend ein bösegesinnter Leser Eist saugt, das er weiter austreut, berechtigt dann, den Censor von Haus und Brod zu verjagen, der eine dem Wohl des Staats so gefährliche Schrift drucken ließ; und, um' sich vor aller Gefahr zu decken, müßte er gar nichts drucken lassen. Soll also der aufgestellte Grundsatz wirklich eine bestimmte Beschränkung jenes allgemeinen Gesetzes enthalten, so muß gesetzlich festgesetzt seyn: welche Schriften dem Wohl des Staats gefährlich seyen.

Aber eben diese Frage ist das schwere Problem, dessen bestimmte Auflösung in den Gesetzbüchern der Censur vergebens gesucht wird. Es fehlt durchaus in denselben an einem unzweideutigen Merkmal, nach welchem mit Sicherheit entschieden werden könnte; welche Schriften für gefährlich zu halten seyen. Sicherlich würden sonst auch die Annalen der Censuranstalten nicht so

manche willkürliche Verfügung des Censors von der einen, und so manche unrechtmäßige Anklage gegen ihn von der andern Seite aufzuweisen haben. Wir müssen sonach um die Erledigung erbitten, auf die Beantwortung dieser Frage hier einzugehen.

Es giebt, dem Staat und die Religion betreffend, (denn auf diese beschränken wir uns hier mit unsrer Betrachtung;) nur zwei Classen von Schriften: solche, die sich mit Untersuchung und Zergliederung der Principien beschäftigen; und solche, die Darstellung und Anwendung der Resultate sich zur Aufgabe machen: Wissenschaftliche Schriften und Volksschriften. Beide sind einander ganz entgegengesetzt in Rücksicht ihrer Tendenz sowohl, als in Rücksicht ihres Inhalts und ihres Publicums. Das Publicum der letztern ist ein unbestimmtes; sie richten sich an die ganze große Masse der lesenden Welt, und verlangen von dem Volke gelesen zu werden; ihr Publicum ist das gewöhnlich so genannte große Publicum. Das Publicum der erstern ist ein ganz bestimmtes; sie verlangen nicht nur nicht darnach, daß das Volk

sie lese; sondern sie müssen vielmehr im Gegentheil
 verlangen, daß es sie nicht lese, weil es sie doch
 nicht verstehen würde; sie wenden sich nur an eis-
 nen bestimmten Theil des ganzen Publicum, an
 die Classe der Wissenschaft treibenden Leser, ge-
 wöhnlich das gelehrte Publicum genannt.
 In Rücksicht des Inhaltes sind beide zwar der Ma-
 terie nach gleich, aber nicht der Form nach; sie be-
 handeln beide einetlei Gegenstand, aber auf ganz
 verschiedene Weise. Das große Publicum, an das
 die Volksschriften sich wenden, bedient eine ganz an-
 dere Ansicht des Gegenstandes, eine ganz andre
 Darstellung, eine ganz andre Sprache, als das
 gelehrte Publicum, welches die wissenschaftlichen
 Schriften vor Augen haben; dem letztern ist vieles
 verständlich, was jenem ganz unverständlich ist.
 Am aller auffendsten aber ist die Verschiedenheit
 beider Classen in Rücksicht ihrer Tendenz. Die
 ersten haben einen ganz bestimmten Zweck: den
 der wissenschaftlichen Begründung und Bestim-
 mung der Begriffe; und einen andern wollen und
 können sie nicht haben. Der Zweck der andern ist
 ganz unbestimmt: sie wollen bald belehren, bald
 ermahnen, bald Nachdenken bald Gefühle erregen,

Gefinnungen begründen, Maximen geltend machen; mit einem Wort, Anwendung aufs Leben in allen ihren mannichfaltigen Bezichungen! der Zwitnergattung von Schriften, die beide Zwecke neben einander zugleich beabsichtigt, ist nicht nöthig hier besonders zu erwähnen: sie wird mit Recht von der Censur als ganz zu der zweiten Classe gehörend behandelt; wie sie auch dem gelehrten Publicum selbst gewöhnlich mehr nicht gilt.

Beide Classen pflegt auch die Censur zu unterscheiden, und selbst (dem Grad der Strenge nach) verschieden zu behandeln. Es könnte also übersflüssig scheinen, an diesen Unterschied hier erst noch zu erinnern. Allein es ist nicht bloß um eine unbestimmte Unterscheidung überhaupt zu thun. Wenn die Frage: welche Schriften dem Wohl des Staats gefährlich seyen? richtig aufgefasset werden soll; muß man an die Grundverschiedenheit jener beiden Classen von Schriften erinnern, daß sie durch ihre ganze Art und Natur als Classen einander völlig entgegengesetzt seyen; damit die Frage sich aufdringe: ob man nicht von der einen ganzen Classe

se sagen müsse, daß sie dem Wohl des Staats nicht gefährlich sey? Bei Schiften, die ihrer ganzen Art und Natur nach völlig entgegengesetzt sind, folgt nach Gesetzen einer richtigen Entgegensetzung: daß, wenn in der Natur der einen Classe der Grund liegt, aus dem man von ihnen Gefahr fürchten muß, von der Classe, die diese Natur nicht hat, auch diese Gefahr nicht zu fürchten sey. Man muß also nur auf den eigentlichen Grund der Gefährlichkeit zurückgehen.

Die eine dieser beiden Classen, die der Volksschriften, gilt allgemein dafür, daß sie leicht gefährlich werden könne. Aber man fürchtet diese Gefahr nur von dem Inhalt derselben, wenn dieser verführerisch und sittenverderbend ist, und den Glauben an Gott und Pflicht, als die Grundstämme aller bürgerlichen Ordnung, untergraben könnte. Dies ist in der That irrig. Der Grund, aus dem sich von den Schriften dieser Classe Gefahr fürchten läßt, ist weit ausgedehnter. Es liegt in der Natur dieser Schriften,

ten; daß aller Inhalt derselben, selbst der unschuldigste, schädlich werden kann. Nicht sowohl darin aber liegt der Grund ihrer Gefährlichkeit, daß sie sich an die große Masse der lesenden Welt, an das Volk, wenden, und also ihr Inhalt sich weit verbreiten kann; sondern vorzüglich darin: daß die große Masse, an die sie sich wenden, fürs erste nicht selbst untersucht, sondern der Auctorität folgt, sonach leicht durch Künste der Einleitung und andere zufällige Umstände geblendet und für eine Meinung eingenommen werden kann; und fürs zweite nicht sowohl nach der Wahrheit einer Lehre als nach ihrer Brauchbarkeit fragt, und bei dem Hange, alles auf ihre eigennützigen Zwecke zu beziehen, der Verführung leicht ihr Ohr leiht. Hier zeigen sich Leidenschaften aller Art, die mit der Wahrheit ihr Spiel treiben. Dem Laster, das sich vor sich selbst verbergen möchte, sind Maximen willkommen, die Befriedigung gewisser Neigungen als Tugend preisen, die die Verkehrtheit des Herzens als bloße Schwäche vorstellen, und die Forderung reiner Tugend als überspannte Mönchsmoral verzeichnen: der Heuchelei, die sich vor Andern verbergen möchte, sind Lehren will-

kommen, die ihr ein letztes Mittel folgen, sich einen Schein von Heiligkeit zu geben; Zweifel gegen Grundsätze werden willig angenommen, nicht weil man von der Wahrheit solcher Grundsätze sich von Grund aus überzeugen will, sondern weil die Leidenschaft sich in der Einsicht zu verbergen sucht; Zweifel gegen Gesetze werden begierig ergriffen, nicht um sich in seinem Gehorsam gegen diese Gesetze seiner Vernunft bewußt zu werden, sondern um den Ungehorsam zu beschönigen, der sich ihnen sträflich entzieht. Auch das Unschuldige weiß oft die Sophistication der Leidenschaft zu ihrem Vortheil zu verdrehen. Unstreitig muß der Glaube an die Menschheit dieser Furcht eine Gränze setzen. Es wird doch nicht die ganze Masse des großen Publicums so ganz und gar verderben seyn, daß sie in den Schriften, die an sie gerichtet sind, nichts anders suche, als Mahnung für ausschweifende Leidenschaft, Unglauben, Gesetzlosigkeit; und daß sie selbst die unschuldigsten Äußerungen zu diesem Zweck zu verdrehen geneigt sey. Die Gefahr scheint also doch nur dann zu fürchten, wenn der Inhalt dieser Schriften offenbar unzüchtig wäre, zum Leichtsinne, zum Unglauben, zur Gesetzlosigkeit

keit verleiht. Allein der Grund beweist zu viel. Wollte man hier auf den Glauben an die Menschheit so viel rechnen: so müßte man auch das zugeben, daß eine Schrift dieser Art selbst im allerschlimmsten Fall nicht große Gefahr fürchten lasse. Denn, gesetzt, daß eine solche Schrift, im blenden Gewand einer reizenden Darstellung und einer einschmeichelnden Sprache, höchst frivole Grundsätze vorträge, der Religion spottete, und den bürgerlichen Gehorsam höhnte: sollte man denn fürchten müssen, daß sie, von Allen ohne Ausnahme begierig aufgenommen, allgemeines Verderbniß verbreiten werde? Sollte wirklich der große Theil der Menschen so verderben seyn, daß sogar Wenige das verächtliche Product mit Verachtung aus der Hand legen, und den muthwilligen Verführer verabscheuen sollten? Sollten sich wirklich so wenige finden, denen es empörend wäre, in den Schriften, in denen sie Nahrung für den Geist, Verstärkung in ihrer Liebe zum Guten, zum Gesetz, zur Ordnung suchen, Unstetigkeit und Zweifel gegen alles, was ihnen heilig ist, zu finden? Einem solchen unbedingten Glauben an die Menschheit kann die Staatsweisheit nicht huldigen;

sie setzt durch genauere Probirung der Menschen
 ihm Grenzen, und findet selbst den schlimmsten
 Grund der Furcht nicht ganz ausgeschlossen. Aber
 auch wenn nicht die Grundverdorbenheit der Men-
 schen sie besorglich machte: schon die Leichtigkeit,
 mit der die Menge verblendet und verführt werden
 kann, ist Grund genug, Gefahr zu fürchten.
 Hier, wo die Meinungen nicht nach Gründen ge-
 prüft werden, können nicht bloß leichtfertige und
 wirklich unethische, sondern selbst schon bloß unbesonnenne
 Behauptungen Schaden stiften, und wirklich
 sich verführerische Grundsätze lassen hier, wo die
 Verführung, wenn sie nur sich sonst beliebt zu ma-
 chen weiß, so leicht Eingang findet, einen um so
 zerstörenderen Einfluß auf die allgemeine Denkungs-
 art fürchten.

Um dieser Gefahr willen verlangt mit Recht
 der Staat von den Schriften dieser Classe die höchst
 sie Behutsamkeit, und unterwirft sie einer strengen
 Aufsicht der Censoren: Männern von Geist
 und Weisheit, von erprobter Einsicht und Rechts-
 schaffenhait, würdig, diese Vormundschaft über ei-
 nen großen Theil ihrer Mitbürger zu führen! Der
 Schrift

Schriftsteller, der in einem Andachtsbuch, in einer Postille, in einer Religion für Unmündige, und dergl. — nicht etwa die Religion lächerlich macht; als welches ohnehin höchst frevelhaft, und auf keine Weise zu gestatten wäre; sondern auch nur Grundsätze vorträgt, die den Geist der wahren Religion darstellen, die Bestimmung des Menschen für das Ewige zweifelhaft, und dadurch den ächten Religionsglauben wankend machen könnten; oder der Schriftsteller, der in einem Aufruf an das Volk, in einem Staatskatechismus, in einem Buch über die Rechte des Volks, u. dergl. — nicht etwa Revolution predigt; als welches ohnehin ein Verbrechen ist, dessen höchste Strafbarkeit nicht zweifelhaft seyn kann; sondern auch nur — die Hauptungen vorträgt, die durch Vorpiegelung falscher Ansichten den ächten Bürgersinn entzünden oder verderben, und dadurch die wahre bürgerliche Ordnung untergraben könnten: — der wird von dem Censor mit Recht zurückgewiesen; so wie der Censor, der einer solchen Schrift den Druck erlaubt, von seiner Regierung wegen vernachlässigter Pflicht mit Recht zur Verantwortung

wortung gezogen, und nach Befinden ernstlich bestraft wird.

Allein, derselbe Grund, der diese Classe der Volksschriften der Aufsicht des Censors unterwirft, spricht die andre Classe der wissenschaftlichen Schriften ganz von seiner Gewalt frei. Man vergesse nur nicht, daß der Grund, der von der Classe der Volksschriften Gefahr fürchten läßt, ganz in der eignen Art und Natur dieser Classe, und ihrer Tendenz, liege; daß sonach von der entgegengesetzten Classe der wissenschaftlichen Schriften eben darum keine Gefahr zu fürchten sey, weil ihre Art und Natur, und ihre ganze Tendenz, jenen Grund der Furcht ausschließt.

Schon darum kann das Wehl des Staats durch diese Classe von Schriften nicht gefährdet seyn, weil sie durch ihre eigne Natur gehindert sind, an das große Publicum zu gelangen. Sie haben durch ihre ganze Anlage ein völlig abgesondertes Gebiet, in dem sie wirken; und in diesem sind sie eingeschlossen. Alle unmittelbare Einwirkung

zung auf die große Masse des Volks ist ihnen durch sie selbst unmöglich gemacht. Obgleich in der Lateinsprache geschrieben, haben sie sich doch aus derselben eine ganz eigne Sprache (die Kunstsprache genannt) gebildet, die jedem, der nicht in die Tiefen der wissenschaftlichen Forschung selbst eingeht, unverständlich ist. Schon dadurch wären sie für das große Publicum verschlossene Bücher; wenn auch ihre äußere Gestalt, ihr trocknes Ansehen und ihr ungeschmücktes Gewand weniger zurückschreckend für die große Masse der Leser wäre. Welche Gefahr sollte man denn von Schriften fürchten, die nur Wenige lesen können, und noch Weniger lesen mögen? Mag also ihr Inhalt seyn, welcher er will; mag er noch soviel Unheil fürchten lassen, wenn er auf die große Masse sich verbreitet: es ist nichts zu fürchten, da die Verbreitung nicht zu fürchten ist.

Aber nicht nur außerhalb ihres Kreises ist nichts von diesen Schriften zu fürchten, sondern auch innerhalb desselben nichts; sie können ihrer ganzen Anlage und Tendenz zufolge hier nur Nutzen nicht Schaden bringen. Die solche Schriften lesen,

lesen, was suchen sie denn anders in denselben als Ueberzeugung, Belehrung, Verichtigung? Wers den diese denn, denen es wirklich um Ueberzeugung zu thun ist, den Inhalt ohne alle Prüfung annehmen? die solche Zeitschriften schreiben, was können sie denn anders wollen, als Begründung oder Widerlegung ihrer Behauptungen? Können sie denners warten, daß ihre Stimme allein werde gehört werden? Es wird ja nichts auf diesem Gebiete öffentlich behauptet, was nicht auch öffentlich widerproben würde, und je auffallender der Inhalt einer solchen Schrift ist, desto eifriger sehen die, von denen sie gelesen wird, sich nach den Gegengründen um, desto weniger fehlt es an Verscheidigern des Gegentheils. Die Geschichte des Tages selbst zeigt deutlich genug, mit welchem brennenden Eifer die Partheien ihre Meinung verfechten. Wenn Alle wirklich die Wahrheit suchen, so kann doch wohl nur die Wahrheit gewinnen? Aber freilich, man glaubt es ihnen nicht, daß sie Wahrheit zum Zweck haben; man sagt es unverhehlt, daß nur Rechtshaberei sie treibe, die unter dem Deckmantel der Wahrheitsliebe nur ihre Stimme

me geltend machen, und ihren Ehrgeiz befriedigen wolle.

Wir wollen annehmen, daß die entehrende Beschuldigung ohne Uebertreibung wahr sey: auch so wird es nicht gelingen, diese Classe von Schriftstern als gefährlich verdächtig zu machen. Man veresse nur nicht, was in jener allgemeinen Beschuldigung selbst unmittelbar enthalten ist. Nichts hat berei von allen Zeiten beschränkt sich selbst, und der Kampf, den hier der Ehrgeiz erregt, (wenn man eine edlere Triebfeder einmal durchaus nicht annehmen will,) dient als Mittel, die Behauptungen gegenseitig auszugleichen, und am Ende wirklich zur Wahrheit zu führen: so daß auch hier die Natur, wenn man sie nur sich selbst ganz überläßt, ihr Meisterwerk vollbringt, durch Leidenschaften zu erreichen, was die Vernunft als Werk der Freiheit fodert. Die Classe dieser Schriftstern hätte also doch das kräftigste Gegenmittel, durch das sie unschädlich gemacht wird, in sich selbst. Der Ehrgeiz der Parteyen läßt in diesem Gebiete überhaupt nichts gelten, als was sie durch Gründe nicht umstoßen können, und nur die Meinung kann

R

bis

die siegende und herrschende werden, gegen welche die Gegenpartei nichts gründliches weiter vorzu bringen weiß. Unstreitig ist es nicht immer die Wahrheit, welche siegt; sie unterliegt oft dem Ungestüm der lautesten Partei. Aber sie unterliegt nicht auf immer; und, so lange sie unterliegt, ist ihr auch nicht zu helfen. Will man obrigkeitliche Hülfe ihr zum Beistand schicken: wer weiß denn, welches die Wahrheit ist, wenn die, welche sie zu suchen zu ihrem Verurtheil gemacht haben, es nicht wissen? Und dann, man frage doch die Erfahrung, ob je eine solche Hülfe, auch wenn sie noch so verwüstend über ganze Schaaren von Tyrannen der Gegenmeinung hinweg, ihr Ziel erreicht hat? Auf diesem Wege wenigstens ist nicht zu helfen; und es ist überhaupt von außen nicht zu helfen. Aber man kann unbesorgt seyn. Wenn die Meinung, die jetzt unterliegt, nur wirklich die Wahrheit ist, so wird sie früher oder später gewiß wieder ans Licht hervortreten. Haben jetzt ihre Vertheidiger sie feig verlassen, oder ungeschickt Preiß gegeben, so werden schon andre kommen, die muthiger und geschickter ihre Sache führen, und der vorüberliche Sieg, den das Triumphgeschrei der

Sophisten ausgerufen hatte, wird nur dazu dienen, den Triumph der Wahrheit glänzender zu machen. Zulezt muß also doch dieser Kampf des Ehrgeizes und der Hochhaberei mit dem Siege der Wahrheit enden; und selbst die, die in diesem Kampfe nichts weiter als ein heftiges Parteilgefecht erblicken, und unter diesem Vorwand gegen ihn gern die Volkseigenschaft in Bewegung setzen möchten, müssen bekennen, daß er, weit entfernt, die Wahrheit in Gefahr zu bringen, vielmehr das einzige Mittel sey, sie zu erhalten.

Gilt dies von den Schriften dieser Classe selbst nach dieser Ansicht: um wieviel mehr wird es von ihnen geltend befunden werden, wenn man einem Augenblick zu der höhern Ansicht sich erhebt, anzunehmen, daß reine Liebe zur Wahrheit und redlicher Eifer für Ueberzeugung die Verfasser solcher Schriften nicht weniger als die gewaltthätenden Beschüßer der Wahrheit befeels. Was soll denn von Schriften zu fürchten seyn, die Drang nach Ueberzeugung zum Ursprung und Begründung von Ueberzeugung zum Endzweck haben, die aus Untersuchung kommen, und auf Untersuchung gehen?

Kann irgend eine Behauptung, irgend ein Zweifel, hier vorgetragen, anders als auf Begründung der Wahrheit wirken?

Man kann noch mehr sagen! Nicht Alle, die der Wahrheit bedürfen, und wo sie ihrer Alle und am meisten bedürfen, nämlich in dem was die höchsten Angelegenheiten des Menschen betrifft, können in den Tiefen der Wissenschaft selbst sie suchen. Für sie sorgt der Staat durch Lehrer. Diese sollen, so will er, jenen die Wahrheit lehren. Aber: was ist Wahrheit? Wer will aus all den streitenden Parteien errathen, was in ihnen Wahrheit sey? Es giebt, wenn man ein solches äußerliches Zeichen, sie zu kennen, sucht, nur Eines — das, von Gamaliel im hohen Rath einst zu Jerusalem gegeben: „ist das Werk aus Menschen, so wirds untergehen; aber ist's aus Gott, so könnet ihrs nicht dämpfen.“ Nach diesem Zeichen hat man auch schon seit Jahrhunderten entschieden, was Wahrheit sey: man hat den Ausgang des Streites als Entscheidung gelten lassen und die Meinung aus den streitenden als Wahrheit anerkannt, die zuletzt über alle siegte, oder für die die Mehr

Wahrheit der Zeichen sich erklärte. Freilich ist dies Zeichen nicht ganz sicher. Allein es giebt nun einmal kein anderes, und es bringt lauter Verwirrung, ein andres zu suchen und zu hoffen; und man muß es sagen, daß es nur dies Eine giebt, damit dies Eine nach Gebühr gerachtet werde. Auch dem Staat also ist dies Zeichen unentbehrlich: wie anders kann er wissen, was Wahrheit sey? Wie könnte er doch es gefährlich finden, hier jede noch so sehr entgegengesetzte Meinung hören zu lassen, da er nur aus dem Streite aller das als Resultat erwarten kann, was er als Wahrheit lehren lassen will? Wie könnte er die freieste Aeusserung aller Meinungen fürchten, aus welcher er sein einziges Zeichen der Wahrheit allein hoffen kann?

Aus der ganzen Art und Natur dieser Classe von Schriften, und ihrer ganzen Tendenz, geht also hervor, daß von ihnen auf keine Weise Gefahr zu fürchten sey. Was sie enthalten, kann immer nur an die gelangen, die in der Untersuchung oder im Streite begriffen sind, und kann also immer nur dazu wirken, die Untersuchung oder den Streit

zu Ende zu bringen. In diesem Gebiete kann der Inhalt einer solchen Schrift nie nachtheilig wirken; über dieses Gebiet hinaus aber, wo er vielleicht nachtheilig werden könnte, kann er nicht gelangen: innerhalb ihres Gebietes ist es bei den Schriften dieser Classe durch ihre Natur unmöglich, zu schaden; so wie es ihnen durch ihre Natur unmöglich ist, über dieses Gebiet hinaus sich zu verbreiten. Es ist also nicht nur kein Grund, aus dem man von den Schriften dieser Classe irgend eine Gefahr befürchten müßte, sondern vielmehr im Gegentheil ein bestimmter Grund, daß man von ihnen gar keine Gefahr befürchten könne.

Eben daraus aber folgt, nach dem aufgestellten Grundsatz, von selbst: daß diese ganze Classe der wissenschaftlichen Schriften auch der Censur nicht unterworfen werden dürfe.

So gewiß die Censur ein Zweig der Polizeigewalt ist, so gewiß darf sie über diese Classe von Schriften ihre Gewalt nicht ausdehnen. Sie ist durch eben das höhere Gesetz begrenzt, das der
Des

Policeigewalt überhaupt ihre Gränze bestimmte. Der Staat in der höhern Qualität macht die Policeel dafür verantwortlich, daß sie ihre furchtbare Vollmacht: alles, wodurch das Wohl des Staats gefährdet ist, zu verhindern, nicht überschreite; er setzt ihr die bestimmte Gränze durch den Gegensatz: alles das nicht zu verhindern, wodurch das Wohl des Staats nicht gefährdet ist; und er trägt auf ernstliche Bestrafung gegen jede ihrer Verfügungen an, die sie nicht durch den Verweis von der dringenden Nothwendigkeit derselben rechtfertigen kann. Nur durch unverbrüchliche Unterordnung unter diesen Grundsatz der Weisheit wird die furchtbare Tendenz der Policeigewalt, jede freie lebendige Bewegung zu hemmen, in Schranken gehalten, und der Staat vor den Angriffen auf sein wahres Wohl geschützt, die sie sonst unter dem Vorwand, für sein Wohl zu wachen, unaufhörlich ausüben würde. Ganz auf die gleiche Weise hat die Policeel, auch in ihrer Qualität als Censur, die Tendenz, alles verdächtig zu machen, jede freie lebendige Äußerung, unter dem Vorwand, daß sie gefährlich werden könnte, zu unterdrücken, und so,

im Eifer für das Wohl des Staats zu wachen, ihm den unersehlichsten Schaden zuzufügen. Gegen diesen Nachtheil aus Absehtandnem Eifer als nur in andrer Rücksicht ihm doch nothwendigen Ausfall kann der Staat sich selbst nur dadurch schützen, daß er auch hier in seiner höhern Qualität das Gesetz geltend macht, durch das er die Polizeigewalt überhaupt beschränkt. So ist also das Censurgesetz nicht bloß einseitig als Polizeiverordnung, und seine Beschränkung bloß als Weisheit in der Anwendung derselben vorzustellen; der Censor ist zugleich einer höhern Aufsicht des Staates unterworfen; und eben so gewiß, als er dem Staat in der Qualität der Polizei, als Beamter dieser Staatsgewalt, verantwortlich, und nach Befinden wegen vernachlässigter Pflicht ernstlich zu bestrafen ist, wenn er eine dem Wohl des Staats gefährliche Schrift drücken läßt; ist er im Gegentheil dem Staat in einer höhern Qualität verantwortlich, und nach Befinden wegen Überschreitung der Vollmacht ernstlich zu bestrafen, wenn er eine dem Wohl des Staats nicht gefährliche Schrift unterdrückt. Der Staat in dieser höhern Qualität also weist durch das Gesetz, dem er die Censur

gewalt unterwirft, den Censor von dem Gebiet der wissenschaftlichen Schriften ganz zurück, und verlangt, daß er diese ganze Classe von Schriften frei lasse, und Schriften dieser Classe gar nicht weiter, als zur Beurtheilung, ob sie in diese Classe gehören, vor sein Forum ziehe.

Aber, ist es denn wirklich so wenig zu fürchten, daß eine solche Schrift über ihre Gränze hinaus in das große Publicum gelange? Sind Staat und Religion nicht Gegenstände, die auch den gemeinen Mann nahe genug angehen, um seine Aufmerksamkeit auf solche Schriften zu lenken? Sind nicht auch diese Schriften größtentheils doch in der Landessprache geschrieben, und können sonach auch von ihm gelesen werden? Daß die Kunstsprache ihm unbekannt ist, kann nur das Uebel vermehren, indem er die Kunstausdrücke nach dem Sinn des gemeinen Sprachgebrauchs deutet, und so vielleicht die wissenschaftliche Behauptung erst in einen trassen Irrthum verwandelt. Soll dieser Gefahr der Staat nicht dadurch zuvorkommen, daß er auch diese Classe der wissenschaftlichen Schriften der Censur unterwirft, damit auch in ihnen nichts gesagt

werde, was im großen Publicum gefährlich werden könnte?

Wir wollen nicht fragen, ob der offenbare Nachtheil, der aus einer solchen Beschränkung der wissenschaftlichen Untersuchung unvermeidlich entstehen müßte, durch den Vortheil, einer so wenig furchtbaren Gefahr zuvorzukommen zu seyn, aufgewogen werde? Aber es scheint uns keinem Zweifel unterworfen, daß die Gefahr nur sehr gering ist, und daß es nicht an sichern Mitteln fehlt, ihr abzuhelfen. Wo ein unglücklicher Zufall eine solche Schrift über ihre Gränze hinaus in das große Publicum führt, da darf die Polizei, die bei pflichtmässiger Wachsamkeit das Factum bald entdecken wird, nur die Volksschreier auffodern, der etwa zu besorgenden Verwirrung der Begriffe zu begegnen. Und im aller äußersten Nothfalle — ist nicht der Polizei von dem Staate noch ein anderes Hülfsmittel gestattet, die Confiscation; welche, nach Befinden der Umstände, die Schrift im Stillen unterdrücken, oder auch, wenn sie es den Grundsätzen der Staatsweisheit gemäßer findet, laut durch öffentlichen Anschlag verbieten, durch

Hh

Schäfer wegnehmen oder durch den Henker verbrennen lassen darf? Sobald also nur die Polizei, wie sie soll, wachsam ist, so ist ja der Unfall leicht verhütet.

Aber überdies, wie selten sind die Beispiele eines solchen Unfalls? Wie spärlich finden sich in der Geschichte der sämmtlichen Censurinstanzen aller Staaten von Europa die Fälle, wo eine wirklich wissenschaftliche Schrift über Religion oder Staat die Gränze des gelehrten Publicums überschritten und in die große Masse des Volks so sich verbrannt hätte, daß die Nothwendigkeit, sie zu confisciren, wirklich eingetreten wäre? Wir haben nicht anders als mit Erstaunen und Betrübniß vernehmen können, daß die Chursächsishe Regierung in die Nothwendigkeit gesetzt worden sey, gegen ein Heft unsere Philosophischen Journals zu dem äußersten Nothmittel der Confiscation zu schreiten. Durch die Verfügung dieser Confiscation unterrichtet, daß ganz gegen unsre Absicht und gegen alle mögliche Erwartung durch einen unglücklichen Zufall oder durch unredliche Menschen jenes Heft des Philosophischen Journals unter das große Publicum der

Chur

Chursächsischen Lande verbreitet werden, mußten wir, bei aller empfindlichen Kränkung, die für uns mit seiner Verfügung verbunden seyn mußte, uns gleichwohl freuen, dem traurigen Schaden vorgeliegt zu sehen, der durch unsre Schrift, wiewohl ohne unsre Schuld, hätte angestiftet werden können; und wir konnten nicht anders, als die Wachsamkeit und Weisheit der Regierung bewundern, die das Factum einer solchen Verbreitung jenes Hefte so bald entdeckte, und mit der Confession zugleich das andre wahre Hülfsmittel zu verbinden gewußt hat, die Lehrer zu Verichtigung der von dem Volk etwan schon genommenen unrichtigen Ansichten aufzufodern. — Solche Fälle sind aber gewiß höchst selten, daß eine wirklich wissenschaftliche Schrift sich so allgemein unter das Volk verbreite, als es mit jenem Hest unsers Philosophischen Journals in den Chursächsischen Landen geschehen seyn muß.

Schon um dieser Seltenheit willen ist in der That die Gefahr nur sehr gering. Die Furcht vor derselben muß sich aber noch um ein beträchtliches vermindern, wenn man sieht, wie leicht es einer
wacht

wachsamem und weisen Regierung wird, das wirklich eingetretne Uebel zu heben. Wenn die Hirten des Volks nicht unwissende Viehlinge sind, (und auch dafür wird eine solche Regierung sorgen, daß sie es nicht seyen;) so bedarf es nur einer Aufforderung an sie, um den ganzen Schaden durch das rechte Mittel der Belehrung von Grund aus zu heilen. Es kann denn kaum noch nöthig seyn, die weitere Ausbreitung der Schrift selbst durch Censur zu verhindern,

Nicht auch so ist kein Grund, diese Classe der wissenschaftlichen Schriften der Censur zu unterwerfen; und die Polizei kann um so weniger diese Gewalt über jene Schriften fordern, da ihr, so weit es nöthig ist, von einer andern Seite Vollmacht über dieselben eingeräumt ist, und sie demnach nur darum auch jene Gewalt verlangen könnte, um jenes mühsamen Auftrags überheben zu seyn. Es bleibt also bei dem aufgestellten Grundsatz: daß die ganze Classe der wissenschaftlichen Schriften der Censur gar nicht unterworfen werden dürfen. Da eine wirklich wissenschaftliche Schrift durchaus keine Ver-
fälschung

fahrt für den Staat aus ihren unmittelbaren Folgen befürchten läßt, und gegen die mittelbaren Folgen in einem gut regierten Staat unfehlbare Gegenmittel genug vorhanden sind: so darf schon darum die Censur sie nicht ihrem Gerichtsbezirk unterwerfen, wenn auch nicht der höhere Grund dies fordert, daß das Gedeihen der wissenschaftlichen Unternehmung davon abhängig ist. Die Policei hat freilich diese letztere Rücksicht überhaupt nicht zu nehmen. Der Staat ist ja aber nicht bloß Polizei. In einer höhern Qualität ist ihm auch das Heil der Wissenschaft nicht minder heilig, als das Wohl des Staats, d. h. hier, die öffentliche Ruhe. In dieser höhern Qualität fodert er gesetzlich von dem Censor, daß er die Freiheit der wissenschaftlichen Unternehmung respectire; und er räumt sogar dem Schriftsteller ein Recht ein, den Censor, der ihm den Druck einer wissenschaftlichen Schrift verweigern will, wegen überschrittener Vollmacht gesetzlich zu belangen.

Dies ist aber nicht etwa bloß das Resultat einer spitzfindigen Untersuchung aus Principien; es ist ein Grundsatz, nach dem wirklich in allen weise und consequent regierten Staaten verfahren wird.

Wenn

Wenn alle Schriften ohne Unterschied dem Verzicht des Censors unterworfen wären, so müßte jede Confiscation zugleich eine Anklage gegen den Censor, und nach Befinden ernstliche Bestrafung desselben zur Folge haben. Es folgt aber, wie bekannt ist, nicht in allen Fällen der letztere Act auf den erstern. Wie heißt denn das Gesetz, durch das die Ausnahme bestimmt wird: das in den Fällen der Ausnahme die Regierung bindet, den Censor einer confiscirten Schrift nicht zur Verantwortung zu ziehen, und das in den Fällen der Anklage den Censor vor der ernstlichen Bestrafung sichert? Es ist kein bestimmtes niedergeschriebenes Gesetz, das gewisse Fälle bestimmte, in welchen auf Confiscation einer Schrift die Anklage gegen den Censor folgen oder nicht folgen müsse. Aber es ist kein Zweifel, daß gegen den Censor wegen einer Schrift, die confiscirt werden mußte, in dem Falle keine Anklage erhoben wird, wenn die Schrift eine wissenschaftliche ist.

Sonach ist es nicht nur aus Principien gewiß, sondern auch von allen weise und consequent regierenden Staaten als Grundsatz in Facto angenommen,
d. h.

b. h. Gesetz: daß der Censor wissenschaftliche Schriften, als solche, die Verbreitung ihres Inhalts in das grofse Publicum nicht zur Absicht haben können, gar nicht vom Druck zurückweisen dürfe.

Dieses Grundsatzes und dieses Gesetzes sich nicht unkundig, hat die Regierung, die gegen uns als Ankläger aufgetreten ist, nicht übersehen, daß jede andre Beschuldigung gegen die angefochtenen Abhandlungen, als die: „daß sie offenbar auf Verbreitung des Atheismus abzielen,“ — zu gering seyn würde, um eine gerichtliche Anklage gegen uns zu formiren, die nicht befürchten müßte, von Rechtswegen abgewiesen zu werden. Darum mußten wir der Absicht, Atheismus zu verbreiten, angeklagt werden.

Wir sagen nichts davon, wie hart es ist, einer solchen Absicht legend einen Menschen zu beschuldigen.

Schule

schuldigen, der offenbaren Absicht, alle Religion und Moralität zu untergraben und zu vernichten! Auch davon wollen wir nichts sagen, daß es doppelt hart ist, einer solchen Absicht Männer zu beschuldigen, die das Vertrauen vier erleuchteter Fürstenthümer, von denen sie öffentlich angestellt sind, bis jetzt ungeschwächt genossen haben, wie sie es noch ferner zu genießen verdienen werden; Männer, von denen redende Beweise dem ganzen Publicum vor Augen liegen, daß sie von tiefer Ehrfurcht gegen die Religion und alles, was dem Menschen heilig ist, beseelt sind; Männer, die — in einem Zeitalter, wo entschiedener Rastfynn gegen alle Religion herrscht und immer herrschender wird, wo der Verwurf, die Religion zu lehren, von den besten unter den studirenden Jünglingen verachtet und, selbst, wenn sie ihn schon gewählt hatten, früher oder später verlassen, von einem großen Theil der übrigen aber, die sich ihm widmen, verächtlich behandelt wird, — diesem immer allgemeiner werdenden Verderben mit allen Kräften ihres Geistes entgegenarbeiten, und das Zeugniß der ganzen Akademie, der sie als Mitglieder angehören, für sich haben, daß sie durch ihre Wortes

sungen thätig mitwirken, den studirenden Jünglingen die Religion ehrwürdig, und den künftigen Lehrern der Religion ihr Geschäft wichtig und heilig zu machen.

Wir wären unstreitig berechtigt, anstatt einer Verantwortung gegen die harte Anklage vielmehr den Ankläger zum Beweis aufzufodern. Aber auch das wollen wir nicht. Wir bedürfen es nicht, zu diesem Rechtsmittel unsere Zuflucht zu nehmen. Der Gegenbeweis wird sicher uns weit leichter, als der Beweis dem Ankläger seyn würde. Wir treten ruhig der Anklage entgegen.

Der Absicht also sind wir angeklagt, Atheismus zu verbreiten: wir haben, sagt die Anklage, zweien Abhandlungen die Erlaubniß zum Druck verstattet, die „offenbar auf Verbreitung des Atheismus abzielen.“ Es muß ohne Zweifel in Verwunderung setzen, diese Beschuldigung in einem Falle zu finden, wo die Unmöglichkeit dieser Absicht offenbar ist.

Die angeschuldigten Abhandlungen sind in dem Philosophischen Journale abgedruckt, das von uns herausgegeben wird. Man weiß, wie wenige Menschen Zeit und Lust haben, sich mit philosophischer Speculation zu beschäftigen und sich auf Untersuchung der letzten Gründe des Wissens einzulassen, wie Viele selbst in dem gelehrten Publicum sind, die sich um die höchsten Gründe, Principien der Wissenschaft wenig kümmern, denen die Philosophie ein eben so leeres als trocknes Gas schmeckt. Man kann also leicht sich selbst sagen, daß sich die Leser nicht in großen Haufen zu Untersuchungen finden werden, die ein Interesse von ganz eigner Art, eine ganz eigne Richtung und Übung des Geistes voraussetzen, und Vielen um ihrer Sprache willen unverständlich sind. Ein Philosophisches Journal kann also wohl überhaupt nie auf eine große Anzahl von Lesern rechnen. Wie ließe sich die Absicht denken, durch einen solchen Kanal eine Meinung ins große Publicum zu bringen, sie zu verbreiten?

Aber vielleicht hat das angeschuldigte Journal nur den Schein angenommen, ein Philosophisches

zu seyn, um unter dieser Maske die gefährlichen Grundsätze der Herausgeber desto sicherer zu verbreiten? Die Anklage hat das Journal ein sogenanntes Philosophisches genannt. Es wäre sträfliche Verleumdung, anzunehmen, daß die Regierung, die in der Anklage spricht, sich so herabwürdigen könne, diesen Ausdruck in seiner beschimpfenden unwürdigen Bedeutung zu gebrauchen. In ihrem Munde muß er mehr sagen. Um die Anklage mit sich selbst übereinstimmend zu machen, kann er nichts Geringeres sagen, als daß die Aufschrift Philosophisch nur eine Maske sey, die das Journal vorgenommen habe, während es einem großen Theil seines Inhalts nach für ein ganz andres Publicum sorge, und ein wahres Volks Journal zu seyn sich bestrebe.

Auch diesen Punkt der Anklage können wir leicht heben. Wir haben nicht einmal nöthig, uns auf eine Untersuchung des Inhalts von unserm Journal zu berufen, um für unsre Ankläger gültig zu beweisen, daß von diesem bestimmten Philosophischen Journale alles ganz verschieden gelte, was oben von dem Philosophischen Jour-

Journalen überhaupt bemerkt worden. Wie hätten nur an die laute Stimme der Parthei erinnern, die unsre Ankläger schwerlich unbedeutend nennen werden. Noch schallen durch ganz Teutichland ihre lauten Klagen wieder, die diese Philosophie, die in dem Journale gelehrt wird, für scholastischen Wortkram, in einer dunkeln barbarischen Sprache aufgestellt, verschleiern, und den Bekennern wie dem Eristen derselben auf den Kopf zugelegt haben, daß sie sich selbst wohl nicht verstehen möchten. Ist diese Philosophie plötzlich eine andre geworden, hat sie ihre Sprache auf einmal ganz und gar umgestaltet, daß sie jetzt nicht nur ihren Schülern und Meistern, sondern selbst dem Volke verständlich geworden ist? Noch spricht diese Philosophie bis auf den heutigen Tag dieselbe Sprache, die jene Parthei als das Ideal aller Unverständlichkeit ausbreitet, noch hält sie dieselben Ansichten fest, von denen berühmte Gelehrte Anzeigen vermuthet haben, daß sie wohl ein Lustwandeln ihres Urhebers jenseits der Gränzen der Vernunft seyn möchten. Diese Philosophie lehrt, und diese Sprache spricht das Philosophische Journal. Mit welchem Grunde ließe sich erwarten, daß dieses Journal

ein ausgebreitetes Publicum haben, daß es sogar vom Volke werde gelesen werden? — Und dieses Journal hat wir und bedient, um die vorgeblich atheïstischen Grundsätze zu verbreiten? Es ist kaum möglich, eine solche Absicht mit einem solchen Mittel vereinigt zu denken.

Aber vielleicht machen doch jene angeschuldigten Abhandlungen eine Ausnahme; vielleicht sind diese wenigstens in einem andern Geiste und in einer andern Sprache geschrieben, daß sie vom Volke gelesen werden können? Die Beweise dagegen dürfen wir nicht erst weit herholen; die Stellen selbst, welche die Anklage als Beleg aus jenen Abhandlungen anführt, widerlegen diese Vermuthung. Wir können ohne Bedenken unsre Ankläger auffordern, nicht nur Jedem, den man zu dem Volke rechnet, sondern selbst brauchbaren und einsichtsvollen Geschäftsmännern in niedern und höhern Collegien, und sogar Gelehrten von Profession die in einem andern Felde der Wissenschaften in hohem Ansehen stehen, Stellen wie folgende vorzulegen, und sie auf ihr Gewissen zu fragen, ob sie sich

getrauen, den eigentlichen Sinn derselben Bestimmung anzugeben.

E. 12. „Unsre Welt ist das vernünftige Materiale untrer Pflicht; dies ist das eigentliche „Kerle in den Dingen, der wahre Grundstoff aller Erscheinung. Der Zwang, mit welchem der Glaube an die Realität derselben sich uns aufdringt, ist ein moralischer Zwang; der einzige, welcher für das freye Wesen möglich ist. Niemand kann ohne Vernichtung seine moralische Bestimmung soweit aufgeben, daß sie ihn nicht wenigstens noch in diesen Schranken für die künftige höhere Veredlung aufbewahrt. — So, als das Resultat einer moralischen Weltordnung angesehen, kann man das Princip dieses Glaubens an die Realität der Sinnewelt gar wohl Offenbarung nennen. Unsre Pflicht ist's, die in ihr sich offenbart. Dies ist der wahre Glaube; diese moralische Ordnung ist das Göttliche, das wir annehmen.“

In einem solchen Journal enthalten, in einer solchen Sprache geschrieben, an ein solches Publikum gerichtet, sind die Abhandlungen, welche angeführt sind, daß sie auf Verbreitung des Atheismus abzielen, und daß sie offenbar darauf abzielen. Wenn wir Beschädigung unsrer Ankläger zur Absicht haben könnten, so würden wir sagen: ob nicht eine ganz andre Absicht jener Abhandlungen offenbar sey, und ob es uns nicht eben so sehr schmerzen müsse, diese offensbare Absicht verkannt, als eine andre, die wir offenbar nicht haben konnten, uns untergelegt zu sehen? Aber wir wollen nur unsre Rechtfertigung, und begnügen uns dabei, den Gegenbeweis vollendet zu haben: daß die beschuldigten Abhandlungen auf Verbreitung des Atheismus offenbar nicht abzielen können.

Un so zuversichtlicher aber dürfen wir uns nun darauf berufen, daß selbst dann, wenn der Inhalt jener Abhandlung wirklich (was er erweislich nicht ist) atheistisch wäre, daraus kein rechtlicher Grund vorhanden wäre, uns wegen der Erlaubniß zum Drucke derselben zur

Verantwortung zu gleichen. Es ist durchaus kein
Geheim, das den Censor verpflichtete, auch selbst in
einem solchen Journale, wo offenbar nicht die Absicht
der Verbreitung, nur die der Unter-
suchung statt finden kann, den Druck athei-
stischer Grundsätze zu verbieten. Es steht dem Cen-
sor sogar nicht einmal das Recht zu einem solchen
Verbot zu; wir würden also durch ein solches Ver-
bot vielmehr wegen überschrittener Vollmacht
straffällig geworden seyn.

II.

Dies alles hatten wir uns bestimmt und deut-
lich schon damals gesagt, da wir die Abhandlungen
drucken ließen; wir wußten also, daß wir ohne
alle Gefahr von Verantwortung den Druck derselben
gestatten konnten. Gleichwohl haben wir
diese Sicherheit uns nicht verleiten lassen, den
höhern Pflichten, die wir als Herausgeber dieses
Journals uns selbst auflegten, etwas zu ver-
geben.

Wir dürfen überhaupt hier zum Eingang und darauf berufen, daß wohl nicht leicht jemand, der das Philosophische Journal mit dem guten Willen ansieht, uns Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die Behutsamkeit und Besicht verkennen kann, die wir darin überall uns zur Pflicht machen. Wir könnten, wenn es nöthig wäre, mehrere Beispiele zum Beweis anführen, daß wir in allen Fällen, wo wir in den aufgenommenen Abhandlungen auch nur ein mögliches Mißverständnis fürchten, der Gefahr durch beigefügte Noten zu begegnen suchen. Aber wir begnügen uns, diese Behutsamkeit an dem einen Falle zu erweisen, den die gegenwärtige Anklage betrifft, in dem sie sich auch ganz besond'ers deutlich zeigt.

Die Anklage hat die beiden beschuldigten Abhandlungen in Einer Verdammniß begriffen. Das mit uns vollständige Gerechtigkeit widerfahren könnte, müssen wir dringend bitten, die erste von der zweiten zu unterscheiden, Als uns die 1te Abhandlung, „Entwickelung des Begriffs der Religion“, zugesandt war, sandten wir allerdings Antwort, ihren Abdruck unbedingte zu gestatten. Nicht,

Nicht, weil wir sie für atheistisch hielten; — daß wir
 können wir sie nach unserer innigsten Ueberzeugung
 nicht halten! Auch nicht, weil wir sie überhaupt
 en sich für gefährlich gehalten hätten; — wel-
 ches sie für den nur wirklich unbefangenen und auf-
 merksamen Leser in der That nicht werden kann!
 Sondern lediglich darum, weil wir wohl wußten,
 daß leider! auch selbst in dem Publicum, welches
 das Philosophische Journal hat, es nicht an leicht-
 sinnigen, zerstreuten, unachtsamen Lesern fehle,
 die dergleichen Untersuchungen nur ohnehin ansehen,
 und den Inhalt derselben nach dem Eindruck zu be-
 stimmen pflegen, den die erste oberflächliche Ansicht
 in ihnen zurückgelassen hat. Auf diese Classe von
 Lesern unsern Blick gerichtet, die bedeutend genug
 ist, um eine besondere Rücksicht zu verdienen, konn-
 ten wir uns nicht verhehlen, daß ihnen diese Ab-
 handlung nicht nur wegen einiger Aeußerungen, die
 sie enthalte, sondern auch wegen des Tons, der in
 einem Theile desselben herrscht, anstößig scheinen
 könnte; nicht — wir müssen es wiederholen —
 daß sie es im einen und im andern Stücke wirklich
 wäre, sondern, daß sie für solche Leser es werden
 könnte; nicht, daß sie Anstoß gäbe, sondern daß
 diese

diese zu nehmen möchten. Selbst diesem bloß
 möglicher Weise und ohne alle Schuld des Verfaß-
 ters zu nehmenden Anstoß vergaßen wir nicht zu
 vorkommen: wir beschloßen, die Abhandlung
 nicht ohne begleitende Anmerkungen abdrucken zu
 lassen, und theilten unsern Entschluß dem Verfasser
 mit. Dieser bezeugte aber großen Widerwillen
 dagegen, seinen Vortrag durch fremde Anmerkun-
 gen unterbrochen zu sehen, und bat, daß wir lies-
 ser, was wir zu erinnern sänden, in einer eignen
 Abhandlung der seinigen vorhergehen, oder folgen
 lassen möchten. Ungern zwar willigten wir in dies-
 sen Vorschlag, weil wir schon damals voraussehen
 konnten, daß wir schwerlich in dieser Form bei den
 Lesern, die wir im Auge hatten, unsern Zweck
 vollständig erreichen würden. Wir fürchteten mit
 Grunde, daß solche Leser auch den einen Aufsatz
 nicht immer auf den andern gehörig beziehen, so-
 wohl die Verichtigungen nicht als Verichtigungen
 auffassen würden; und wir können uns hier der
 Erinnerung nicht enthalten, daß der Eindruck, den
 diese beiden Abhandlungen, neben einander gestellt,
 gemacht haben, bei Vielen wohl ein ganz anderer
 gewesen seyn würde, wenn die erste Abhandlung
 in

In Anmerkungen zu der zweiten, an die gehörigen Stellen vertheilt, erschienen wäre. Aber es war doch kein entscheidender Grund vorhanden, das gerechte Verlangen des Verfassers nicht zu bewilligen; und so entstand diese Form, in der wir die 2te Abhandlung unsern Lesern vorlegten.

Um aber einzusehen, daß wir durch die Zugabe der ersten Abhandlung weit mehr gethan haben, als zur Umgehung aller Verantwortlichkeit nothwendig gewesen wäre; um uns die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, daß nur eignes höheres Interesse für die gute Sache dabei die Triebfeder gewesen seyn könne: muß man sich überzeugen, daß die 2te Abhandlung selbst, da wir die erste zur Begleitung mitgegeben haben, an sich dieser Beateilung nicht bedurft hätte. Es wird nicht schwer, diesen Beweis zu führen.

Was fürs erste den Inhalt dieser 2ten Abhandlung selbst betrifft, so wollen wir uns hier mit unserm Beweis an den oberbedeutlichsten Punkte derselben halten, an die letzte der (wie sie der Verf. selbst nennt) versänglichen Fragen.

Daß ein Verfasser, der eben in einer eignen Abhandlung den praktischen Glauben als das einzige Fundament aller Religion aufgestellt hat, am Schlusse dieser Abhandlung die Frage aufwirft: „Ist nicht der Begriff eines praktischen Glaubens mehr ein spielender als ein ernsthafter philosophischer Begriff?“ konnte allerdings auffallen. Aber doch in der That eigentlich keinem einzigen Leser, der mit dem neuesten Zustand der Religionsphilosophie nur wenig bekannt ist! denn, drückt denn diese versängliche Frage etwas anderts aus, als einen sehr weit verbreiteten und von Gegnern sowohl als Freunden der neuern Philosophie längst laut gedauerten Zweifel? Was hätte uns denn (abgesehen von aller für und selbst zu besüchtenden Verantwortlichkeit) für unser Publicum sorglich machen sollen, diese Frage ohne weiteres drucken zu lassen, die den Schwachen im Lande, die leicht Aergerniß nehmen, ja anderwärts schon oft genug beregnet? Noch mehr! Was hätte uns genöthiget, eine Beantwortung von unserer Seite dieser Frage zur Beilegung mitzugeben? Hatten denn die Vertheilhaber der neuern Religionsphilosophie diese Frage nicht

Berührt? waren sie immer diesem ihr ganzes Gebäude erschütternden Zweifel aus dem Wege gegangen? hatten sie nie darauf gedacht, dieses Fundament ihres Gebäudes gehörig zu begründen? hatten sie gar nichts gesagt, worin durch jene Frage Beunruhigte Beruhigung zu finden vermöchten? Man sehe doch die Schriften der neuern Religionsphilosophen; es ist kaum einer, der nicht um den Preis gekämpft hätte, hier allen Zweifel von Grund aus zu vertreiben. Hätten wir nicht ohne Bedenken die durch jene Frage Beunruhigten ihrer eignen Hülfe überlassen können? Aber freilich, unaufmerksam und leicht sich ärgernde Leser denken auch an das oft Gesagte oft gerade in den nöthigsten Fällen nicht. Für diese mochte es immer nöthig seyn, hier eine Antwortung ausdrücklich beizufügen.

Aber, wie wollen keinen Umstand der Beschränkung umgehen. In der genannten verhänglichen Frage des Verfassers liegt allerdings mehr; es liegt in ihr nicht nur jener Zweifel an der Gültigkeit des Begriffs des praktischen Glaubens, sondern der Zweifel, ob dieser Zweifel sich annehmen

lasse, oder — um genauer zu reden — die Erklärung, daß jener Zweifel bis jetzt für den Verfasser noch nicht aufgelöst sey. Bei Besern der genannten Art, die diese Erklärung leicht in der Rücksichtigkeit ihres Gemüthes als die Erklärung, daß die Auflösung jenes Zweifels unmöglich sey, ansehen konnten, konnte allersdinge jene verfängliche Frage ein neues Besorgniß erwecken. Inzwischen hätte doch auch dies uns nicht hindern können, jene Frage drucken zu lassen, die offenbar (selbst wenn der Verfasser dabei eine andre Absicht gehabt haben könnte;) darauf wirken muß, die Untersuchung aufs neue zur Vernichtung jenes Zweifels aufzureizen. Was hätte uns denn abhalten sollen, uns mit dem Verf. *schlechters* hin zu der gleichen Absicht zu vereinigen, und die Frage ohne weiteres drucken zu lassen? Hätte uns denn irgend etwas verpflichten können, diese Frage zu unterdrücken, auch wenn wir mit dem Verf. überzeugt gewesen wären, daß alle bis jetzt versuchte Beantwortungen jene Frage nicht beantwortet haben, und auch von unsrer Seite keine befriedigende Antwort möglich gewesen wäre? Hätten wir nicht vielmehr wider unsere Pflicht gehandelt,

eine

eine Frage zu unterdrücken, die den eigentlichen Sitz des Uebels so bestimmt aufdeckt, und dadurch die vereinten Kräfte Aller aufruft, es zu heben? — Auch so also wäre es nicht nöthig gewesen, der Frage eine Antwort von unsrer Seite beizufügen. Aber wir wollten den Zweifel an der Möglichkeit einer befriedigenden Beantwortung jener für die Religion so wichtigen Frage, in der Seele keines unsrer Leser aufkommen lassen; und wir wollten zugleich die gütliche Erinnerung benützen, in welche Sie durch jenen aufsteigenden Zweifel versetzt, auch leichtsinnige und sonst zerstreute, unachtsame Leser die Untersuchung mit mehr Sammlung des Gemüths und mit größerer Aufmerksamkeit aufnehmen würden.

Es ist kein irgend bedeutender Punkt der 2ten Abh., von dem dieses nicht eben so gilt. Die erste Abhandlung ist also in der That eine ganz freiwillige, durch die 2te Abhandlung, an sich gar nicht notwendig gemachte, aber um leichtsinniger, leicht sich dargernder Leser willen von den Herausgebern aus alles überlegender Vorsicht notwendig

erachtete Zugabe. Als solche werden sie selbst diejenigen anerkennen müssen, die als Zweck des Eurs. Requisitionsschreibens öffentlich angeben: „man wüßte bloß, daß die Herren eine Weisung höheren Orts bekommen mögen, sich zu erinnern, daß ein Jugendlehrer in seinen Ausdrücken behutsam seyn müsse.“ Unser Verfahren in eben dem vorliegenden Falle, den dieses Requisitionsschreiben betrifft, muß doch wohl undenkbar beweisen, daß es bei uns einer solchen Erinnerung zur Behutsamkeit gar nicht bedürfe.

Aber wir können uns nicht versagen, über die Beantwortung, welche die 1te Abhandlung auf jene verhängliche Frage der 2ten Abhandlung wirklich gegeben hat, unsern Gegnern eine Bemerkung ans Herz zu legen. In welchem Zeitalter, seit das Christenthum die Welt erleuchtet, ist der wahre Atheismus, d. i. die entschiedne, freche und öffentliche Verachtung aller Religion, lauter und unaufhaltsamer gewesen, als eben in dem unserigen? Es wäre sehr kurzichtig, und kann den Wenigsten, die

die es behauptet haben, Ernst gewesen seyn, diese Erscheinung unserer Zeit lediglich auf die Schuld der neuern Philosophie zu schreiben. Daß Viele die Schande ihres Unglaubens mit Formeln der neuern Philosophie zu bedecken suchen, ist nur dieselbe Erscheinung, die staatsklugen Männern sich in allen Zeitaltern der Menschengeschichte bethätigt: die Erscheinung, daß Verderbenheit des Verstandes (welche nie von der Theorie ausgeht!) die Theorien — die des Ketzenthums eben so sehr als die der philosophischen Schulen — mißbraucht, um sich damit zu bemädeln. Die Theorie selbst kann man wegen dieses Mißbrauchs nicht anklagen; wohl aber kann man es den Pflegern derselben zur Last legen, wenn sie nicht ihr möglichstes thun, den Mißbrauch zu verhüten, und wenn sie nicht die Unbestimmtheiten berechnen, die Leidenschaft leicht zu ihrem Vortheil verdrehen kann, wenn sie nicht die Lücken auszufüllen, den Schwächen abzuheifen suchen, welche den Zweifeln, die Leidenschaft erstündlich daraus bildet, Schein geben. In welchem andern Sinne könnte man auch von der neuern Philosophie sagen, daß sie zu jener

auffallenden Erscheinung des Zeitalters mitwirkte? Bloß inwiefern sie noch Unbestimmtheiten, Lücken, Schwächen darbietet, die der Unglaube zu seinem Vortheil benutze, bloß insofern trägt sie eben, in der That nur geringen, Theil jener Schuld. Bloß insofern ist auch jene verhängliche Frage wirklich verhänglich. Aber eben diese Frage ist es, die der entschiedne Unglaube so häufig mißbraucht, um sich das Ansehen einer philosophischen Theorie zu geben. Sollten wir noch fragen müssen, ob es Bedürfnis des Zeitalters sey, diese verhängliche Frage von Grund aus zu beantworten; nicht um eine A. M. der Irrthümer zu verkörpern, sondern um einen Schlupfwinkel derselben, (den unzugänglich machen von allen) zu enthüllen? Nichts geringeres als dies beabsichtigt die angeklagte alte Abhandlung; und dies leistet sie wirklich für Alle, welche sich die Mühe nehmen wollen, sie verstehen zu lernen. Für die Schule hat sie jene verhängliche Frage in der That vernichtet; und von ihr wird man künftig die Gründe nehmen müssen, um die unglücklichen Zweifler abzumelden. Sie hat die Frage auf immer vernichtet, indem sie sie auf ihrem wahr-

Wahren Grund zurück geführt, und dadurch ihre Wichtigkeit ans Licht gebracht hat. Die Frage: ob der Begriff des praktischen Glaubens nicht bloß ein spielender Begriff sey? wirft das *Raisonnement* auf, indem es den Grund des praktischen Glaubens im *Raisonnement* sucht. Aber es ist ein Widerspruch, nach einem solchen Grunde dieses Glaubens zu fragen, der ein Unmittelbares ist. Das *Raisonnement* kann diesen Grund nicht in sich selbst suchen, ohne über sich selbst hinauszugehen; es soll aber nicht über seine Gränze hinauszugehen; nicht, weil das *Raisonnement*, sondern weil das Herz es bindet! für sich allein aber kann es wohl hinauszugehen; eben weil keine Gründe des *Raisonnements* es binden; und es geht darüber hinaus; und dies ist der eigentliche unzerstörbare theoretische Sitz des praktischen Unglaubens. Was will man dem antworten, der die Frage aufwirft, die so manche wirklich aufwerfen: ob der Begriff des praktischen Glaubens nicht ein spielender Begriff sey? Vergebens wird man gegen diesen Zweifel die alten Systeme theologischer Demonstrationen anbieten. Die Zeit ist

vorbei, wo der wahre Glaube sich täuschte, diese
 Schutzeweise für sein Fundament zu halten, und
 ihnen von seiner Heiligkeit, die ihm, dem Heiligs-
 thum der Menschheit, eigen ist, einen Nimbus
 zu leihen, der sie unverleßlich machte. Man spottet
 jener Theorien sehr in der Schule und außer
 derselben, und es wird nicht leicht jemand noch im
 Ernst behaupten, daß der Verfall der Religion
 durch Ausbesserung jener Theorien aufgehalten
 werden könnte. Wir dürfen glauben, daß man-
 che unserer Theologen, wenn sie sich den Fall jener
 verhänglichen Frage recht ernstlich denken, in Ver-
 legenheit sehn würden, zu sagen, was sie einem
 solchen Fragenden zu antworten wüßten, und daß
 sie recht begierig die Antwort ergreifen werden, die
 ihnen die angeklagte 1ste Abhandlung darbietet:
 „du kannst nicht weiter, wenn du nicht auch selbst
 in dich theoretisch her- u. her- gehst, in das unbeantwor-
 tete Verlorenste führen, absolute Verzicht leisten willst
 auf irgend einen festen Standpunkt;“ — „du
 kannst nicht weiter, wenn du nicht dein Inneres
 zerlegen willst; du kannst darum nicht weiter ge-
 hen, weil du weiter gehen nicht wollen kannst.

Hier

Hier liegt dasjenige, was dem sonst ungezähmten Flügel des Blasonnements seine Größe sehr, was den Geist bindet, weil es das Herz bindet.“

Einem so dringenden Bedürfniß, das der Geist des Unglaubens täglich dringender macht, hat eben diese angeklagte Abhandlung abgeholfen, um so mehr konnten wir mit Recht hoffen, jedem möglichen Anloß, der von jener verhänglichen Feme genommen werden könnte, zuvorzukommen zu seyn. Daß es nicht überall geschehen ist, müssen wir bedauern. Aber wir müssen daran erinnern, daß der Anloß kein gegebenes sondern ein genommenes ist; daß der Leser, der am Ende des 2ten Aufsatzes nicht bemerkt hat, daß die letzte Frage desselben schon im 1ten Aufsatz vollständig beantwortet ist, seine eigene Nachlässigkeit wegen der Zweifel anklagen müsse, womit ihn die verhängliche Frage nun noch beunruhigt; und endlich, wir müssen bitten, darüber, daß wir nicht überall unsere Absicht erreicht haben, nicht zu vergessen, daß wir diese Absicht erreicht haben.

habe, und daß wir mehr gethan haben, als
wou uns irgend ein Gesetz der Polizei ver-
pflichten könnte.

Eben so verhält es sich auch in Rücksicht auf
den zweiten Punkt, den Ton der zweiten Abhand-
lung betreffend. Wir hatten bei der aufmerksams-
ten Prüfung, (bei der wir fierlich nicht vergaßen,
die Abhandlung selbst von dem Anhang derselben ges-
hörig zu unterscheiden,) an dem Ton dieser Ab-
handlung nichts anstößiges gefunden; und wir hät-
ten also auch in dieser Rücksicht kein Bedenken tra-
gen dürfen, die Abhandlung ohne einen Zusatz vom
unsrer Seite abdrucken zu lassen. Aber wir haben
selbst gesagt, daß gerade bei Untersuchungen über
diese höhere Angelegenheit des Menschen auch über
den Ton, den sie haben sollen, häufig ganz unrich-
tige Grundsätze im Schwange gehen, und daß bei
Lesern, die diese unrichtigen Grundsätze haben,
auch der (an sich untadelhafte) Ton in einem Theil
der 2ten Abhandlung zum Anstoß werden könnte.
Der Erfolg hat gezeigt, daß die Herausgeber sich
auch hierinn nicht geirrt haben. Noch neuerlich
sind

sind diese unrichtigen Grundsätze über den Ton religiöswissenschaftlicher Untersuchungen sogar von zwei Gelehrten in einem öffentlichen Urtheil an den Tag gelegt worden. Die Erlanger Lit. Zeitung sowohl als, nach ihr, die Salzburger Lit. Zeitung haben in der Recension der Appellation 26. Dielegenheit genommen, Hrn. Forberg über die Würde des Tons in einer solchen Untersuchung eine scharfe Lektion zu halten. Sicher ganz mit Unrecht, und aus einer ganz einseitigen Ansicht. Muß denn, wer von Religion spricht, durchaus nie anders als im Ton des Andachtsredners von ihr sprechen? der Ton des Schriftstellers muß nie bloß nach dem Gegenstand, sondern immer zugleich nach dem Zweck beurtheilt werden, den er hat; denn, wenn er seine Kunst versteht, so muß er auch den Ton als Mittel gebrauchen. Wer in seiner Untersuchung das Herz mit ins Spiel zu ziehen wünscht, der kann freilich den Ton der ganz ungebundenen Untersuchung nicht anstimmen. Aber gerade dies will eben die freie Untersuchung nicht; und man kann hinschauen, gerade darum, weil die Wenigsten die Kunst verstehen, eben bei diesen Gegenständen den Herzens-

antheil abzusondern, findet über sie so wenig freie Untersuchung statt, und wird die freie Untersuchung über sie so häufig unrichtig beurtheilt. Für die freie Untersuchung ist, in dieser Ansehung, der Ton der zweckmäßigste, der den Antheil des Herzens ausschließt, um den Antheil des Verstandes um so freier zu erhalten. Freilich hat auch diese wissenschaftliche Bestimmung ihre Gränze und ihre Bindungen. Der Ton der freien Untersuchung, der den Geist der Untersuchung zu wecken, und von den Fesseln eines freundartigen Interesse frei zu halten sich zum Zweck macht, darf nicht in Petulanz ausarten, darf nicht den Aufwand betreibigen; dies verlangen von ihm die Gesetze — nicht der Moral, sondern — der Rhetorik; und wo man diesen Fehler zu rügen hat, da muß man davon nicht als von einem Verbrechen an dem Heiligthum der Menschheit reden.

Wir wollen uns nun nicht anmaßen, zu entscheiden, ob der Vorwurf dieser rhetorischen Lüste den Verf. der 2. Abhandlung wirklich treffe; nur müssen wir dabei abermals an einen übersehenen Punkt erinnern.

Die

Die Klage über den Ton des Verfassers trifft gar nicht die Abhandlung selbst; wie kann auch die gerichtliche Anklage aus dieser Abhandlung selbst nur wenige Stellen ausheben gefunden hat. In der eigentlichen Abhandlung spricht der Verf. mit einem A. Stand, der ihm hier und da eher den entgegengeordneten Beweisaufzählen könnte. Die Anklage wegen des Tons trifft also eigentlich nur den Zusammenhang der (wie er sie nennt) verhänglichen Fragen (von S. 41 — 46). Hier ist aber gar nicht mehr von der Religion, sondern lediglich von einer gewissen Theorie derselben die Rede. Von achtbaren Lesern wäre zu erwarten gewesen, daß sie dies bald von selbst eingesehen und gehörig zu unterzeichnen würden gewußt haben, wenn sie auch nicht ausdrücklich wären daran erinnert worden. Aber auch selbst dies sogar fehlt nicht einmal. Man höre doch, was der Verf. selbst zur Einleitung jenes Zusammenhangs (S. 41) sagt:

„Es giebt verhängliche Fragen, die man sich am Schluß einer Theorie selbst vorlegen muß, wenn man wissen will, ob man (ein man, wor-

(unter Vorwissen der Autor selbst gehört,) sich die Grundsätze der Theorie gehörig zu eigen gemacht habe, oder nicht. Nur muß man diese Fragen beantworten in eben dem Style, worinn sie aufgeworfen werden, und nicht im Style des Zynismus, von dem es ohnehin noch sehr zweifelhaft ist, ob er der Wissenschaft oder der Unwissenheit mehr Vorzug geben habe.*

Wenn man also nur mit einiger Aufmerksamkeit seine Abhandlung durchliest, so ist kaum möglich, daß man, was in jenem Anhang gesagt ist, auf die Religion selbst beziehe. Gleichwohl haben wir auch in dieser Hinsicht nicht vergessen, daß unsern Lesern welche seyn könnten, die sogar unachtsam seyn dürften, selbst jene bestimmte Erklärung des Verfassers zu übersehen, und die, — gewohnt alles nur mit halben Ohren zu hören, und doch über alles fest abzusprechen, bei einer flüchtigen Ansicht vielleicht nicht einmal der Abh. selbst, sondern nur der durch ihre aphoristischen Worte ihre Mugierde antlockenden versänglichen Aussagen, — sich zu dem Urtheil berechtigt halten möchten,

ten,

ten, daß der Verf. mit der Religion sehr unspött treibe. Auch diesem möglichen Ausstoß wollten wir vorbeugen. Darum behandelt die 1ste Abhandlung ihren Gegenstand mit doppeltem Ernst, und mit einer Würde, die Alle der Heiligkeit des Gegenstandes angemessen finden müssen; darum spricht sie durchaus in einem Tone, der das Gespräge einer Achtung vor dem Gegenstand unverkennbar ausdrückt, und der selbst den achtlosesten Leser — wenn er ihn auch nicht ergreifen und festhalten kann, doch wenigstens durch ein Gefühl von Ehrfurcht zurückweisen muß.

Wir müßten die ganze Abhandlung abschreiben, um dies ganz zu beweisen. Aber es wird uns vergönnt sein, hier zum wenigsten einige von den Stellen als Beweis anzuführen, welche die Anklage aufgehoben hat.

Seite 14. „Der wahre Atheismus, der eigentliche Unglaube und Gottlosigkeit besteht darin, daß man über die Folgen seiner Handlungen nicht achtet, der Stimme seines Gewissens nicht eher gehorcht

„herken will, bis man den guten Erfolg vorher
 „zu sehen glaubt, so seinen eignen Rath über den
 „Rath Gottes erhebt, und sich selbst zum Vols-
 „macht. Wer Böses thun will, damit aus dem
 „aus komme, ist ein Gottloser. In einer mor-
 „tlichen Weltregierung kann aus dem Bösen nie
 „Gutes solten, und so gewiß du an die erste
 „glaubst, ist es die unmöglich, das letztere zu den-
 „ken. — Du darfst nicht lügen, und wenn die
 „Welt darüber in Trümmern zerfallen sollte. Aber
 „dies ist nur eine Redensart; wenn du im Ernste
 „glauben dürftest, daß sie zerfallen würde, so wä-
 „re wenigstens dein Wesen schlechtthin widerspre-
 „chend, und sich selbst vernichtend. Aber dies
 „glaubst du eben nicht, noch kannst, noch darfst
 „du es glauben; du weißt, daß in dem Plan ihrer
 „Erhaltung sicherlich nicht auf eine Lüge gerechnet ist.“

Seite 17. „Es ist daher ein Mißverständniß zu
 „sagen: es sey zweifelhaft, ob ein Gott sey oder
 „nicht. Es ist gar nicht zweifelhaft, sondern das
 „gewisseste, was es gibt, ja der Grund aller an-
 „dern Gewißheit, das einzige absolut gültige ob-
 „jectiv

„jective, daß es eine moralische Weltordnung giebt,
 „daß jedem vernünftigen Individuum seine bestimm-
 „te Stelle in dieser Ordnung angewiesen, und auf
 „seine Arbeit berechnet ist; daß jedes seiner Schick-
 „sale, inwiefern es nicht etwa durch sein eigenes Ver-
 „tragen verursacht ist, Resultat ist von diesem Plas-
 „te, daß ohne ihn kein Haar fällt von seinem Hau-
 „pte, und in seiner Wirkungsphäre kein Sperling
 „vom Dache; daß jede wahrhaft gute Handlung
 „gelingt, jede böse sicher mißlingt, und daß denen,
 „die nur das Gute recht lieben, alle Dinge zum
 „Besten dienen müssen.“

Wir haben also auch in diesem Stücke die
 höchste Behutsamkeit bewiesen; wir sind mit einer
 Behutsamkeit zu Werke gegangen, die kaum einen
 Zweifel übrig läßt, daß wir nicht aus Furcht vor
 Verantwortung, sondern nur aus eiguem höheren
 Interesse für die gute Sache der Religion gehan-
 delt haben.

Mit dem erhebenden Bewußtseyn, daß dieses
 höhere Interesse uns geleitet habe, und mit dem
 Gefühl, dies auch für Andre unverkennbar in dies-
 ser

für Vertheidigungsbüchse darzuthun zu haben, legen wir hier die Feder nieder; ruhig erwartend, was uns die Durchlauchtigsten Fürsten, die wir mit dieser Ehre beehren, über diese Anklage zu verurtheilen, ihrer Weisheit und Gerechtigkeit anzuvertrauen haben werden.

Verzeichniß der bedeutendsten Druckfehler.

- S. 60 Z. 4. von unten ließ man statt nur
 — 81 — 4. nach Umwandlungen, lese man hänge
 über mich
 — 84 — 3. l. von 8. einer
 — — — 9. l. werde 8. wurde
 — 92 — 4. 9. u. l. Staatsrechtel. 8. Staatsrechtel.
 — 93 — 7. l. wissenschaftlich
 — 102 — 2. l. gerichteten

Die übrigen Druckfehler wird der geehrte Leser selbst bemerken.

Beilage B

Nothgedrungenen Protestation gegen ein falsches Gerücht.

Ich eile, einst großen Verklumdung zu bezeugen.
— Seit etlichen Monaten ist, wie ich höre, eine, wo nicht eigentlich delatorische, doch leidenschaftliche und polemische Broschüre: Schreiben eines Vaters an seinen studierenden Sohn über den Fichtischen und Hergbergischen Atheismus, 1798. in Kursachsen mit Wüthe in Umlauf gebracht worden, und soll sogar eine Klage gegen Fichte und Hergberg an den Sächsischen Höfen (!) voranlagte haben. Da nun diese Flugchrift mit G... unterzeichnet ist, und von Nürnberg aus debü-
• tirt

tirt wird: so hat man zugleich sorgfältig das Gerücht verbreitet: ich sey der Verfasser dieser anonymen Broschüre. — Ich eile um so mehr dieser Vertäumdung zu widersprechen, da sie leicht in meinem Vorberichte zum gegenwärtigen Jahrgang des theologischen Journals neue Nahrung finden könnte. — Es kränkt mich in der That nicht wenig, daß man einem so elenden Gerüchte Glauben beymessen kann. Wenn es mir auch möglich wäre, eine solche Flugschrift, worin man mit gewöhnlicher Populärphilosophie die feinen kritischen Philosopheme eines Richte widerlegen will, und nicht einmal den dogmatischen und den kritischen Idealismus und Atheismus gehörig unterscheidet, zu fabriciren: so hätte mich sicher schon meine dankbare Achtung gegen die Jönköpingsche Akademie, die mich sechs Jahre lang so treulich gepflegt und gebildet hat, abgehalten, so etwas zu schreiben, wodurch diese berühmte Unisversität in üblen Ruf kommen könnte. Und man halte doch nur den, zwar geraden und offenen, Ton meines Vorberichts gegen die beleidigende Sprache dieser Broschüre! In einer solchen Sprache kann ich gegen einen so scharfsinnigen Phis

losos

Iosophen und originellen Denker, als ich in Hrn.
 Prof. Fichte schätze und verehere, unendlich schreiben,
 wenn ich mich gleich von der Wahrheit seiner,
 das objective Daseyn Gottes betreffenden Ur-
 theile, nicht überzeugen kann, und auch seine und
 Hrn. Forberg's Sprache im philosophischen
 Journal etwas milder und vorsichtiger
 wünschte. Ich freue mich vielmehr, daß auch
 diese wichtige Materie vom objectiven Daseyn Got-
 tes durch die scharfsinnigen Speculationen der Hrn.
 Fichte, Niehammer und Forberg mehr
 zur Sprache kommt; denn nur so kann die
 Wahrheit ~~gewinnen~~, nicht durch blinden
 Glauben. Und ich würde es sehr bedauern, wenn
 diese denkenden Männer durch äußere Umstände ge-
 hindert würden, ihre Urtheile frey und offen dar-
 zulegen; denn ~~die~~ ~~was~~ ~~wahrer~~ Verlust
 für die Wahrheit, die nur durch Un-
 tersuchungsestrenge gedeihen kann.
 Die Theologie würde dann erst recht
 verdächtig, wenn sie zu ihrer Erhal-
 tung fürstlicher Hülfe bedürfte: sie
 muß sich durch einleuchtende Gründe
 selbst schützen können, oder sie ist
 nichts

nichts werth. — Von solchen Gefinnungen darf ich wohl nicht erst feyerlich versichern, daß ich der Verfasser der genannten Schrift nicht sey — nicht seyn könne. Wer der wirkliche Verfasser sey, weiß ich nicht; und ich würde auch die Broschüre selbst nicht kennen, wenn sie mir nicht vor einigen Monaten zugesandt worden wäre. — Die Verbreiter einer solchen Verdummung, daß ich der Verfasser sey, überlasse ich nun ihrer eignen Scham und Schande. —

Aldorf, d. 13. Jän. 1799.

D. Gabley.

Beilage C.

Schreiben

eines Vaters
an seinen studierenden Sohn
über
den Fichtischen und Forbergischen Atheismus.

Da sie sich für Weisheit hielten, sind sie zu Narren worden. Röm. 1, 22.

1798.

Mit nicht geringer Betrübniß habe ich vor einigen Tagen in einem philosophischen Journal zwei Aufsätze gelesen, worinnen Grundsätze aufgestellt werden deren Verbreitung ganz gewiß den nachtheiligsten Einfluß auf Religion und Moralität haben würde, wenn sie Veyfall finden sollten. Von Christenthum könnte alsdann die Rede nicht mehr seyn. Es könnte nach diesen Grundsätzen gar keine Religion mehr statt finden, und der Glaube an eine Gottheit, an ein von der Welt unterschiedenes höchstes Wesen wäre daarer Unsinn. Ich halte es daher für nöthig, mein lieber Ferdinand, dir meine Gedanken hierüber schriftlich zu eröffnen, und dich zum etzigen Nachdenken über einen Gegenstand zu veranlassen, der jedem vernünftigen Menschen äußerst wichtig seyn muß, und der am allerwenigsten einem jezigen oder künftigen Religionslehrer gleichgültig seyn kann.

Die Aufsätze, die ich meine, stehen in dem philosophischen Journal einer Gesellschaft deutscher Gelehrten. Herausgegeben von Joh. Gottlieb Fichte, und Friedrich Immanuel Dietzhammer, der Philosophie Doctoren, und Professoren zu Jena. (Jahrgang 1798. Erstes Heft.) Der erste dieser Aufsätze hat den Prof. Fichte zum Verfasser, und führt die Aufschrift: Ueber den Grund unsers

Glaubens an eine göttliche Weltregierung. Zweite: Entwicklung des Begriffs der Religion in vom Meester Korbera.

Es ist hart, Jemanden des Atheismus zu beschuldigen, und man hat ehemals so gar bezweifelt, ob es wirklich theorettisch Atheisten gebe. Aber Hr. Fichte und Korbera sagen es laut, daß sie keinen Gott glauben, und erklären den Glauben an eine Gottheit in dem gewöhnlichen Verstande für Unsinn. S. 5. 16. 18. 41. folg.) Hr. Fichte sagt gleich im Anfange seiner Abhandlung, er habe diese Grundsätze bisher in seinem Hörsaale vortragen, und halte es für seine Pflicht, sie nun auch dem größern philosophischen Publicum zur Prüfung, und gemeinschaftlichen Verathung vorzulegen. — Daß der größte Atheismus auf einer christlichen Universität öffentlich gelehrt wird, ist doch etwas unerhört. Und gleichwohl hat Fichte, wie man sagt, so großen Beyfall, daß es ihm wirklich gelungen seyn soll, einen seiner Collegen, den er als seinen Nebenbuhler betrachtete, zu annihiliren, wie er öffentlich gedroht hatte, (nach dem Princip der reinen Sittlichkeit.) Das ist wirklich eine traurige Ercheinung, ein Beweis, daß manche Studierende, ohne alle Beurtheilungskraft, gerade das am liebsten hören, und am meisten bewundern, was nicht verstanden werden kann, und was neu klingt, wenn auch gar kein gesunder Menschenverstand darunter liegt. Die Ungereimtheiten und Lächerlichkeiten der Fichtischen sogenannten Philosophie sind sehr einleuchtend dargestellt, in einem Buche, welches ich dir, lieber Ferdinand, zum Lesen empfehlen will. Es führt den Titel: Leben und Meinungen Symeonius Gundiberrich, seines deutschen Philosophen. Berlin und Stettin 1793. Du wirst dir ein kleines Verdienst erwerben, wenn du deine Freunde auf dieses Buch, nachdem du es selbst gelesen und geprüft hast, aufmerksam machst. Vielleicht werden doch manche dadurch abgehalten, die edle, und gemeinlich kurze Zeit, die sie auf Universitäten zubringen, mit leeren Willensfängerereyen zu verderben, und sich zu künftiger Aemtern undrauchbar zu machen. Uebrigens könnte man Herrn Fichte seine Freunde gedenken, wenn er seine obbare Weisheit für sich behielt. Daß er aber sogar seine atheïstischen Grundsätze jungen Leuten herbringt, die sich zu den wichtigsten Aemtern im Staate und in der Kirche vorbereiten wollen, das ist unverzeihlich, und das kann keinem Freunde der Religion und der Tugend gleichgültig seyn.

Ich traue zwar deinem Verstande und gutem Herzen zu, daß du dich durch die Sophisteryen der neuen Philosophie, und vor
leicht

leichtfertigen Tölpelungen, die so gerne Professoreten machen, nicht leicht wirst verführen lassen. Aber vielleicht wird es dir dennoch angenehm seyn, wenn ich dir einige Winke gebe, die du weiter benden kannst. Ich will zu dem Ende zuerst die auffallendsten Stellen aus dem Fichtenschen Aufsätze ausheben, und dir meine Bemerkungen darüber mittheilen. Was F. hier vorträgt, nennt er (S. 1.) die Resultate seines Philosophirens. Er hätte sagen sollen, die schon oft vorgetraenen, und eben so oft widerlegten Einsätze alter und neuer Skeptiker, nur in einer laudernelichern Sprache. Er will jetzt nur den Grundriß seiner Gedanken angeben, (S. 2.) und behält sich die weitere Ausführung auf eine andere Zeit vor. — Diese Mühe könnte er sich ersparen; denn er wird doch weiter nichts sagen können, als was schon hundertmal auf eine andere Manier gesagt worden ist.

Hr. Fichte will untersuchen, wie der Mensch zum Glauben an eine göttliche Weltregierung komme? „Wo wird nun der Philosoph (heißt es S. 5.) der neuen Glauben voraus setzt, den nothwendigen Grund desselben, den er zu Tage fördern soll, aufsuchen? Etwas in einer vermeinten Nothwendigkeit, von der Existenz, oder der Beschaffenheit der Sinnenwelt auf einen vernünftigen Urheber derselben zu schließen? Keinesweges; denn er weiß zu gut, daß: war eine verirrte Philosophie, in der Verlegenheit etwas erklären zu sollen, dessen Daseyn sie nicht leugnen kann, dessen wahrer Grund ihr aber verborgen ist, nimmermehr aber der unter der Vormundschaft der Vernunft und unter der Leitung ihres Mechanismus stehende unsprünghche Verstand, eines solchen Schlusses fähig ist.“ — Also, nur eine verirrte Philosophie kann von der Existenz, oder der Beschaffenheit der Sinnenwelt auf einen vernünftigen Urheber derselben schließen, und diesen Schluß macht sie in der Verlegenheit etwas erklären zu sollen, dessen Daseyn sie nicht leugnen kann. — Was soll sie denn erklären? Die Sinnenwelt? Das heißt nichts anders sagt. Die Philosophie, und selbst der gesunde Menschenverstand, (worauf aber unsere subtilen Philosophen gar nichts halten,) fragt: Woher diese Sinnenwelt? Ist sie von sich selbst, durch ein blindes Ohngefähr entstanden? oder hat sie einen Urheber? Diese Frage ist doch gewiß nicht unvernünftig. Sie dringt sich jedem denkenden Menschen von selbst auf, wenn er auch in seinem ganzen Leben nichts von Philosophie gehört hat. Aber nach Fichtens Behauptung soll nur eine verirrte Philosophie solche Fragen aufzuwerfen fähig seyn. Nun weiter: (S. 5.) „Entweder erblickt man die Sinnenwelt aus dem Standpunkte des gemeinen Bewußtseyns, den man auch den der Naturwissenschaft nennen kann, oder vom trans-

stehenden Gesichtspunkte aus. Im ersten Falle ist die Verwirrung gendrigt (?) bey dem Seyn der Welt, als einem Absoluten stehen zu bleiben; die Welt ist, schlechthin weil sie ist, und sie ist so, schlechthin weil sie so ist.“ Schön! so muß ich also auch von einzelnen Theilen der Welt sagen: Sie sind weil sie sind. Die Sonne ist, weil sie ist, und sie ist so, weil sie so ist. Ich darf nun weiter nicht fragen: Wozu ist sie vorhanden? Welchen Einfluß hat sie auf unsern Erdboden, und auf andere Planeten? Ich muß bey dem Seyn der Sonne, als bey einem Absoluten stehen bleiben. Das heiße Philosophiren!

„Auf diesem Standpunkt wird vom einem absoluten Seyn ausgegangen, und dieses absolute Seyn ist die Welt; beyde Begriffe sind identisch. Die Welt wird ein sich selbst begründendes, in sich selbst vollendetes, und eben darum ein organisiertes, und organisirendes Ganzes, das den Grund aller in ihm vorkommenden Phänomene in sich selbst, und in seinen immanenten Gesetzen enthält.“

— Das soll ohne Zweifel, in verständliches Deutsch übersetzt, heißen: Die Welt hat sich selbst ihr Daseyn gegeben; sie ist zwar ein organisiertes Ganze; aber sie hat sich selbst organisiert, und regiert sich selbst nach immanenten Gesetzen. Ist eben so kling, als wenn ich sagte: Der prächtige Pallast, den ich hier vor mir sehe, hat sich selbst erbauet; hat selbst die darinnen befindlichen Zimmer angelegt, Meublen verfertigt und in Ordnung gestellt, und alles so eingerichtet, wie es die Bewohner wünschen mögen. Diese Uhr ist von keinem Künstler verfertigt; sie hat selbst ihre Räder gemacht, zusammengesetzt, und sich so eingerichtet, daß sie nun Stunden und Minuten zeigen kann. Es würde zwar Herrn Richte wenig Ehre bringen, wenn das wirklich Resultate seines Philosophirens wären, wie er uns im Anfange seines Aufsatzes versichert. Wer aber des bekannten David Hume Dialogues concerning natural religion gelesen hat, wird ihm schwerlich glauben, daß er selbst auf den weisen Einfall gerathen sey, der Welt ein absolutes Seyn dezzu legen.

„Eine Erklärung der Welt, und ihrer Formen aus Zwecken einer Intelligenz, in wie fern nur wirklich die Welt und ihre Formen erklärt werden sollen, und wie uns sonach auf dem Gebiete der reinen — ich sage der reinen Naturwissenschaft befinden, ist totaler Unsinn.“ — Ich weiß nicht, was der Wf. unter der reinen Naturwissenschaft versteht, (wonach es doch auch eine reine Naturwissenschaft geben müßte,) aber so viel sehe ich wohl ein, daß er behauptet, es sey totaler Unsinn, zu glauben, daß die Welt von einem verständigen, denkenden Wesen hervorgebracht

worden sey. Hume war doch noch bescheiden. Er gesteht selbst am Ende (Dialogues p. 111. 130. 135.), daß seine Einwürfe gegen eine selbstständige, mit Zweck und Absicht wirkende Grundursache nur aus einer Neigung zum Sonderbaren entspringen, und eigentlich bloße Schikanen oder Sophistereien wären (mere cavils and sophisms), oder auf einen Wortstreit hinausliefen. Aber Hr. Richter versteht keinen Scherz. Er ist seiner Sache vollkommen gewiß, und nennt die gewöhnliche, vernünftige Lehre von Gott, totalen Nonsense. — Von einem Aufseher des menschlichen Geschlechtes, wie der Philosoph Richter seyn will, muß man es sich schon gefallen lassen, wenn er in seinem Eifer bisweilen etwas zu weit geht, und uns statt wichtiger Gründe Schimpfsworte giebt.

„Uebrigens hilft uns der Satz: eine Intelligenz ist Urheber der Sinnenwelt, nicht das geringste, und bringt uns um keine Linie weiter; denn er hat nicht die mindeste Verständlichkeit, und giebt uns ein paar leere Worte statt einer Antwort auf die Frage, die wir nicht hätten aufwerfen sollen. Die Bestimmungen einer Intelligenz sind doch ohne Zweifel Begriffe, wie nun diese entweder in Materie sich verwandeln mögen, in dem ungeheuern Coërem einer Schöpfung aus Nichts, oder die schon vorhandene Materie modificiren mögen, in dem nicht viel vernünftigeren Systeme der bloßen Beizung einer selbstständigen ewigen Materie, darüber ist noch immer das erste verständliche Wort vorzubringen.“ — Ob uns der Satz: eine Intelligenz ist Urheber der Sinnenwelt, etwas helfe, oder nicht, das wollen wir weiter unten untersuchen, wenn wir auf Herrn Forberg kommen. So wie Hr. F. den Satz erklärt, hat er auch wirklich keine Verständlichkeit; er soll aber auch nicht verständlich seyn, weil es Richter nicht will. Die Bestimmungen einer Intelligenz (spricht er,) sind doch ohne Zweifel Begriffe. Was soll das heißen? Vermuthlich, eine Intelligenz besteht blos aus Begriffen, hat keine andere Kraft, als sich Begriffe zu machen. Diese Begriffe, (das sollen vermuthlich die folgenden Worte sagen,) können sich weder in Materie verwandeln, wie diejenigen glauben, welche eine Schöpfung aus Nichts annehmen, noch eine schon vorhandene Materie modificiren, wie sich diejenigen vorstellen, die sich unter der Schöpfung bloße Beizung einer selbstständigen, ewigen Materie denken. — Ganz richtig, Hr. Philosoph! Aber den Satz: eine Intelligenz ist Urheber der Sinnenwelt, so versteht, der giebt uns leere Worte. Aber welcher vernünftige Mensch hat ihn so verstanden? Das ist mit Erlaubniß zu sagen, Sophisterei, und heißt die Begriffe verwirren. Wenn wir Wort eine Intelligenz nennen, so denken wir uns ein

selbständiges, von der Welt unterschiedenes, alles vermagendes, mit Zweck und Absicht wirkendes Wesen. Das hast du, lieber Herr Ferdinand schon in der Schule gelernt. Ich habe dir auch, wie du dich noch erinnern wirst, von einer gewissen Gelegenheit erklärt, wie es zu verstehen sey, wenn man sagt, Gott habe die Welt aus Nichts erschaffen, nemlich ohne vorhandene Materie und Werkzeuge durch seinen allmächtigen Willen. Nach dieser Erklärung, hast du mit dem Einwurf: Aus Nichts wird Nichts, selbst beantwortet.

„Erblickt man die Sinnenwelt vom transcendentalen Gesichtspunkt aus, so verschwinden freylich alle diese Schwierigkeiten; es ist dann keine für sich bestehende Welt: in Allem, was wir erblicken, erblicken wir blos den Widerschein unsrer eigenen innern Thätigkeit. Aber was nicht ist, nach dessen Grunde kann nicht gefragt werden; es kann nichts außer ihm angenommen werden, um dasselbe zu erklären.“ — Der Schluß ist nicht ganz richtig. Hr. Fichte muß noch nicht weit in der philosophischen Geschichte gekommen seyn; sonst würde er auf den Idealismus des Berkeley einige Rücksicht genommen haben, der in den Gesprächen zwischen Hylas und Philonous, in welchen er seine Ideen am deutlichsten entwickelt hat, schon auf dem Titelblatt erklärte, daß sie abgefaßt seyen, um die Wirklichkeit und die Vollkommenheit der menschlichen Erkenntniß, die unkörperliche Natur der Seele, und die unmittelbare Vorlesung der Gottheit gegen Sceptiker und Atheisten klar zu erweisen. Jedoch, Hr. F. vermuthet (S. 6.) man könnte vielleicht nach dem Grunde des Ich fragen. Hieran erinnerten ihn die Göttingischen Gelahrten Anzeigen in der Recension seiner Wissenschaftslehre. Er antwortet ganz kurz: Wir was für Leute man nicht zu thun hat, wenn man sich in unserm philosophischen Jahrhundert mit Philosophiren beschäftiget! Kann denn das Ich sich selbst erklären, sich selbst erklären auch nur wollen, ohne aus sich herauszugehen, und aufzujähren, Ich zu seyn? — Cuius in capere potest!

Nun wirst du vielleicht begierig seyn zu erfahren, mein lieber Ferdinand, ob denn Hr. F. nicht dennoch eine Art von Gottheit annehme? Allerdings. Er glaube an eine lebendige und wirkende moralische Weltordnung; und diese Weltordnung ist sein Gott. Seine verwerrene Deduktion kannst du S. 2. selbst lesen, wenn du Lust hast, sie genauer kennen zu lernen. Mir fehlt es an Zeit und Lust, sie zu zergliedern, und mich in eine Wis-

vorlegung seiner Sophistereien einzulassen. Nur einige Bemerkungen über die Hauptstelle in seinem Raisonnement mögen hier stehen.

„Seine lebendige und wirkende moralische Ordnung (heißt es S. 15.) ist selbst Gott; wir bedürfen keines andern Gottes, und können keinen andern fassen. Es liegt kein Grund in der Vernunft, aus jener moralischen Weltordnung hervorzugehen, und vermittelt eines Schlusses vom Begründeten auf den Grund noch ein besonderes Wesen, als die Ursache desselben anzunehmen; der ursprüngliche Verstand macht so nach diesem Schluss sicher nicht, und kennt kein solches besonders Wesen; nur eine sich selbst nichtverstehende Philosophie macht ihn. Ist denn jene Ordnung ein Zufälliges, welches seyn könnte, oder auch nicht; so seyn könnte, wie es ist, oder auch anders; daß ihre ihr (ihre ihre) Existenz und Bestehenheit erst aus einem Grunde erklären, erst vermittelt Aufhebung dieses Grundes den Glauben an dieselbe legitimiren müßte? Wenn ihr nicht mehr auf die Forderungen eines richtigen Systems hören, sondern euer Jancres befragen werdet, werdet ihr finden, daß jene Weltordnung das absolut erste aller objectiven Erkenntniß ist.“

Dieses Raisonnement ist so verwirrt, daß man kaum errathen kann, was der Vf. haben will. So viel merkt man wohl, daß er eine Ordnung annimmt, ohne einen Urheber dieser Ordnung; ein moralisches Gesetz in dem Menschen, ohne einen Gesetzgeber. Die moralische Ordnung ist das absolut Erste aller Erkenntniß. Gesetze, das wäre richtig, wogegen doch die Erfahrung streitet; ist sie denn auch das Erste alles Seyns? Es ist nicht der Mühe werth, daß irgend ein Mensch, der den Werth der edlen Zeit zu schätzen weiß, sich mit den unnützen, scholastischen Grillen beschäftigt, die jetzt das Lieblingsstudium müßiger Köpfe ausmachen. Indessen scheint mir für diejenigen, die etwas Verständliches hierüber zu wissen wünschen, folgendes Buch brauchbar zu seyn: *Ueber die Lehre von den Gründen und Ursachen der Dinge*. Von Adam Weishaupt. Regensb. 1794. Ich bin nicht durchgesehen der Meinung des Verfassers, aber in seinem Buche ist gesunder Menschenverstand, worauf ich noch immer viel halte, so sehr er auch von unsern übervernünftigen Philosophen verschrien wird, und man kann ihm auch folgen, wenn er zu den steilen und schwindelnden Höhen der Metaphysik emporsteigt. Jedoch wollte ich dir nicht rathen, schon jetzt dergleichen Schriften zu lesen, damit du die nicht die Zeit zu dem Studium wichtigerer Wissenschaften hinwegnimmt.

Noch einen abgedroschenen Einwurf gegen unsere Erkenntniß von Gott wiederholt unter Philosophen, als Resultat seines Philosophirens; und hier wird er beredt, weil es seine Art sonst nicht ist. „Wenn man euch nun auch erlauben wollte, (heißt es S. 16. 7) jenen Schritt zu machen, und vermittelst desselben ein besonderes Wesen als die Ursache jener moralischen Weltordnung anzunehmen, was habt ihr denn nun eigentlich angenommen? Dieses Wesen soll von euch, und der Welt unterschieden seyn; es soll in der letztern nach Begriffen wirken, es soll sonach der Begriffe fähig seyn, Persönlichkeit haben und Bewußtseyn. Was nennt Er denn nun Persönlichkeit und Bewußtseyn? Doch wohl dasjenige, was ihr in euch selbst gefunden, an euch selbst kennen gelernt, und mit diesem Namen bezeichnet habt? Daß ihr aber dieses ohne Beschränkung und Endlichkeit schlechterdings nicht denkt, noch denken könnt, laßt auch die geringste Aufmerksamkeit auf eure Construction dieses Begriffes lehren. Ihr macht sonach dieses Wesen durch die Beilegung jenes Predicats zu einem Endlichen, zu einem Wesen eures Gleichen, und ihr habt nicht, wie ihr wolltet, Gott gedacht, sondern nur euch selbst im Denken vervielfältiget. Ihr könnt aus diesem Wesen die moralische Weltordnung eben so wenig erklären als ihr sie aus euch selbst erklären könnt; sie bleibt unerklärt, und abseht, wie zuvor; und ihr habt in der That, indem ihr dergleichen Worte vorbringt, gar nicht gedacht, sondern bloß mit einem leeren Schalle die Luft erschütteret. Daß es euch so ergehen werde, konntet ihr ohne Mühe voraus sehen. Ihr seyd endlich; und wie könnte das Endliche die Unendlichkeit umfassen und begreifen?“

Mehrere Skeptiker haben behauptet, eine Erkenntniß der göttlichen Eigenschaften sey uns Menschen unmöglich, ohne zu läugnen, daß ein Gott, und daß er von der Welt unterschieden sey. Auch ist bekannt, daß die kritischen Philosophen einmüthig behaupten, unser Erkenntniß von Gott habe keine objective Gültigkeit. Bolinbrooke sagte, durch Uebertragung unserer Begriffe von moralischen Eigenschaften auf Gott, werde der Mensch zum Orisignal und Gott zur Copie, oder zu einem unendlichen Menschen gemacht. Was also Hr. Aichte hier sagt, ist gar nicht neu. Die Frage ist nur, ob es richtig gelassen sey: Weil wir das Wesen und die Eigenschaften Gottes nicht begreifen können, so ist kein Gott? Daß aber unser Erkenntniß von Gott nur analogisch ist, das haben wir längst bewußt. A. hat der Eigenschaften, die wir Bewußt seyn, Verstand, Wille, Weisheit, Gerechtigkeit u. nennen, ist in Gott etwas unendlich vollkommeneres. Aber daraus folgt nicht, daß diese und andere dergleichen Eigenschaften, in so fern sie Gott

bezeugt werden, bloß in unserer Phantasie gegründet wären. Wir wissen nun einmahl keine andern, als die gewöhnlichen Nahmen, um sie zu bezeichnen. Weisheit bleibt Weisheit, sie mag sich in einem höhern oder in einem geringern Grade aussern. Güte bleibt Güte, sie mag sich auf wenige erstrecken, oder sich auf alles ausdehnen. Der Begriff von Macht muß doch auch selbst bei der Vorstellung von Allmacht zum Grunde liegen, so groß auch der Abstand zwischen der Macht schwacher Menschen und zwischen Allmacht ist. Sey es immer unmöglich, zu erkennen, was Gott in sich ist; genug, wenn wir erkennen, was er für uns ist, und was wir von ihm erwarten dürfen; und das können wir zuverlässig wissen und erfahren, wenn wir unsere Vernunft recht gebrauchen wollen.

Dreißt genug beschließt Hr. F. seinen Aufsatz mit folgender Stelle. „Es ist daher ein Mißverständniß zu sagen: es sey zweifelhaft, ob ein Gott sey, oder nicht. Es ist gar nicht zweifelhaft, sondern das gewisseste was es giebt, ja der Grund aller andern Gewisheit, das einzige absolut objective, daß es eine moralische Weltordnung giebt, daß jedem vernünftigen Individuum seine bestimmte Stelle in dieser Ordnung angewiesen, und auf seine Arbeit gerechnet ist; daß jedes seiner Schicksale, in wie fern es nicht etwa durch sein eigenes Betragen verursacht ist, Resultat ist von diesem Plane, daß ohne ihn kein Haar fällt von seinem Haupte, und in seiner Wirkungs Sphäre kein Sperling vom Dache; daß jede wahrhaft gute Handlung gelingt, jede böse sicher mißlingt, und daß denen, die nur das Gute recht lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen. Es kann eben so wenig von der andern Seite dem, der nur einen Augenblick nachdenken, und das Resultat dieses Nachdenkens sich redlich gestehen will, zweifelhaft bleiben, daß der Begriff von Gott, als einer besondern Substanz, unmöglich und widersprechend ist; und es ist erlaubt, dieß aufrichtig zu sagen, und das Schulgeschwätz nicht dazuschlagen, damit die Religion des freudigen Rechthuns (?) sich erhebe.

Wenn diese Stelle in verständliches Deutsch Uebersetzt wird, so möchte sie etwa folgenden Sinn enthalten: Bisher haben die kritischen Philosophen gesagt, es sey zweifelhaft, ob ein Gott sey, oder nicht. Aber sie haben sich geirrt. Sie hätten sagen sollen: Es ist kein Gott. Es giebt aber eine moralische Weltordnung, und diese ist der Grund aller andern Gewisheit, das einzige absolut gültige etc. — Hier scheint sich Hr. Fichte selbst nicht zu verstehen, oder seinem Lesern Sand in die Augen streuen zu wollen. Wir fragen, ob ein Gott sey, ein von der Welt unterschiedenes höchstes Wesen, der Herr

heber, Erhalter und Regierer aller Dinge? und Er spricht von einer Weltordnung, als dem Grund aller andern Gewissheit, als dem einzigen absolut gültigen, objektiven. In dieser Ordnung ist jedem vernünftigen Individuum seine Stelle angewiesen. Wer oder was hat ihm denn seine Stelle angewiesen? Die Ordnung selbst? oder ein Obergesetz? oder eine blinde Nothwendigkeit? oder Nichts? der sich eine Ansicht über das Menschengeschlecht anmassen will? — Jedes seiner (eines jeden Individuums) Schicksale, in wie fern es nicht etwa durch sein eigenes Vertragen verursacht ist, ist Resultat von diesem Plan, und ohne ihn (diesen Plan) fällt kein Haar von seinem Haupte, und in seiner (wissen? des Individuums oder des Plans?) Wirkungs Sphäre kein Sperling vom Dache. Die Weltordnung, der Plan ist also selbst lebend und wirkend; wie sich der Vf. oben S. 15. ausgedrückt hatte. Ein lebender und selbst wirkender Plan, den kein verständiges Wesen entwirft und ausführt, ist uns andern armen Sterblichen freysich etwas Unbegreifliches, und Undenkbares. Wir müssen daher diese hohe Weisheit dem Hrn. K. und seinen gläubigen Jüngern als seine überlassen. Jede wahrhaft gute Handlung gelingt, und jede böse misslingt sicher; denen die nur das Gute recht lieben; müssen alle Dinge zum Besten dienen. Das soll vermuthlich heißen: Jede gute Handlung hat gute, und jede böse Handlung hat böse Folgen; denn diesen Sinn erfordern die Worte; denen die nur das Gute so ganz richtig! Das müssen wir auch gewiß versichert seyn, daß unsere Handlungen wirklich gut sind. Aber den Atheismus predigend, und unerfahren jungen Leuten die vornehmste Stütze der Tugend, den Glauben an Gott, Unsterblichkeit und Vergeltung mitzuteilen, ist wahrlich keine gute Handlung. Dieß thut Hr. Richter, und erklärt den Begriff von Gott, als einer belohnenden Substanz nochmal's mit dürren Worten für unmöglich und widersprechend, nennt die richtige Lehre von Gott Schulgeschwätz, welches niederzuklagen er für seine Pflicht hält, damit, wie er sagt, die wahre Religion des frommen Menschen sich erhebe; er wollte vielleicht sagen: damit allen Vätern Thür und Thor geöffnet werde. Und von Schulgeschwätz sollte ein junger Mann gar nicht reden, dessen ganze so genannte Philosophie durchaus unverständliches, verworrenes, Schulgeschwätz ist. Uebrigens möchte ich doch Hrn. Richter fragen, ob es mit Moralität bestehen könne, Jünglingen, die zum

Heiß zum Lehramte in Kirchen und Schulen bestimmt sind, offenbar atheisistische Grundsätze bezubringen? Eine christliche Obrikeit wird doch sicher keine Atheisten zu geistlichen Aemtern befördern wollen. Solche Prediger und Schullehrer werden also doch zum Schein lehren müssen, es sey ein Gott. Nach ihren Grundsätzen wäre dieß aber eine Lüge, und A. giebt die Regel (S. 14.): Du darfst nicht lügen, und wenn die Welt darüber in Trümmern zerfallen sollte. — Er lenkt aber gleich wieder ein, und sagt: „Aber dieß ist nur eine Redensart; wenn du im Ernste glauben dürdest, daß sie zerfallen würde, so wärs wenigstens dein Wissen schlechtthin widersprechend, und sich selbst vernichtend. Aber dieß glaubst du eben nicht, noch darfst du es glauben; du weißt, daß in dem Plane ihrer Erhaltung sicherlich nicht auf eine Lüge gerechnet ist.“ Schön und gründlich! Aber auch wichtig!

Nun will ich dir, lieber Ferdinand, doch auch einige Vorträge bringen über den Aufsatz des Hrn. Rector Koberg mittheilen. Da aber meine Zeit, wie du weißt, sehr eingeschränkt ist, so muß ich mich kurz fassen. Der Aufsatz ist überschrieben: Entwicklung des Begriffes der Religion, und kann gewissermaßen als Fortsetzung und weitere Ausführung der Fichteschen Abhandlung angesehen werden. Wenigstens sagt Fichte selbst (S. 2.) dieser Kobergsche Aufsatz komme in vielen Rücksichten mit seinen Ueberzeugungen überein, und er könne sich auf ihn berufen. In manchen Stücken ist auch die Uebereinstimmung offenbar. Hr. Koberg spricht, wie Hr. Fichte von einer moralischen Weltregierung, und sonst gleich Anfangs: Religion ist nichts anders, als ein praktischer Glaube an eine moralische Weltregierung. Er erklärt uns auch, was er unter einer moralischen Weltregierung verstehe, welches Hr. Fichte nicht gethan hat. Wenn es nemlich (S. 21. 22.) in der Welt so zuweilen, daß auf das endliche Gelingen des Guten gerechnet ist, so giebt es eine moral. Weltregierung. Ist hingegen Tugend und Laster dem Schicksal völlig gleichgültig, so giebt es keine mor. Weltregierung. — Es giebt eine solche Regierung, sagt er S. 22. f. und eine Gottheit, die die Welt nach moral. Gesetzen regiert. Das lautet ganz gut. Aber Hr. Koberg hat, wie sein Meister, seine eigene, obgleich eine ganz andere Gottheit, wie du gleich erfahren wirst; und er erklärt gleich Anfangs (S. 22.) die speculativen Begriffe von Gott, als dem allererhabensten, unendlichen, absolut nothwendigen Wesen wenigstens für gleichgültig. Die Religion kann nach seiner Meinung eben so gut mit dem Polytheismus, als mit dem Monotheismus, eben so gut mit dem Anthropomorphismus als mit dem Spiritualismus zusam-

sammen bestehen. Die Hauptabsicht dieses Aufsatzes ist, zu zeigen, worauf sich der Glaube an eine moralische Weltregierung gründe?

Hier gerathen freylich unsere beyden Philosophen in einen klainen Widerspruch, der zwar unbefangene Leser etwas bestreunden wird, der aber der Uebereinstimmung dieser Herren keinen Eintrag thut. Denn nach ihrer Philosophie kann etwas zu gleicher Zeit und in dem nemlichen Sinne wahr und nicht wahr, möglich und unmöglich seyn. Nach Fichte ist die moralische Weltordnung selbst Gott, folglich etwas sehr reelles, das Höchste, was sich die menschliche Vernunft denken kann; aber nach Hr. Forberg giebt es gar keine moralische Weltregierung; sie ist ein Non-ens. Denn daß er erst sagt: Es giebt eine moralische Weltregierung, das war nur sein Scherz; wiewohl es auch nichts zu bedeuten hat, wenn sich ein sublimer Philosoph in einem Odem im völligen Ernste widerspricht. Er bleibt deswegen doch ein Philosoph. Daß es aber keine moralische Weltregierung giebt, beweiset Hr. Forberg aus folgenden Gründen. Es giebt nur drey Quellen, woraus wir alle unser Verzeugung am Ende schöpfen müssen: Erfahrung, Speculation und Gewissen.

Die Erfahrung kann hier gar nicht in Betrachtung kommen; denn aus ihr ließe sich eher folgern, (S. 23.) daß die Welt nicht moralisch regiert werde, oder daß wenigstens ein böser Genius mit einem guten um die Herrschaft der Welt streite, und distorillem der gute, gemeinlich aber der böse die Oberhand behalte. Wer die Gottheit außer sich, im Lauf der Dinge sucht, der wird sie niemahls finden. (Hr. Forberg erkennet also gar keine Gottheit außer sich: er hat sie bloß in sich, ist seines eigenen Gottheit.) Werke des Teufels werden ihm auf allen Seiten begegnet, aber nur selten, und immer schüchtern und zweifelnd wird er sagen können: Hier ist Gottes Finger. Auch die Speculation kann keine Gottheit finden, folglich auch keine moralische Weltregierung. Hier gedenkt er der gewöhnlichen Argumente für die Existenz Gottes, und fertigt sie auf alienen Seiten (S. 23 — 26.) ab. Sie taugen alle nichts. Warum? Weil sie nichts taugen sollen. Es bleibt folglich nichts übrig, als das Gewissen, um auf die Aussprüche desselben eine Religion, d. h. den Glauben an eine moralische Weltregierung zu gründen. Hier weilt es, als ob Hr. Forberg wieder in völligen Ernste eine moralische Weltregierung behaupten wolle, und muß die Frage auf (S. 27.) wie und auf welchem Wege in dem Herzen eines moralisch guten Menschen Res-

Religion, d. h. nach seiner vorhergehenden Erklärung, Glaube an eine moralische Weltregierung entstehe? Er antwortet mit zwei Worten: Religion entsteht einzig und allein aus dem Wunsch des guten Herzens, daß das Gute in der Welt die Oberhand über das Böse erhalten möge.

— Das soll doch wohl so viel heißen: der gute Mensch glaubt daran eine moralische Weltregierung, weil er wünscht, daß eine seyn möge. Darüber wird denn S. 27 — 38. ein Langes und Breites gefaselt, und zuletzt kommt es heraus, daß es auch mit diesem Glauben äußerst mißlich steht. Weil der gute Mensch wünscht, (S. 36. 37.) daß das Gute überall auf Erden herrschen möge, so muß er auch alles thun, was er kann, um diesen Zweck bewirken zu helfen. Daß dieser Zweck möglich sey, weiß er zwar nicht; er glaubt es aber. Warum? Weil er es glauben will; wiewohl ihm auch dieß frey steht. Denn was sollte einem Philosophen nicht frey stehen? „Es ist nicht Pflicht, (heißt es S. 38.) zu glauben, daß eine moralische Weltregierung, oder ein Gott, als moralischer Weltregent, existirt, sondern es ist blos und allein dieß Pflicht, zu handeln, als ob man es glaubte. In den Augenblicken des Nachdenkens oder des Disputirens kann man es halten, wie man will; man kann sich für den Theismus oder Atheismus erklären, je nachdem man es vor dem Forum der speculativen Vernunft verantworten zu können meint. — Nur im wirklichen Leben, wo gehandelt werden soll, ist es Pflicht, nicht so zu handeln, als setzte man voraus, es sey ohnehin vergeblich, sich mit der Förderung des Guten in der Welt viel Mühe zu machen etc.“ Und doch heißt es wieder: S. 40. Die Religion ist nichts anders als Glaube an das Gelingen der guten Sache. Wer kann das zusammenreimen? Daß aber des Herrn Forberg's Glaube an eine moralische Weltregierung, (die einzig wahre Gottheit des Herrn Sichte) sehr schwach und schwankend ist, das beweisen die Fragen, die er S. 45. aufwirft, nebst seinen Antworten. Fr. Wird jemahls ein Reich Gottes, als ein Reich der Wahrheit und des Rechts auf Erden erscheinen? Antw. Es ist ungewiß, und, wenn man auf die bisherige Erfahrung bauen darf, die jedoch im Vergleich mit der unendlichen Zukunft eigentlich wie nichts zu rechnen seyn möchte, sogar unwahrscheinlich. Fr. Könnte nicht statt eines Reichs Gottes auch wohl ein Reich Satans auf Erden erscheinen? Antw. Das eine ist so gewiß und so ungewiß als das andere. — Dennoch versichert Hr. Forberg, der Hr. Rector stimmt mit ihm überein. Solche Widersprüche können wir

arme Nichtphilosophen freilich nicht heben. Aber einer sogenannten Philosophie, die aus Widersprüchen und Ungereimtheiten zusammengelegt ist, würde auch mit einer solchen Hülfe nichts gedient seyn.

Der Hr. Rector wirft zuletzt (S. 41. folg.) noch einige Fragen auf, die er verständlich nennt, und beantwortet sie nach seiner Art. Es verlohnt sich nicht der Mühe, ihrer zu gedenken. Du kannst sie ohne Bedenken lesen; denn so viel Vertrauen habe ich zu deinem Verstande, daß du ihren Werth oder vielmehr Unwerth selbst wirst beurtheilen können. Nur bey der ersten Frage will ich noch einige Augenblicke verweilen, weil sie mir Veranlassung giebt, die einige wichtige Wahrheiten in das Gedächtnis zurück zu rufen, die in unsern Zeiten nicht oft genug wiederholt, und nicht ernstlich genug überlegt werden können.

Ist ein Gott? fragt Hr. Forberg (S. 41.) und antwortet: Es ist und bleibt ungewiß. Denn (?) diese Frage ist bloß aus speculativer Neugierde aufgeworfen, und es geschieht dem Neugierigen ganz recht, wenn er bisweilen abgewiesen wird.

Also würde die Frage, ob ein Gott sey oder nicht, aus bloßer speculativer Neugierde aufgeworfen? Und das kann ein Rector behaupten, der unan den Leuten einen gründlichen Religionsunterricht ertheilen soll? Freilich sieht man aus allen seinen und seines Meisters Äußerungen, daß diese Herren die Kraft der Religion in ihrem Leben nicht empfunden haben, und sich von ihrem Einfluß auf Tugend und Rechtschaffenheit gar keine Begriffe machen können. Aber woher wissen sie denn, daß alle andre Menschen in der Welt eben so denken und empfinden wie sie: daß sie alle aus bloßer Neugierde, ohne ein Interesse dabey zu haben, die erwähnte, und andere damit verbundene Fragen aufwerfen? Mit solchen Behauptungen beweisen diese Herren ganz deutlich, daß sie mit den Bedürfnissen der Menschheit noch ganz unbekannt sind; und das wäre ihnen als jungen, unerfahrenen Männern so sehr nicht zu verdenken, wenn sie sich nicht bey aller ihrer Unwissenheit zu Reformatoren aufwerfen wollten. Jedoch, es scheint wenigstens dem Herrn Rector Forberg mit seinen Behauptungen nicht einmal Ernst zu seyn. Denn zuletzt wirft er die Frage auf: Ist nicht der Begriff eines praktischen Glaubens mehr ein Spielwerk der, als ein ernsthafter philosophischer Begriff? Die Antwort, setzt er hinzu, die Antwort auf diese verständliche Frage überläßt man billig dem geneigten Leser, und damit zugleich das Urtheil, ob der Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes am Ende auch wohl mit ihm nur habe spielen wollen! — Weich ein Biß! Jans

gen Leuten den Glauben an Gott verächtlich machen, und den Saamen der Immoralität austreuen, ist wahrlich kein erlaubtes Spiel, es ist Grausamkeit.

Da dieser Gegenstand so wichtig ist, so will ich dich doch noch mit Wenigem an einige der vornehmsten Gründe erinnern, aus welchen die Wichtigkeit der Religion, oder des lebendigen Glaubens an einen höchst vollkommenen, moralischen Weltregierer in seiner Beziehung auf uns Menschen dargethan werden kann. Es ist jetzt nicht die Rede von dem Grund oder Ungerunde dieses Glaubens; (denn ich hoffe, daß du eheuchin von der Existenz eines höchsten Wesens aus Gründen überzeugt seyn wirst,) sondern blos von der Wichtigkeit dieses Glaubens.

Bedarf der Mensch der Religion zu seiner sittlichen Vervollkommenung? Kann durch einen lebendigen Glauben an Gott, Besehung und Unsterblichkeit unser Tugendgefühl erweckt und gestärkt, unsere Veruhigung und Zufriedenheit befördert werden? Kant, der durch seine Schrift: Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft — die Köpfe so vieler Theologen verwirrt hat, behauptet unter andern gleich im Anfangs der Vorrede zu erwähntem Buche, „die Moral, so fern sie auf dem Begriffe des Menschen, als eines freyen, eben darum aber auch sich selbst durch seine Vernunft an unbedingte Gesetze bindenden Wesens, gegründet ist, bedürfe weder der Idee eines andern Wesens über ihm, um seine Pflicht zu erkennen, noch einer andern Triebfeder als des Gesetzes selbst, sie zu beobachten. — Die Moral bedürfe zum Behuf ihrer selbst (sowohl objectiv was das Wollen, als subjectiv was das Können betrifft), keinesweges der Religion, sondern vermag der practischen Vernunft sey sie sich selbst genug.“ Und S. 225. (der ersten Ausgabe) heist es in der Anmerkung: „Zu dem, was jedem Menschen zur Pflicht gemacht werden kann, müsse das Minimum der Erkenntnis, (es ist möglich, daß ein Gott sey,) subjectiv schon hinreichend seyn, — Wenn man diese und ähnliche Stellen liest, so sollte man denken, Kant müsse sich einen überaus hohen Begriff von den Kräften des Menschen zum Guten machen. Denn ein Wesen, welches durch seine eigene Kraft einen so hohen Grad moralischer Vollkommenheit erreichen kann, daß es gar keiner weitrern Triebfeder als der bloßen Erkenntnis des Gesetzes, daß es keiner Religion bedarf, muß von Natur gut, wenigstens weit geneigter zum Guten als zum Bösen seyn. So sollte man denken. Gleichwohl wird S. 24. ff. in einem besondern Abschnitt behauptet, der Mensch sey von Natur böse, fast ganz verdorben, man möge ihn nun in dem

sogenannten Naturzustande, oder im gestifteten Zustande betrachten, und die lange melancholische Litaneey von Anklagen der Menschheit, wird als vollkommen wahr gebilliget. Nun ist die Frage, wie ein Mensch, der weiter nichts braucht dem Gesetze gemäß zu handeln, als die bloße Erkenntnis des Gesetzes, der gar keiner Triebfeder zur Erfüllung seiner Pflicht bedarf, zu gleicher Zeit so äusserst böse von Natur seyn kann, und wie ein so äusserst verdorbener Mensch sich bessern könne? Das weiß Kant freylich nicht; er hält es aber doch für möglich, ob er gleich die Möglichkeit nicht beweisen kann. Hier haben wir also ein grosses Geheimniß. „Wie es nun möglich sey, (heißt es S. 46. ff.) daß ein natürlicher Weise böser Mensch sich selbst zum guten Menschen mache, das übersteigt alle unsere Begriffe; denn wie kann ein böser Baum gute Früchte bringen? Da aber doch — ein ursprünglich (der Anlage nach) guter Baum arge Früchte hervorgebracht hat, und der Weisak vom Guten ins Böse, (wenn man wohl bedenkt, daß dies Ses aus der Freyheit entspringt), nicht begreiflicher ist, als das Wies derauffsteigen aus dem Bösen zum Guten, so kann die Möglichkeit des letztern nicht bestritten werden. Denn ungeachtet jenes Abfalls, erschalle doch das Gebot: Wir sollen bessere Menschen werden, unvermindert in unserer Seele; folglich müssen wir es auch können, sollte auch das, was wir thun können, für sich alleine unzureichend seyn, und wir uns dadurch nur eines für uns unersorschlischen höhern Zustandes empfänglich machen.“ — Ich will die Gründlichkeit oder Ungründlichkeit dieses Raisonnements nicht untersuchen; nur das scheint mir doch merkwürdig zu seyn, daß der Meister der kritischen Philosophie selbst eingestehet, ein höherer Stand zum Guten sey wünschenswürdig. Diesen Vorstand lehret uns die Religion, wie schon viel tausend und Millionen Menschen zu ihrer Freude erfahren haben. Was um verachtet er denn dieses Hülfsmittel, und hält es für ganz entbehrlich?

Jedoch in einer andern Schrift, (Erläut. der reinen Vernunft, S. 440 f.) sagt er, der Mensch bedürfe allerdings der Religion zur Sittlichkeit. An solche Widersprüche muß man sich nun einmahlen der kritischen Philosophie gewöhnen. Folgende Stelle ist, wie mir dünkt, deutlich: „Ohne einen Gott und eine für uns jetzt nicht sichtbare, aber gehegte Welt, sind die herrlichen Ideen der Sittlichkeit zwar Gegenstände des Denfalls und der Bewunderung, aber nicht Triebfedern des Vorsatzes und der Ausübung, weil sie nicht den ganzen Grad, der einem vernünftigen Wesen natürlich, und durch eben dieselbe Vernunft a priori bestimmt und

nothwendig ist, erfüllen.“ Erhöht in dem oben angeführten Buche (Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft) kommt eine vorstehende Stelle vor, in welcher der Betrachtung der Werke Gottes eine große Kraft zur Beförderung guter moralischer Bestimmungen zugesprochen wird. „Die Betrachtung (S. 289.) der tiefen Weisheit der göttlichen Schöpfung an den kleinsten Dingen, und ihr der Majestät am Großen — hat eine solche Kraft, das Gemüth nicht allein in diejenige dahin sinkende, den Menschen gleichsam in seinen eigenen Augen vernichtende Stimmung, (die man Anbetung nennt,) zu versetzen; sondern es ist auch, in Rücksicht auf seine eigene moralische Bestimmung daran eine so erhebende Kraft, daß dagegen Worte, wenn auch die des königlichen Deters Davids wären, wie leere Schall verschwinden müssen, weil das Gefühl von ~~der~~ solchen Anschauung unangenehmlich ist.“ Hier scheint Herr Kant so gar einer göttlichen Schöpfung, die er sonst zu bezweifeln scheint; und giebt uns gewissermaßen wieder, was er uns vorher nehmen wollte. Er bekennt, daß die Betrachtung der Weisheit und Güte Gottes in seinen Werken einen starken Einfluß auf die moralische Bestimmung des Menschen habe; und darin wird ihm sein Verstandiger seinen Verfall verlagern.

Der Mensch hat Anlagen zum Guten und zum Bösen; er ist ein vernünftiges, aber auch ein sinnliches Geschöpf. Eine innere Stimme ruft ihm unaufhörlich zu: du sollst recht, und nicht unrecht thun; er hat ~~die~~ ~~guten~~ ~~Willen~~, die Forderungen des Sittengesetzes zu erfüllen; aber durch die Lust, die seiner sinnlichen Triebe wird er immer zum Gegentheil geneigt, und seine besten Vorsätze werden vereitelt, wenn er kein Mittel weiß, die Vernunft die Herrschaft über die Gewalt seiner Begierden zu verschaffen. Immer wird er sich das Verständniß ablegen müssen: *Vides meliora, proboque; deteriora sequor.* Glaubt er nun keinen Gott, keinen höhern Richter, ~~ist~~ in das Verborgene fliehet, keinen Zustand der Vergeltung, wo das Böse, welches hier ungestraft bleibt, bestraft werden wird; so wird er nur so viel Gutes thun, als ihm nöthig zu seyn scheint mit Ehren durch die Welt zu kommen; er wird sich aber nicht das geringste Bedenken daraus machen, alles zu thun, was ihm gelüftet, und was ihm zeitlichen Vortheil bringt, wenn er nur mit einiger Wahrscheinlichkeit hoffen kann, daß es nicht das Tagelicht kommen werde, daß er weder Beschimpfung noch Strafe zu befürchten habe. Sein moralisches Gefühl wird zwar ~~zu~~ ~~hervor~~ ~~treten~~ ~~erwarten~~; er wird es sich nicht verbergen können, daß er wegen seiner presentlichen Uebertretungen des Sittengesetzes Ursache habe,

sich vor sich selbst zu schämen. Aber die Stimme seiner Begierden und heftigen Leidenschaften wird die Stimme der Vernunft und des Gewissens bald wiederum überdönen; er wird immer der böse Mensch bleiben, der er von jeher gewesen ist. Bei einer solchen Gemüthsstimmung wird ihm der Gedanke: Es ist kein Gott, kein anderes Leben; du hast nach dem Tode eben so wenig etwas zu scheuen, als zu hoffen — sehr willkommen seyn. Er wird sich immer mehr in seinen Bosheiten verhärten, und das für die größte Weisheit halten, seine Ungerechtigkeiten und schlechten Handlungen so heimlich zu begeben, daß es seinen Credit, und den Namen eines ehrlichen Mannes, nicht verliert. Er wird seinen Lastern einen Anstrich der Tugend zu geben wissen, und im Herzen diejenigen verschmähen, die sich von ihm hintergehen lassen. Werden seine Schandthaten entdeckt, oder muß er die Folgen seiner Vergehungen in einem so hohen Grade empfinden, daß er sich nicht mehr zu rathen und zu heilen weiß, so wird ein Dösel sein letzter Trost, seine letzte Zuflucht seyn. Dieß ist die Geschichte vieler präfixen Atheisten, deren es leider auch unter den Bekennern des Christenthums nicht Wenige giebt. Nun bilden aber Hr. Prof. Fichte und H. Hegel auch theorettische Atheisten, die dann nicht unterlassen werden, ihre Theorie in Ausübung zu bringen. Und wenn nun dereinst ansehnliche Aemter im Ernste, in Kirchen und Schulen mit Atheisten besetzt werden, wie wird es um die Nachkommenschaft aussehen?

Wie gut würde es hingegen um die menschliche Gesellschaft stehen, wenn alle, oder nur die meisten Menschen Religion hätten! Ein Mensch, der wirklich Religion hat, von den Lehren derselben überzeugt ist, und sich bestrebt, sie auf sein Herz und Leben anzuwenden, wird sich nicht bloß von groben Lastern enthalten, die der Welt in die Augen fallen, deren Begehung bürgerliche Schande und Strafe nach sich zieht, wenn sie bekannt werden. Er wird nie mit Vorsatz und Wissen seine Pflicht übertreten, sich keine schlechte Handlung erlauben, wenn er auch mit Gewisheit vorhersehen könnte, daß sie der Welt auf immer verborgen, folglich ungestraft bleiben würde. Die lebhafteste Erinnerung an Gott, den Urheber seiner Natur, den stets gegenwärtigen Zeugen aller seiner Handlungen, seine und Vorsätze, seinen höchsten Wohlthäter, aber auch seinen höchsten Gesetzgeber und Richter, dem er Dank, Liebe und Gehorsam schuldig ist, und von dessen Wohlgefallen oder Mißfallen sein ewiges Wohl oder Wehe abhängt, diese lebhafteste Erinnerung wird sein moralisches Gefühl verstärken, und ihm Kraft verleihen, die stärksten Reizungen zum Bösen zu besiegen; und wenn er sich auch

Abweilen von dem Wege der Tugend verführt, aber aus Ueberzeugung
 gefehlt hat, so wird er bald wieder zu seiner Pflicht zurücke kehren.
 Er wird sich aber auch mit dem redlichen Eifer bestreben, seine
 Pflichten mit der strengsten Gewissenhaftigkeit nach seinem besten
 Vermögen zu beobachten, aus dankbarer Liebe gegen Gott, seinen
 höchsten Wohlthäter, dem er sein Daseyn, seine Kräfte, sein süße
 lendes Herz, und alles Gute, was er je genossen hat, und noch ge-
 nießt, zu danken hat. Er wird sich freuen, daß ihm sein Schöpfer
 einen so hohen Rang in der Reihe lebender Wesen angewiesen hat,
 seine Würde behaupten, und darinnen seine größte Ehre suchen,
 dem Heiligsten, dem Vollkommensten an guten Gesinnungen, an
 Liebe und Wohlthaten so ähnlich zu werden; als es ihm möglich ist.
 Er wird sinnliches Vergnügen, Verfall der Menschen; zeitliche Vor-
 theile willig aufopfern, so bald es die Pflicht gebietet; denn die Na-
 he seines Gewissens und der Verfall des Ewigen wird ihm unend-
 lich mehr werth seyn, als alle Güter und Schätze der Erden, und
 die gewisse Hoffnung, daß er in einer bessern Welt die Früchte seiner
 edlen Bemühungen einernenden werde, wird ihn im Guten nie müde
 werden lassen. Leiden und Widerwärtigkeiten werden seinen Muth
 nie ganz darnieder schlagen. Er wird sich in trübten Stunden bald
 wieder mit dem Gedanken aufrichten, daß seines Schicksals unter der
 Leitung einer höchst weisen und allrigen Versehen stehen, daß denen,
 die Gott lieben, und recht thun, alle Dinge zum Besten dienen
 müssen, daß hier nur Anfang, dort Vollendung seyn, und Tugend
 und Glückseligkeit in erwünschte Harmonie gebracht werden wird.

Je doch, ich will diese Gedanken nicht weiter ausführen. Ich
 will dir dafür, lieber Ferdinand, ein kleines Buch empfehlen, wel-
 ches alle junge Leute in Händen haben, lesen und wieder lesen, und
 dessen Inhalt sie auf das Bedachtsamste erwägen sollten. Es führt
 den Titel: Religion, eine Angelegenheit des Men-
 schen, von J. J. Spalding. Zweite vermehrte Auflage. Ber-
 lin 1792. Was aber das Theoretische betrifft, so empfehle ich dir
 Jerusalems Betrachtungen über die vornehmsten
 Wahrheiten der Religion &c. Erster Theil und Herrn
 Sam. Reimnuss Abhandlungen von den vornehm-
 sten Wahrheiten der natürlichen Religion.

In diesen drey Schriften wirst du mehr gründliche Belehrun-
 gen über diese Gegenstände finden, als in allen Kantischen und Fich-
 tischen Schriften. Ueberhaupt wollte ich dir nicht rathe, dich in
 das Studium der kritischen, am allerwenigsten der Fichtischen sogen-
 annten Philosophie einzulassen. Du kannst deine Zeit viel nützli-
 cher anwenden, und dir den Verdruß ersparen, dich durch obscure,
 nicht

nichtsbedeutende Sophistereien hindurch zu arbeiten, ohne den geringsten Gewinn für Aufklärung deines Verstandes und Beredlung deines Herzens. Ich muß dir aufrichtig bekennen, daß ich der kritischen Philosophie gleich Anfangs keine lange Dauer prophezeit habe. Meine Vermuthung ist zum Theil schon eingetroffen. Denn die verschiedenen Partheyen, die mit Hestigkeit gegen einander zu Felde ziehen, drohen einander zu zerstören, und werden nach des grossen Richte Beispiel einander annihiliren, so bald es ihnen möglich seyn wird. Zuletzt werden die Weissten aus ihrem Lande Utopia wieder in das Land der gesunden Vernunft und des Menschenverstandes zurück kehren, und dann wird es nach und nach besser werden. Dich wünscht von Herzen

Dein treuer Vater

C.....

Beilage D.

Ueber des Herrn Professor Fichte Appellation an das Publicum.

Eine Anmerkung

aus der deutschen Uebersetzung des ersten Bandes

von

Saint - Lambert's Tugendkunst

besonders abgedruckt.

Nachdem der folgende Auslass bereits in der Druckerei war, erhielt ich zu Hannover:

Appellation an den gesunden Menschenverstand, in einigen Aphorismen über des Herrn Professor Fichte Appellation an das Publicum, worin ihm dergemessener atheistischer Aeusserungen. 47 Octavseiten. Möchte diese kleine herrliche Schrift doch recht viel Eingang finden! Am Schluß derselben heist es: „Wenn das Volk und der gedankenlose Theil der Menschen hört oder liest: der Gott der Christen ist ein Sdhe, ein Hirnarzpink, es giebt keinen allmächtigen Gott Himmels und der Erden; so werden sie dich ergreifen, das Ideal, das Herr Fichte dargelegt auf stellt, nicht sehen oder nicht achten, und fürchterliche Mißbräuche werden.“ Und so möchte Hr. Fichte sich nicht beschweren dürfen, wenn Regenten und Staatsmänner dich durch Verbote seiner Schrift zu verhindern suchen. Herr Fichte möchte in der Appellation ans Publicum vertichern, und die Discutirern möchten wohl recht gesprochen haben.“

In den vorwenig Tagen herausgekommenen Appellation gegen die Anklage des Atheismus vergleicht Herr Professor Fichte S. 39 und S. 53 den Begriff von Gott mit den Begriffen von Kälte und Wärme, und meint, daß so wie kein Vernünftiger behaupten werde, es gebe eine Wärme und Kälte unabhängig von seinem Gefühl, so sey es auch ungereimt Gott als ein existirendes Wesen zu betrachten. Alle Vergleichen, pflegt man zu sagen, hinken; aber diese philosophisch seyn sollende Vergleichung hinkt nicht bloß, sondern hat gar keinen Standpunkt. Kommen denn die Begriffe von Kälte, Wärme und der Gottheit auf gleiche Weise in die Seele? Jene erhalte ich ja durch den Sinn der Verfassung, diesen durchs Nachdenken über mich selbst und die Schöpfung; sie gehören also nicht zu Einer Klasse, und können also auch keine Aehnlichkeit mit einander haben. Kälte und Wärme sind Qualitäten, Eigenschaften-Begriffe; der Begriff von Gott hingegen eine Realität, sein Wirklichkeits-Begriff. Muß man dieß erst einem Professor der Philosophie sagen? Herr Fichte hat sich so in diesen Vergleich verwickelt, daß er nicht nur mehrmalen darauf zurück kömmt, sondern auch von ihm nicht wegstommen kann. S. 40 führt er ihn folgendermaßen aus: „Wer nicht eher glauben wollte, daß er friere oder erwarme, bis man ihm ein Stück reine substantielle Kälte oder Wärme zum Vorlegen in die Hände geben könnte, über diesen würde ohne Zweifel jeder Vernünftige lächeln; wer aber einen auch im mindesten ohne Beziehung auf unsere moralische Natur entworfenen, und von ihr im kleinsten Stücke unabhängigen Begriff vom Wesen Gottes verlangt, der hat Gott nie erkannt, und ist entfremdet von dem Leben, das aus ihm ist.“ Der Schall der letztern Worte klingt sehr erschaulich; ich fürchte, aber der zum Grunde liegende Gedanke dürfte es so wenig seyn, als ich in der ganzen Werbung Weis finden kann: denn hat Hr. Prof. Fichte Recht, so war Christus entfremdet von dem Leben, das aus Gott ist; weil Christus doch wohl seinen himmlischen Vater nicht als ein Gedankenling, sondern als den Schöpfer Himmels und der Erden, und folglich als eine Substanz betrachtete. Ihn so zu betrachten, soll aber, nach Herrn Fichte, durchaus nicht angehen, wann man philosophisch denken will. Er will dieß seinen Gegnern dadurch begreiflich machen, daß er S. 53 zum drittenmal auf die Vergleichung zwischen Kälte, Wärme und der Gottheit zurück kommt; wo es heißt: „Ich bekenne von Wärme oder Kälte nur dadurch zu wissen, daß ich wirklich erwarme, oder friere; sie kennen, ohne je in ihrem Leben eine Empfindung von dieser Art gehabt zu haben, die Wärme und Kälte, als Din-

„an sich, und bringen erst nun, infolge dieser Erkenntnis, **Wahrheit** hervor durch die Kraft ihrer **Schlagwörter**.“ Welcher trostlose Epos! Oder welche Abergläuberei, die nicht einmal sprachlich ausgedrückt ist; denn die Grammatik verlangt: „nur dadurch etwas zu wissen;“ aber über Grammatik wird Logik so freudlich im Stillsitzen erhaben. Er fordert Sie seine Gegner auf, ihm zu saern: wie Gott die Welt erschaffen habe; und wenn sie das nicht zu thun im Stande sind, so sollen sie unrecht und er recht haben. Aber kann denn Herr Fichte erklären: wie die Seele denkt? Ist Gott keine Substanz; so kann so die Seele auch keine Substanz seyn. Kommen wir sonach, über den jähen Sandberg des Idealismus, nicht wieder in das dumpfige Thal des Materialismus, und in der Schneekenshöhle des Atheismus? Die Herrnhuter und die Eruasianer, denen Herr Fichte in seiner Christenlehre, um seinen Gegnern wehe zu thun, möchten ihn also doch wohl sich zum Führer verbiten. Und was soll man dazu sagen, daß er kirchliche Ausdrücke mißbraucht, um Principien zu verstellen, die den Sturz aller positiven Religion beabsichtigen? Versahre so der achte Freund der Wahrheit? Versahre so Lessing? Erlaubte er sich absichtlich einen schwankenden Wortgebrauch?

Seite 67 heißt es: „das System, in welchem von einem **überwältigenden Wesen** **Göttlichkeit** erwartet wird, ist das System der **Abgötterei und des Götzendienstes**.“ Also giebt es keine göttliche Vorsehung? — So schände, so wegwerfend spricht Herr Fichte vom Christenthum; und will doch für keinen Widersacher der christlichen Religion gelten! Wenn der arme Bezel, wie uns Herr Bauer erzählt, sich für einen Gott hält, so entföhrt uns ein wehmüthiges: Ah! Und wir wollten dieses Ah! bewunderndvoll ausdrücken, wenn ein Professor den Jenaischen Studenten vordemonstrirt: sie legen sich selbst genau, einzig von der Denkkraft, die allen Dingen erst Form und Gestalt gebe, abhänzt, reine Intelligenzen, mithin Götter; weil er methodisch isst? Wir wollten mit seinen Auditoren ansetzen: Und du bist unser Gott! Was soll aber aus einer Welt werden, in welcher die angestellten Schullehrer darauf hinarbeiten, das Vertrauen auf Gottes Güte, Fürsorge und Allmacht zu vertilgen? Will man diese trostlose, bodenlose, für die Staatsruhe äußerst gefährliche Lehre in ihrer ganzen greulichen Gestalt erblicken; so lese man den Aufsatz des Herrn Rektor Korbberg, eines ehmaligen Schülers von Fichte, den dieser in seinem sogenannten philosophischen Journal mit der Genehmigung hatte abdrucken lassen: er habe immer gelehrt, unbedeutende Bemerkungen abgerschnitten, was Hr. Korbberg in diesem Aufsatz sagt.

sage. Sehr oftta erwähnt er dieses Aufsehen in seiner Appella-
tion mit seiner Eulde, obchon er in dem Schöffischen und Hanns;
verischen Verbot dieses Journals und zu der abrigkeitlichen Unterju-
zung über seine Lehre, die er dem Publikum als den gewaltsamsten
und widerrechtlichsten Stuch denuciert, die Hauptveranlassung ge-
geben hat. Er veraleicht sich mit Lessing, und — Daß die
Er nempt sich einen Wärter der Wahrheit. Kann jemand
ohne Vorwissenheit selbst bestimmen, seine Lehre sey Wahrheit?
und weshalb ist er denn ein Wärter? Sollte man nicht glau-
ben, es sey der Antroa geichehen, ihn wo nicht zu verbrennen, so
doch nach Edenne zu deportiren? Man wünscht ja aber bloß, daß
die Herren Riche und Forberg eine Weisung hebern Oers das
Kestimen mögen, sich zu erinnern, daß sie Lehrer an christlichen Schu-
len sind, und daß, auch ganz abgesehen vom christlichen Religion-
System, ein Jugendlehrer in seinen Ausdrücken behutsam seyn muß
se. Zum Beispiel; ein Rektor sage zu den Schulknaben mit einer
noch so feyerlichen Amtswine: „Gott ist ein Gedankending;“ so
werden die Schullungen lachen, und mit diesem Lachen ist ihre Ehr-
furcht für Gott verüßigt. Man sage ihnen dagegen: „Gott ist Zu-
ge und Richter eurer Gedanken;“ das wird, und das allein kann
ihre Gewissen bilden. Der Lehrer ist also verpflichtet so zu ihnen zu
sprechen. „Wenn man sich d'ezugen will, (sagt La Harpe in
der Réfutation du livre de l'Esprit, p. 95) was für Schaden soll
den Sophismen, die anfangs nur Irrthümer der Speculation se-
ren können, und die man unter diesem Vorwand zu entschuldigen
versucht hat, durch ihre Anwendung hervorbringen können, so er-
kennere man sich der Menge von Revolutionsgeistern, die durch et-
nige Phrasen der Weiser *), hinlänglich belehrt, nicht nur alle
individuelle Verbrechen gegen Natur, Menschlichkeit, Gerechtig-
keit, Eigenthum, durch das große Wort Allgemeine Wohls
sartch rechtfertigten, sondern sogar heiligten. Man müßte einen
dicken Band schreiben, um die unvermeidliche Verkettung der So-
phismen

*) Les Maîtres. Diderot, Helvétius, Rousseau, Mably.
So wenig ihre Ideen harmonisiren, so hat man sie doch in der An-
wendung zusammen geknetet; auch frosten alle vier ein Stuch und
Eigendübel, und waren vom Paradoxenteufel befallen, der ihnen
Sophismen eingab. Rousseau, der an den Worten von Saint-
Pierre in schrieb: „ich bewende den Ruhm der Weisheit,“ darg
jedoch die meiste Gutwüthigkeit, Diderot war ein Querschnitt eines
Dops. Helvétius sein Vordröber, Mably ein Querschnitt, das
bei seine Schriften auch die vernunftigste Abkürzung der Revolution
nicht gewonnen hat.

phismen mit den Verbrechen und die zerstörende Gewalt zu erheben die diese abscheulichen Systeme erlangen mußten, die um 19. Jahrhundert mit frecher Stirne Philosophie nennt. Der gesunde Menschenverstand empört sich, wenn man sieht, wie, vermittlest eines schwankenden Gebrauchs der Worte, *) man ein neues philosophisches System erfunden zu haben wähnt, während man nichts weiter thut als tagelang träumen, und seinen Traum dem Publikum erschälen.“ — Wie passend und wie anwendbar auf den vorliegenden Fall ist auch, was der brave Dürant in der Schrift: Ueber mein Verhältnis mit Jean Jacques Rousseau; S. 22 sagt: „Nicht die Wahrheit; nur das, was man, dem Menschenverstande zum Trost, dafür auslegt, macht heutiges Tages einen Menschen zum Abgott und zum Genie.“ Popularphilosophie werden die kritischen Philosophisten schreiben. Aber jede echte Philosophie, dünkt mich, sey Popular Philosophie; die Schrift Philosophie über ein Spinnengewebe, die arme Allegorie, die es umflicht, deckt das Leben. Und das ist nicht ein Einfall von mir, sondern ein Ausspruch des Sokrates.

Nicht fremdliche Aeusserungen wollen wir unterdrücken; nicht philosophische Untersuchungen wollen wir hemmen: aber wir danken es unserer Obrigkeit, daß sie über den Vortrag der Schulbücher wacht und die Einführung einer Censur zu verhindern sucht. Als, gleich der Encyclopädisten, Diderot, herauszugeben suchte, das, was ein Gedankending zu behandeln; wozu eine vor einigen Jahren in Danzig bey Troschel herausgekommene Verrichtung der Urtheile über die französische Revolution; deren Verfasser dem sich selbst segnenden Ich des Herrn Prof. Fichte nicht unbekannt seyn kann, junge Leute leicht verleiten könnte; so wie diese Schrift den Zusammenhang des Idealismus mit der Revolutionirsucht benrunden. Hat nicht bereits ein anderer Jenaischer Literateur, Fichte's Wissenschaftslehre und die französische Revolution zusammen gestellt und gesagt: sie legen die zwei größten Tendenzen des achtzehnten Jahrhunderts? (Man sehe Schlegel's Athendum das 2te Stück.)

Kann es dem Senate gleichgültig seyn, was für philosophische Theoreme seine künftigen Religionslehrer und Justizarien auf einer Unversität einsaugen? Dieß ist die Frage.

*) Im zweiten Stück der Propädeuten ist dies, in Anlehnung auf Diderots Paradoxien über die Malerei, mit Rücksicht auf einander gesagt worden; wahrscheinlich von dem Herrn von Göthe.

**Verlaasslicher der Hablerschen Buchhand-
lung in Jena zur Ostermesse 1799.**

**Beschreibung aller Gesundbrunnen und Bäder Deutsch-
lands, sowohl nach ihrer physisch, chemischen Beschaf-
fenheit, als auch ihrem medicinischen Gebrauch, für
practische Aerzte und jeden, der eine Uebersicht und
Beschreibung aller bis jetzt existirenden Bäder und Ges-
undbrunnen verlangt und bedarf, von einigen practi-
schen Aerzten herausgegeben, zweiter und letzter
Band. 2. 1 Ndlr. 16 al.**

**Clarus A. C. von der Arzneywissenschaft in Acht Büchern.
Aus dem Lateinischen übericet, mit dem Leben des
Clarus nach Plautius und einigen erklärenden An-
merkungen versehen. gr. 8. 1 Ndlr. 16 al.**

**Eine neue Antwort auf das Schreiben eines Vaters an
seinen audirenden Sohn, über den Fichteschen
und Forbergischen Atheismus. Nebst Andeutungen
gen der Harmonie einer religiösen Grundsätze So-
crates, Anaximand, Jesus, Luthers, Kant, Fichtes
und Forbergs. 2. br. 111 4 gr.**

**Fichtes J. G. Appellation an das Publikum, über die
durch ein Kurfürstl. Confiscationsreferat ihm
beigemessenen atheistischen Aeußerungen Eine Schrift,
die man e. h. zu lesen dienet, ehe man sie confiscirt.
Zweite Auflage 2. 2 Ndlr. 3 gr.**

**Derelbe Ueber den Begriff der Wissenschaftslehre, oder
der sogenannten Philosphie. Zweite verbesserte und
vermehrte Ausgabe. gr. 8. 3. 2r.**

**Jacobi D. J. A. Procesten bei dem Antritte meines
deutschen Lehramts in Jena, gehalten 2. 6 gr.**

**Journal philologisches einer Gesellschaft deutscher Ges-
lehrten, herausgegeben von J. G. Fichte und K. J.
Metzhammer, zweiter Jahrgang 1798. 24 bis 128.
5. 11. 2r 8. Der Jahrgang neuen Planumetron 4
Ndlr. 12 ar. Jedes Buch einzeln 12 ar.**

**Diese Journal wird abdructet den vielen Ein-
dermiden, die den Herausachern in dem Weg geirgt
worden. (Nun (Kant) (Fichtes).)**

**Schelling F. W. J. Koller Entwurf eines Systems der
Naturphilosophie. gr. 8. 1 Ndlr. 3 ar.**

**Schaller F. A. Diplomatische und Statistische Nachrichten
von der C. u. K. Stadt Eichberg im Fürstenthum. Mit
Ursachen bringt. 2.**

Gr.

Ferner sind in oben genannter Buchhandl. noch
folg. Schriften des Hrn. Prof. Fichte ers-
schienen u. daf. so wie durch alle gute Buch-
handl. um beigesetzte Preise zu bekommen:

1) Ewige Vorlesungen über die Bestimmung des Ge-
lehrten 8. 12 gr.

2) Grundriß der gesammten Wissenschaftslehre, als
Handschrift für seine Zuhörer, nebst dem Grundriß des
Eiaenthümlichen der Wissenschaftslehre 26. gr. 8.
1 Rthlr. 12 al.

(Der Grundriß des Eiaenthüml. d. Wissenschafts-
lehre, in Rücksicht auf das theoret. Vermögen, bes-
sonders 9 gr.)

3) Grundlage des Naturrechts, nach den Prinzipien
der Wissenschaftslehre. 8. 21 gr.

4) Grundlage des Naturrechts nach den Prinzipien der
Wissenschaftslehre Zweiter Theil, oder das an-
gewandte Naturrecht. 8. 1 Rthlr.

5) Das System der Sittenlehre, nach den Prinzipien
der Wissenschaftslehre 8. 1 Rthlr. 21 gr.

6) Journal philosophisches einer Gesellschaft deutscher Ge-
lehrten, herausgegeben von J. G. Fichte und F. J.
Nietzschmer. Erster Jahrgang 1797 18 — 128 Bst. 12 gr.
Der ganze Jahrgang 4 Rthlr. 12 gr. im einzeln jedes
Bst oder 12 gr.

Es eben erscheint noch eine kleine Schrift in meinem
Verlage von Herrn Prof. Schelling, über den Be-
griff und den innern Organismus eines Systems der
speculativen Physik. Eine Einleitung zu des Verf.
weiten Entwurf eines Systems der Naturphilosophie,
die in letzterer Ofert. Messe erschienen ist: —

Zuhandeln auch eine Zeitschrift v. Hrn Prof. Schel-
ling, unter dem Titel: Zeitschrift für specu-
lative Physik, hiemit an, wovon das erste Heft,
noch vor Michaelis lauf. Jahrs in meinem Verlage
erscheint, und vierteljährig ein Heft folgt; zwei Hefte
machen einen Band und zwei Bände einen Jahrgang
aus — der Preis eines Hefts ist 16 gr. —

Jena im Mai 1799.

Christian Ernst Gehler.

Beilage E.

Etwas zur Antwort auf das Schreiben eines
Vaters 2c. Jena und Leipzig bei Chr.
C. Gabler, auf der letzten Seite in einer
Nacherinnerung.

— Da die in Leipzig verbreitete
Nachricht, Hr. Prof. Gabler in Bedarf sey Wes
sauer des berühmten Sendschreibens, und habe
selbst mehrere Exemplare davon zur unentgeltlichen
Vertheilung an einen ehrwürdigen Mann in L. ge
sendet, wahrscheinlich so ungegründet ist, als ich
es wünsche u. s. w.

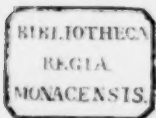
Histor. Liter.
De eruditione et eruditio in gen.

p. 282.

Ueber
das Wesen des Gelehrten,
und
seine Erscheinungen im Gebiete
der Freiheit.

In
Öffentlichen Vorlesungen,
gehalten zu Erlangen, im Sommer-Halbjahre 1805
von
Johann Gottlieb Fichte.

Berlin, 1806.
In der Hymburgischen Buchhandlung.



BIBLIOTHECA

REGIA

MONACENSIS

V o r r e d e.

Diese Vorlesungen machen keinen Anspruch auf den Rang eines schriftstellerischen Werkes, dessen Bild ich in der zehnten derselben aufzustellen mich bestrebt habe; sondern es sind gehaltene Reden, welche ich abdrucken lasse in der Voraussetzung, daß sie vielleicht noch diesem und jenem nützlich werden könnten, der nicht Gelegenheit hatte, sie zu hören. Mag man auch, wenn man will, sie betrachten, als eine neue und verbesserte Ausgabe der vor zwölf Jahren von mir erschienenen Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten, so gut, als ich unter den

gegebenen Bedingungen eine solche Ausgabe zu machen vermöchte: und sollte es sich etwa zutragen, daß jemand nach der Weise der Verwaltung meines Lehrer-Vorwurfs in Erlangen fragte, so hätte ich nichts dagegen, daß diese Vorlesungen für einen Bestandtheil der abgelegten Rechenschaft gälten. — Weiter habe ich hiebei dem lesenden Publikum, mit welchem mich zu unterhalten ich immer größeres Widerstreben fühle, nichts zu sagen. Berlin, im Jänner 1806.

F i c h t e.

Inhalt.

Inhalt.

Erste Vorlesung.

Plan des Ganzen Seite 1

Zweite Vorlesung.

Nähere Bestimmung des Begriffs der
göttlichen Idee — 24

Dritte Vorlesung.

Vom angehenden Gelehrten überhaupt;
insbesondere vom Talente und Fleiße. — 43

Vierte Vorlesung.

Von der Rechtschaffenheit im Studiren. — 70

Fünfte Vorlesung.

Wie die Rechtschaffenheit des Studirenden
den sich äußere. — 90

Sechste Vorlesung.

Ueber die akademische Freiheit. — 111

— VI —

Siebente Vorlesung.

Vom vollendeten Gelehrten im Allgemeinen.	Seite 139
---	-----------

Achte Vorlesung.

Vom Regenten.	— 154
---------------	-------

Neunte Vorlesung.

Vom mündlichen Gelehrten-Lehrer.	— 172
----------------------------------	-------

Zehnte Vorlesung.

Vom Schriftsteller.	— 196
---------------------	-------

Erste Vorlesung.

Plan des Ganzen.

Ich eröffne hiermit die öffentlichen Vorlesungen, die ich im Lektions-Verzeichnisse unter der Benennung: *de moribus eruditorum*, angekündigt habe. Sie konnten diese Ueberschrift übersezen: Moral für Gelehrte; über die Bestimmung des Gelehrten; von der Sitte des Gelehrten u. dgl.; aber der Begriff selbst, wie er auch übersezt und gefasst werde, bedarf einer tiefern Erörterung. Ich gehe an diese vorläufige Erörterung.

So wie man das Wort Moral oder Sittenlehre hört, gedenkt man an eine Bildung

des Charakters und der Handlungsweise durch Regeln und Vorschriften. Aber es ist nur in einem beschränkten Sinne, und nur von einem niedrigeren Standpunkte der Einsicht aus wahr, daß der Mensch durch Vorschriften gebildet werden, und sich selber nach ihnen bilden könne; hingegen vom höchsten Standpunkte der absoluten Wahrheit aus, in welchen wir uns hier stellen wollen, muß innerlich im Wesen des Menschen liegen, und sein Wesen, Seyn und Leben selber ausmachen, was in seiner Denkart und in seinen Handlungen sich äußern soll; was aber im Menschen innerlich ist, tritt nothwendig auch äußerlich in ihm hervor, stellt sich dar in allem seinem Denken, Wollen und Handeln, und wird ihm unwandelbare und unveränderliche Sitte. Wie hiermit die Freiheit des Menschen, und alle Bestrebungen der Erziehung, des Unterrichts, der Religion, der Gesetzgebung — denselben zum Guten zu bilden, sich vereinigen lassen, ist der Gegenstand einer ganz andern Untersuchung, welche wir hier nicht an-

stellen wollen. Hier können wir nur im Allgemeinen meinen bezeugen, daß beide Behauptungen sich sehr wohl vereinigen lassen, und daß die Möglichkeit der Vereinigung einem tiefern Studium der Philosophie klar werde.

Der beständige Charakter und die Handlungenweise, oder mit einem Worte, die *Sitte* des wahrhaften Gelehrten, läßt sich vom höchsten Standpunkte aus eigentlich nur beschreiben, keinesweges aber verordnen oder beschlen. Hienowiederum: diese erscheinende und äußerlich sich darstellende *Sitte* des wahren Gelehrten gründet sich auf das, was innerlich, und in seinem Wesen, unabhängig von aller Erscheinung, und vor aller Erscheinung vorher ist, und wird durch dieses innere Wesen nothwendig verursacht und unveränderlich bestimmt. Wollen wir daher seine *Sitte* beschreiben, so müssen wir zuvörderst sein Wesen angeben: aus dem Begriffe dieses letzteren aber läßt die erstere, seine *Sitte*, sich vollständig und erschöpfend ableiten. Diese Ableitung nun aus jenem voranzulegenden We-

sen zu vollbringen, ist der eigentliche Zweck dieser Vorlesungen. Der Inhalt derselben wäre daher kürzlich also anzugeben: sie sind, und sollen seyn eine Beschreibung des Wesens des Gelehrten, und der Erscheinung desselben im Gebiete der Freiheit.

Zur Erzeugung der Einsicht in das innere Wesen des Gelehrten dienen folgende Sätze:

1) Die gesammte Sinnenwelt mit allen ihren Verhältnissen und Bestimmungen, und insbesondere das Leben der Menschen in dieser Sinnenwelt sind keinesweges an sich und in der That und Wahrheit dasjenige, als welches sie dem ungebildeten und natürlichen Sinne der Menschen erscheinen; sondern es ist etwas höheres und verborgenes, welches der natürlichen Erscheinung bloß zum Grunde liegt. Man kann diesen höhern Grund der Erscheinung in seiner höchsten Allgemeinheit sehr schicklich nennen: die göttliche Idee; und dieser Ausdruck: göttliche Idee, soll von nun an nichts mehr bedeuten, als eben den höhern Grund.

der Erscheinung, so lange, bis wir diesen Begriff weiter bestimmen.

2) Ein bestimmter Theil des Inhalts dieser göttlichen Idee von der Welt ist dem aus gebildeten Nachdenken zugänglich und begreiflich, und soll, unter der Leitung dieses Begriffs, durch die freie That der Menschen an der Sinnenwelt herausgebildet und in ihr dargestellt werden.

3) Falls es unter den Menschen Einzelne geben sollte, welche, ganz oder theilweise, in den Besitz des zuletzt erwähnten Theils der göttlichen Idee von der Welt sich setzen —, sey es nun, um durch Mittheilung an Andere die Erkenntniß der Idee unter den Menschen zu erhalten und zu verbreiten, oder durch unmittelbares Handeln auf die Sinnenwelt diese Idee in ihr darzustellen —, so wären diese Einzelne der Sitz eines höhern und geistigeren Lebens in der Welt, und eine Fortentwicklung der Welt, so wie sie zufolge der göttlichen Idee erfolgen sollte.

4) Diejenige Art der Erziehung und geistigen Bildung in jedem Zeitalter, vermittelst welcher dieses Zeitalter die Menschen zur Erkenntniß des erwähnten Theils der göttlichen Idee zu führen hofft, ist die gelehrte Bildung, — und derjenige Mensch, welcher dieser Bildung theilhaftig wird, der Gelehrte desselben Zeitalters.

Es ist aus dem Gesagten klar, daß das Ganze derjenigen Erziehung und Ausbildung, welche ein Zeitalter die gelehrte Bildung nennt, lediglich das Mittel ist, um zur Erkenntniß des erkennbaren Theils der göttlichen Idee zu führen, und Werth hat — lediglich, inwiefern sie in der That dieses Mittel wird, und ihren Zweck erreicht. Ob nun, in einem gegebenen Falle dieser Zweck erreicht sey, oder nicht, kann die gewöhnliche und natürliche Ansicht der Dinge, indem sie ja für die Ideen völlig blind ist, nicht beurtheilen; sie vermag nichts mehr, als das bloß empirische Faktum aufzufassen: ob eine Person dasjenige, was man gelehrte Bil-

dung nennt, genossen habe, oder nicht genossen habe. Es giebt daher zwei höchst verschiedene Begriffe vom Gelehrten: den einen nach dem Scheine, und der bloßen Meinung; und in dieser Rücksicht muß jeder für einen Gelehrten gelten, der durch die gelehrte Erziehung hindurchgegangen ist, oder wie man das gewöhnlich nennt, der da studirt hat, oder noch studirt: den zweiten nach der Wahrheit; und in dieser Rücksicht ist nur derjenige ein Gelehrter zu nennen, welcher durch die gelehrte Bildung des Zeitalters hindurch zur Erkenntniß der Ideen gekommen. — Durch die gelehrte Bildung des Zeitalters hindurch habe ich gesagt: denn wenn auch jemand ohne dieses Mittel auf einem andern Wege zur Erkenntniß der Idee kommen könnte, wie ich im Allgemeinen gar nicht zu leugnen gedenke; so würde doch ein solcher seine Erkenntniß nach einer festen Regel, weder theoretisch mittheilen, noch unmittelbar pragmatisch in der Welt realisiren können, weil es ihm an der, nur in der

gelehrten Schule zu erwerbenden, Kenntniß seines Jalters und der Mittel, auf dasselbe zu wirken, fehlte; und es würde darum allerdings ein höheres Leben in ihm leben; aber kein auf die übrige Welt einwirkendes und sie entwicklungendes Leben: — der eigentliche und ganze Zweck, den die gelehrte Bildung hat, wäre in ihm keinesweges ohne dieselbe ausgedrückt, und er wäre zwar wohl ein höchst vorzüglicher Mensch, aber kein Gelehrter.

Wir unsers Orts gedenken hier die Sache keinesweges nach dem äußern Scheine zu betrachten, sondern nach der Wahrheit. Uns gelte daher von nun an für den ganzen Lauf dieser Vorlesungen nur derjenige für einen Gelehrten, der durch die gelehrte Bildung des Jalters hindurch zur Erkenntniß der Idee wirklich gekommen ist, oder wenigstens zu derselben zu kommen lebendig und kräftig strebt. Wer, ohne dadurch zu der Idee zu kommen, diese Bildung erhalten hat, ist nach der Wahrheit, so wie wir hier die Sache zu betrachten haben,

gar Nichts; er ist ein zweideutiges Mittelglied zwischen dem Besizer der Idee, und dem von der gemeinen Realität kräftigst gestützten und getragenen: — über dem verglichenen Dingen nach der Idee hat er veräußert, die Geschicklichkeit, die Realität zu ergreifen, in sich auszubilden, und schwimmt nun zwischen zwei Welten, ohne einer von beiden anzugehören.

Die Eintheilung in der Art der unmittelbaren Anwendung der Ideen überhaupt, welche wir schon oben (2) angaben, gilt offenbar auch für denjenigen, der durch die gelehrte Bildung in den Besitz dieser Idee gekommen, d. h. für den Gelehrten. Entweder ist der nächste Zweck desselben der, die Ideen, in deren lebendige Erkenntniß er sich hineinverlegt hat, andern mitzutheilen; und sodann ist sein nächstes Geschäft: die Theorie der Ideen, im Allgemeinen oder Besondern — er ist ein Lehrer der Wissenschaft. — Nur zunächst, und im Gegensatz mit dem zweiten Gebrauche der Ideen, ist das Geschäft des Lehrers der Wissenschaft als bloße Theorie

zu bezeichnen; in einem weitem Sinne ist es eben sowohl praktisch, als das des unmittelbaren Geschäftsmannes: der Gegenstand seiner Wirksamkeit ist der Sinn und Geist des Menschen; und es ist eine, sehr erhebliche Kunst, diesen nach einer Regel zu beurtheilen zu gestalten und zu erheben. Oder der nächste Zweck dessen, der durch gelehrte Bildung sich in den Besitz der Ideen versetzt, ist der, die, in Beziehung auf seine eigentliche Absicht, willenlose Welt, nach dieser Idee zu gestalten: etwa die Gesetzgebung, — das ganze rechtliche und gesellschaftliche Verhältniß der Menschen untereinander, — oder auch die die Menschen umgebende, und auf ihr würdiges Daseyn einfließende Natur, nach der göttlichen Idee des Rechts, oder der Schönheit, so weit es in dem gegebenen Zeitalter, und unter den gegebenen Bedingungen möglich ist, auszubilden; indess er seinen eigentlichen Beruf sowohl, als die Kunst, mit der er ihn an der Welt herauszualten, für sich behält. — Sodann ist der Gelehrte ein pragmatischer

Gelehrter. Niemand, wie ich bloß im Vorbeigehen bemerkte, Niemand sollte in die eigentliche Leitung und Anordnung der menschlichen Angelegenheiten eingreifen, der nicht ein Gelehrter im wahrhaften Sinne des Worts wäre, d. h. der nicht durch gelehrte Bildung der göttlichen Idee theilhaftig geworden. Mit Zuträgern und Handlangern ist es ein anderes: ihre Tugend besteht in pünktlichem Gehorsam und der Vermeidung alles Selbstdeutens, und über ihr Geschäft Selbsturtheilens.

Noch giebt es aus einem andern Gesichtspunkte eine andere Einteilung im Begriffe des Gelehrten, welche für uns zu allerndchst fruchtbar ist. Nämlich, entweder hat der Gelehrte die ganze oduliche Idee, in wiefern sie vom Menschen zu fassen ist, oder auch einen besondern Theil dieses an ihr zu erfassenden, — was freilich nicht ohne eine wenigstens klare Uebersicht des Ganzen möglich ist, — schon wirklich ergriffen, durchdrungen, und sich vollkommen klar gemacht, so daß sie ihm, zu jeder

Zeit in derselben Gestalt zu erneuendes, Besitzthum, und ein Bestandtheil seiner Persönlichkeit geworden sey; so ist er ein vollendeter und fertiger Gelehrter, ein Mann, der ausfluthet hat; oder derselbe ringt noch und strebt die Idee überhaupt, oder den besondern Theil und Punkt, von welchem aus Er für seine Person das Ganze durchdringen will, sich vollkommen klar zu machen; einzelne Lichtfunken springen schon von allen Seiten ihm entgegen, und schließen eine höhere Welt vor ihm auf, aber sie vereinigen sich ihm noch nicht zu einem untheilbaren Ganzen; sie verschwinden ihm eben so unwillkürlich wieder, als sie ihm kamen, und er kann sie noch nicht unter die Botmäßigkeit seiner Freiheit bringen —, so ist er ein angehender und sich bildender Gelehrter, ein Studirender. — Daß es wirklich die Idee sey, die besessen oder angestrebt werde, ist beiden gemeinschaftlich: geht das Streben bloß auf die äußere Form, und den Buchstaben der gelehrten Bildung, so erzeugt sich, wenn die Kunde

durchgemacht ist, der vollendete, wenn sie noch nicht durchgemacht ist, der angehende Stümper. Der letztere ist noch immer erträglicher, als der erstere; denn noch läßt sich hoffen, daß er, bei der Fortsetzung seines Weges etwa in einem künftigen Punkte von der Idee ergriffen werden könne; an dem ersten aber ist alle Hoffnung verloren. Dies m. H. ist der Begriff vom Wesen des Gelehrten, und die erschöpften zufälligen, das Wesen keinesweges ändernden, sondern insgesamt dasselbe bei sich führenden Bestimmungen dieses Begriffes; der Begriff nemlich vom stehenden und starren Eign, welcher lediglich die Frage nach dem Was? beantwortet.

Durch Beantwortung dieser einzigen Frage nach dem Was ist die philosophische Erkenntniß, dergleichen wir hier ohne Zweifel erstreben, noch keinesweges befriedigt; die Philosophie fragt noch weiter nach dem Wie, und fragt, streng genommen, allein nach diesem, als welches das Was schon ohne dies bei sich führt.

Alle philosophische Erkenntniß ist ihrer Natur nach nicht factisch, sondern genetisch, nicht erfassend irgend ein stehendes Seyn, sondern innerlich erzeugend und construierend dieses Seyn aus der Wurzel seines Lebens. Es ist daher auch in Beziehung auf den, seinem stehenden Wesen nach beschriebenen Gelehrten die Frage ob. 14: wie wird er zum Gelehrten; und, — da selbst sein Seyn und Gewordenseyn ein ununterbrochen lebendiges, und in jedem Momente ein sich erzeugendes Seyn ist, — wie erhalt er sich als Gelehrter?

Ich antworte kurz: durch die ihm beivoohnende, seine Persönlichkeit ausmachende und in sich verschlingende Liebe zur Idee. Denken Sie sich dieses also: Jedes Daseyn hält und trägt sich selber; und im lebendigen Daseyn ist dieses Sich selbst Erhalten, und das Bewußtseyn davon, Liebe, seiner selbst. Die ewige göttliche Idee kommt hier in einzelnen menschlichen Individuen zum Daseyn: dieses Daseyn der göttlichen Idee in ihnen umgibt nun sich selber mit uns

ausprechlicher Liebe; und dann sagen wir, dem
Scheine uns bequemend, dieser Mensch liebt die
Idee, und lebt in der Idee, da es doch, nach
der Wahrheit, die Idee selbst ist, welche an
seiner Stelle, und in seiner Person lebt und
sich liebt, und seine Person lediglich die sinnliche
Erscheinung dieses Daseyns der Idee ist, welche
Person keinesweges an uns für sich selbst da
ist, oder lebt. Diese strenger gefassten Aus-
drücke und Formeln schließen das ganze Ver-
hältniß auf, und wir können nun, wiederum
dem Scheine uns bequemend, ohne Mißverständ-
niß zu befürchten, fortfahren. In dem wahr-
haften Gelebten hat die Idee ein sinnliches
Leben gewonnen, welches sein perisöntliches Le-
ben völlig vernichtet, und in sich aufgenommen
hat. Er liebt die Idee, keinesweges über alles,
denn er liebt nichts neben ihr, er liebt sie al-
lein. Sie allein ist die Quelle aller seiner
Freuden, und seiner Genüsse, sie allein das treit-
bende Princip aller seiner Gedanken, Bestre-
bungen und Handlungen; lediglich für sie mag

er leben, und ohne sie würde das Leben ihm geschmacklos und verhaßt seyn. In beiden, dem vollendeten, wie dem angehenden Gelehrten, lebt die Idee; nur mit dem Unterschiede, daß sie in dem erstern diejenige Klarheit, und diejenige feste Consistenz gewonnen, die sie in diesem Individuum unter den gegebenen Umständen gewinnen konnte; und namentlich, in sich selber zu einem geschlossenen Daseyn geworden, aus sich herausgreift, und auszusprechen strebt in lebendige Worte und in Thaten: daß sie hingegen in dem letztern noch innerhalb ihrer selber arbeitet, und nach der Entwicklung und Befestigung desjenigen Daseyns ringt, das sie unter den gegebenen Umständen gewinnen kann. Beiden wäre auf gleiche Weise ihr Daseyn geschmacklos, wenn sie nicht Anderes, oder Sich selber, nach Ideen bilden könnten.

Dies ist das einzige und unveränderliche Lebensprincip des Gelehrten; desjenigen, dem wir diesen Namen zugeschieben. Aus diesem Princip entwickelt sich mit absoluter Nothwendigkeit

Bigkeit

digkeit das Thun und Treiben desselben unter allen möglichen Umständen, unter denen er gedacht werden kann. Wir dürfen ihn daher nur in den für unsern Zweck erforderlichen Beziehungen denken, in denen er gedacht werden kann, und wir werden sein inneres und äußeres Leben mit Sicherheit berechnen, und im Voraus beschreiben können. Und auf diese Weise ist es möglich, aus dem in seiner Lebendigkeit aufgefaßten Wesen des Gelehrten seine Erscheinungen in der Welt der Freiheit, oder der scheinbaren Zufälligkeit mit wissenschaftlicher Strenge abzuleiten. Dieses nun ist unsere Aufgabe; und das so eben Gesagte die Regel der Lösung dieser Aufgabe.

Wir wenden uns hier zunächst an Studierende, d. h. an solche, die, der billigen Voraussetzung nach, angehende Gelehrte sind, in dem von uns angegebenen Sinne des Worts; und es ist zweckmäßig, die aufgestellten Grundsätze zuerst auf sie anzuwenden. Wären sie nicht, was wir voraussetzen, so würden unsere Worte

für sie bloß Worte seyn, ohne Sinn, Bedeutung und Anwendung. Sind sie, was wir voraussetzen, so werden dieselben zu ihrer Zeit auch reife und vollendete Gelehrte werden; denn jenes Streben der Idee sich zu entwickeln, das da höher ist, als alles Sinnliche, ist auch unendlich mächtiger, und bricht mit stiller Gewalt sich Bahn durch alle Hindernisse. Es kann dem studirenden Jünglinge wohlthätig werden, schon jetzt zu wissen, was er einst seyn wird, und schon in der Jugend sein reiferes Alter im Bilde zu erblicken. Ich werde darum nach Vollendung des nächsten Geschäfts auch den fertigen Gelehrten aus den angegebenen Principien construiren.

Die Klarheit gewinnt durch Gegensätze; ich werde darum allenthalben, wo ich zeige, wie der Gelehrte sich äußert; zugleich angeben, wie er eben darum, weil er allein also sich äußert, sich nicht äußere.

In beiden Haupttheilen, und ganz besonders im zweiten, wo ich vom vollendeten Ge-

lehrten rede, werde ich mich sorgfältig hüten, satirische Nebenblicke, Censur des gegenwärtigen literarischen Zustandes, und überhaupt Anmerkungen auf denselben, zu veranlassen; und ich ersuche die Zuhörer einmal für immer, nicht gegebene Veranlassungen nicht zu nehmen. Der Philosoph entwirft ruhig seine Construction nach den aufgestellten Principien, ohne während dieses Geschäfts den wirklich vorhandenen Zustand der Dinge seiner Beachtung zu würdigen, oder des Andenkens desselben zu bedürfen, um die Betrachtung fortsetzen zu können; eben so wie der Geometer die seinige entwirft, ohne sich zu bekümmern, ob seine Figuren der reinen Anschauung mit unsern Werkszeugen nachgemacht werden können. Und besonders ist es dem unbefangenen studirenden Jünglinge zu gönnen, daß er mit den Ausartungen und Verdorbenheiten des Standes, in den er einst treten soll, nicht eher genau bekannt werde, als bis er Kraft gewonnen hat, dem Strome des Beispiels sich entgegen zu stellen.

Dies N. H. ist der vollständige, mit seinen Gründen aufgestellte Plan der Vorlesungen, die ich in diesen Stunden vor Ihnen zu halten gedenke. Ich füge für heute dem Gesagten nur noch einige Anmerkungen bei:

An Betrachtungen der Art, wie diese heutige war, und wie die folgenden insgesamt ausfallen werden, pflegt man gewöhnlich zu tadeln: zunächst die Strenge; sehr oft in der gutmüthigen Voraussetzung, daß der Vortragende es nur nicht gewußt habe, daß seine Bestimmtheit uns missfallen werde, daß wir dies ihm nur freimüthig sagen müßten, und er sodann wohl in sich gehen, und seine Lage mildern werde. So haben wir gesagt: wer durch die gelehrte Bildung nicht zur Kenntniß der Idee gekommen sey, oder diese Kenntniß erstrebe, sey eigentlich gar Nichts, und später haben wir gesagt: er sey ein Stümper. Dies ist in der Weise jener unbarmherzigen Aeußerungen, die man den Philosophen so übel nimmt. — Um von dem vorliegenden Falle absehend, so

gleich der Marine im Ganzen zu bezeugen, so erinnere ich, daß diese Denkart, ohne entschiedene Kraft, der Wahrheit alle Achtung zu versagen, von derselben nur etwas herunter zu handeln und abzumarkten sucht, um wohlfeileren Kaufes zu einiger Achtung für sich selber zu kommen. Aber die Wahrheit, die nun einmal ist, so wie sie ist, und nichts in ihrem Wesen wandeln kann, geht ihren Weg gerade fort; und es bleibt ihr in Rücksicht derer, die sie nicht rein darum, weil sie wahr ist, haben wollen, nichts anderes übrig, als dieselben stehen zu lassen, gerade also, als ob sie nie geredet hätten.

Sodann reflect man Vorträge dieser Art zu tadeln, wegen ihrer vermeinten Unverständlichkeit. So denkt ich mir, — keinesweges Sie, M. H., sondern irgend einen vollendeten Vielbreiten in der Bedeutung des Scheinens, dem etwa die so eben angestellte Betrachtung unter die Augen käme, als hintertend, hin und her zweifelnd, und endlich tiefjünnig ausbre-

Heut: die Idee, die göttliche Idee, dasjenige, was der Erscheinung zu Grunde liegt: was soll nun das bedeuten? Ich würde einen solchen Frager zurückfragen: was soll denn diese Frage bedeuten? — Untersucht man das letztere genau, so bedeutet sie in den meisten Fällen nicht mehr, als folgendes: unter welchem andern Namen, und in welchen andern Formeln kenne ich denn schon dieselbe Sache, die Du mit einem so sonderbaren, und mir so unbekannten Zeichen ausdrückst: und darauf wäre denn, abermals in den meisten Fällen, die einzig passende Antwort folgende: Du kennst diese Sache überhaupt nicht, und hast während Deines ganzen Lebens nie etwas von ihr vernommen, weder unter diesem, noch unter einem andern Namen, und falls Du zur Kenntniß derselben kommen sollst, so mußt Du eben jetzt von vorne anfangen, dieselbe kennen zu lernen; — und dann am schicklichsten unter derjenigen Benennung, unter der sie Dir zuerst angetragen wird. So wird das heute gebrauchte Wort

Idee in den folgenden Vorlesungen allerdings weiter bestimmt, und erklärt, und, wie ich hoffe, zur vollkommnen Klarheit heraus erklärt werden; aber das ist keinesweges das Geschäft einer einzigen Stunde.

Wir behalten uns dieses, wie alles andere, was wir noch zu erinnern hätten, bis auf die folgenden Vorlesungen vor.

Zweite Vorlesung.

Nähere Bestimmung des Begriffs der göttlichen Idee.

Folgendes waren die Hauptsätze, die wir in der letztern Vorlesung unserer Erörterung des Begriffs vom Gelehrten zu Grunde legten.

Die gesammte Welt ist keinesweges in der That und Wahrheit dasjenige, als was sie dem ungebildeten und natürlichen Sinne des Menschen erscheint, sondern sie ist ein höheres, das der natürlichen Erscheinung bloß zu Grunde liegt. In der höchsten Allgemeinheit kann man diesen Grund der Erscheinung sehr süglich nennen die göttliche Idee von der Welt. Ein bestimmter Theil des Inhalts dieser göttlichen Idee ist dem gebildeten Nachdenken zugänglich und begreiflich.

Wir äußerten gegen den Schluß derselben Vorlesung, daß dieser, hier freilich noch dunkle Begriff einer göttlichen Idee, als der letzten und absoluten Grundlage aller Erscheinungen, erst in der Zukunft, vermuthlich seiner durchgeführten Anwendung, ganz klar werden könne.

Dennoch finden wir es zweckmäßig, denselben vorläufig im Allgemeinen näher zu erläutern, und wollen diesem Besuche die heutige Stunde widmen. Wir stellen für diesen Zweck folgende Sätze auf, welche für uns zwar die Resultate einer angestellten tiefen Untersuchung, und vollkommen erweislich sind, die wir aber Ihnen hier nur historisch mittheilen können; höchstens rechnend auf Ihr eignes Wahrheitsgefühl, das uns auch ohne Einsicht in die Gründe bestimme; und etwa darauf, daß Sie bemerken: es werden durch diese Voraussetzungen die wichtigsten Fragen beantwortet, und die tiefsten Zweifel gelöst.

Wir stellen folgende Sätze auf:

- 1) Das Eryn, durchaus und schlechthin als

Seyn, ist lebendig und in sich thätig, und es giebt kein anderes Seyn, als das Leben: keinesweges aber ist es tod, stehend, und innerlich ruhend. Was das denn doch in der Erscheinung vorkommende Todte sei, und wie es zum einzigen wahren Seyn, zum Leben, sich verhalte, werden wir tiefer unten sehen.

2) Das einzige Leben, durchaus von sich, aus sich, durch sich, ist das Leben Gottes: oder des Absoluten, welche beide Werte eins und dasselbe bedeuten: und wenn wir sagen: das Leben des Absoluten, so ist dies auch nur eine Weise zu reden; indem in der Wahrheit, das Absolute das Leben, und das Leben das Absolute ist.

3) Dieses göttliche Leben ist an und für sich rein in sich selber verborgen, es hat seinen Sitz in sich selber, und bleibt in sich selbst, rein aufgehend in sich selbst, zugänglich nur sich selber. Es ist — alles Seyn, und außer ihm ist kein Seyn. Es ist eben darum durchaus ohne Veränderung oder Wandel.

4) Man äußert sich dieses göttliche Leben, tritt heraus, erscheint, und stellt sich dar, als solches, als göttliches Leben: und diese seine Darstellung, oder sein Daseyn und äußerliche Existenz ist die Welt. Nehmen Sie das Gesagte streng; es stellt sich dar, sich selber, so wie es innerlich wirklich ist und lebt, und kann sich nicht anders darstellen: es tritt daher zwischen sein wahres inneres Seyn, und seine äußere Darstellung keinesweges etwa eine grundlose Willkühr in die Mitte, zufolge welcher es sich nur theilweise hergäbe, theilweise aber verberge; sondern seine Darstellung, d. h. die Welt ist lediglich durch die zwei Glieder, sein eigenes inneres Wesen an sich, und die unveränderlichen Gesetze einer Aeußerung und Darstellung überhaupt, bedingt, und unveränderlich bestimmt. Gott stellt sich dar, wie Gott sich darstellen kann. Sein ganzes, an sich ungetheiltes Wesen, tritt heraus, ungetheilt, und ohne Rückhalt, so wie es in einer bloßen Darstellung heraustreten kann.

5) Das göttliche Leben an sich ist eine durchaus in sich geschlossene Einheit, ohne alle Veränderlichkeit oder Wandel, sagten wir oben. In der Darstellung wird dasselbe, aus einem begreiflichen, nur hier nicht auseinander zu setzenden Grunde, ein ins unendliche sich forts entwickelndes, und immer höher steigendes Leben in einem Zeitflusse, der kein Ende hat. Außerdem: es bleibt in der Darstellung Leben, haben wir gesagt. Das lebendige kann keines- weges dargestellt werden in dem Todten, denn diese beiden sind durchaus entgegengesetzt, und darum, so wie das Seyn nur Leben ist, eben so ist das wahre und eigentliche Daseyn auch nur lebendig, und das Todte ist weder, noch ist es, im höheren Sinne des Wortes, da. Dieses lebendige Daseyn in der Erscheinung nun nennen wir das menschliche Geschlecht. Also allein das menschliche Geschlecht ist da. So wie das Seyn aufsteht und erschöpft ist in dem göttlichen Leben, so geht das Daseyn, oder die Darstellung jenes göttlichen Lebens auf

in dem gesammten menschlichen Leben, und ist durch dasselbe rein und ganz erschöpft. Sodann: das göttliche Leben wird in seiner Darstellung zu einem ins unendliche sich fortentwickelnden, und nach dem Grade der innern Lebendigkeit und Kraft immer höher steigenden Leben. Daher, — welche Folgerung wichtig ist: daher ist das Leben in der Darstellung, in allen Zeitpunkten seines Daseyns, im Gegensatz mit dem göttlichen Leben, beschränkt, d. h. zum Theile nicht lebendig, und noch nicht zum Leben hindurchgebrungen, sondern insofern todt. Diese Schranken soll es nun immer fort durch sein steigendes Leben durchbrechen, entfernen, und in Leben verwandeln.

Sie haben an dem so eben aufgestellten Begriffe der Schranken, wenn sie denselben recht scharf in das Auge fassen, und erwägen, den Begriff der objektiven und materiellen Welt; oder der sogenannten Natur. Diese ist nicht lebendig, so wie die Vernunft, und einer unendlichen Fortentwicklung fähig, sondern todt,

ein starres und in sich beschlossenes Daseyn. Sie ist das, — das Zitterleben anhaltende, und hemmende; und allein durch diese Hemmung zu einer Zeit ausdehnende, was ausserdem mit Einem Schlage als ein ganzes und vollendetes Leben hervordbrechen würde. Sie soll ferner durch das vernünftige Leben in seiner Entwicklung selber belebt werden; sie ist darum der Gegenstand und die Sphäre der Thätigkeit und der Kraft: Aeußerung des ins unendliche sich fort entwickelnden menschlichen Lebens. —

Dies, m. H., und schlechthin nichts weiter ist die Natur in der ausgedehntesten Bedeutung des Worts, und selber der Mensch, in wiefern sein Leben im Vergleich mit dem ursprünglichen und göttlichen Leben beschränkt ist, ist nichts weiter. Da das unendliche Fortschreiten des zweiten nicht ursprünglichen, sondern abgeleiteten, menschlichen, Lebens, — und eben darum, damit ein Fortschreiten möglich sey, ungleich die Endlichkeit, und die Beschränktheit des menschlichen Lebens aus jener sich darstellt.

lung des Absoluten hervorgehen; so hat die Natur ihren Grund freilich auch in Gott, aber keinesweges als etwas, das da absolute da ist und da seyn soll, sondern nur als Mittel und Bedingung eines andern Daseyns, des Lebendigen im Menschen, und als etwas, das durch den steten Fortschritt dieses lebendigen immer mehr aufgehoben werden soll. Lassen Sie sich darum ja nicht blenden oder irre machen durch eine Philosophie, die sich selbst den Namen der Natur-Philosophie beilegt, und welche alle bisherige Philosophie dadurch zu übertreffen glaubt, daß sie die Natur zum Absoluten zu machen, und sie zu vergöttern strebt. Von aller Zeit her haben sowohl alle theoretischen Irrthümer, als alle sittlichen Verderbnisse der Menschheit darauf sich gegründet, daß sie den Namen des Seyns, und Daseyns wegwarfen an dasjenige, was an sich weder ist, noch da ist, und das Leben und den Genuß des Lebens bei demjenigen suchten, was in sich selber den Tod hat. Jene Philosophie ist da:

her — weit entfernt, ein Vorbericht zur Wahrheit zu seyn, lediglich ein Rükschritt zu dem alten und verbreitetsten Irrthum.

6) Alles so eben in den bisherigen Sätzen Aufgehellte kann nun der Mensch, der ja selbst die Darstellung des ursprünglichen und göttlichen Lebens ist, im Allgemeinen einsehen, wie wir z. B. es eingesehen haben, es sei nun aus Gründen, oder lediglich von dunklem Wahrheitsfinne geleitet, oder auch nur es wahrscheinlich findend, weil es einen vollständigen Aufschluß giebt über die wichtigsten Probleme. Der Mensch kann es einsehen, d. h. die Darstellung kann zurückgehen in ihren Ursprung, denselben nachbildend, mit absoluter Gewißheit in Rücksicht des Daß; keinesweges aber ihn wiederholend und noch einmal machend in der That, und Wahrheit; denn die Darstellung bleibt ewig nur Darstellung, und kann nie herausgehen aus ihr selber, und sich verwandeln in das Wesen.

7) Der Mensch kann es einsehen in Rücksicht

sicht des *Daß*, haben wir gesagt, keinesweges aber in Rücksicht des *Wie*. — Wie und warum aus dem Einen göttlichen Leben gerade ein solches also bestimmtes fortfließendes Zeitleben hervorgehe, könnte man nur dadurch begreifen, daß man alle Theile des letztern in vollendeter Auffassung begreife, sie gegenseitig und allseitig durch einander deutete, so sie auf den Einheitsbegriff zurückbrächte, und diesen dem Einen göttlichen Leben gleich fände. Aber dieses fortfließende Zeitleben ist unendlich, die Auffassung seiner Theile kann daher nie vollendet werden: das Begreifende aber ist selber das Zeitleben, und steht in jedem Punkte, in dem man es denken möchte, selber in der Endlichkeit und in Schranken gefesselt da, welche es ganz nie abstreifen kann, ohne aufzuhören, die Darstellung zu seyn, und ohne in das göttliche Wesen selbst sich zu verwandeln.

8) Aus dem letztern scheint zu folgen, daß das Zeitleben bloß im Allgemeinen nach seinem Wesen begriffen werden könne, so wie es im

obigen von uns begriffen ist, überhaupt als Darstellung des Einen ursprünglichen, und göttlichen Lebens; daß es aber im Besondern, seinem eigentlichen Inhalte nach unmittelbar gelebt und erlebt werden müsse, und nur in und zufolge dieses Erlebens in der Vorstellung und dem Bewußtseyn nachgebildet werden könne.

— Und so verhält es sich denn in einer gewissen Rücksicht, und mit einem bestimmten Theile des menschlichen Lebens wirklich. Es bleibt durch den ganzen unendlichen Zeitfluß hindurch in jedem einzelnen Theile desselben am menschlichen Leben etwas übrig, das im Begriffe nicht vollkommen aufgeht, und eben darum auch durch keine Begriffe veräußert oder ersetzt werden kann, sondern das da unmittelbar gelebt werden muß, wenn es je in das Bewußtseyn kommen soll; dies nennt man das Gebiet der bloßen und reinen Empirie oder Erfahrung. Die oben erwähnte Philosophie benimmt auch darin, daß sie den Schein sich giebt, als ob sie das ganze menschliche Leben im Begriffe

aufzulösen, und die Erfahrung zu ersetzen vermöge, sich verkehrt, und verliert, aber dem Bestreben das Leben durchaus zu erklären, das Leben selber.

9) So verhält es sich mit dem Zeitleben in einer gewissen Rücksicht und nach einem bestimmten Theile desselben, sagte ich. Denn in einer andern Rücksicht und nach einem andern Theile desselben verhält es sich anders, aus folgendem Grunde, den ich bildlich ausdrücken werde, der aber einer genauern Aufmerksamkeit wohl werth ist.

Das Zeitleben tritt nicht bloß in einzelnen Momenten, sondern es tritt auch in ganzen gleichartigen Massen ein in die Zeit, welche gleichartigen Massen nun eben es sind, die wiederum in einzelne Momente des wirklichen Lebens sich spalten. Es giebt nicht eine einzige Zeit, sondern es giebt Zeiten, und Zeitordnungen über Zeitordnungen und in Zeitordnungen. So ist z. B. das gesammte gegenwärtige irdische Leben der menschlichen Gattung eine solche

gleichartige Masse, welche mit Einem male ganz eingetreten ist in die Zeit, und allgegenwärtig ganz und ungetheilt da ist — für den tiefen Sinn, lediglich für die sinnliche Erscheinung noch ablaufend in der Weltgeschichte. Die allgemeinen Gesetze und Regeln dieser gleichartigen Massen des Lebens, lassen sich, nachdem dieselben Massen nur eingetreten sind in die Zeit, wohl begreifen, und, für den ganzen Ablauf dieser Massen im Voraus einsehen, und vorhersagen, indes die Objecte, d. h. die Himmungen und Erdrungen des Lebens, über welche hinweg diese Massen ablaufen, lediglich der unmittelbaren Erfahrung zugänglich sind.

10) Diese erkennbaren Gesetze der gleichartigen Massen des Lebens, die vor dem wirklichen Erfolge voraus erkannt werden, müssen nothwendig erscheinen, als Gesetze des Lebens selber, wie es seyn und werden soll, gerichtet an das auf sich selber ruhende und selbstständige Prinzip dieses Zeitlebens, das da als Freiheit erscheinen muß; demnach als Gesetze

für ein freies Thun und Handeln der Lebendigen. Gehen wir zurück auf den Grund dieser Gesetzgebung, so liegt dieser im göttlichen Leben selber, welches in der Zeit sich nicht anders äußern und darstellen konnte, denn auf diejenige Weise, die uns hier als eine Gesetzgebung erscheint; und zwar, wie in dem aufgestellten Begriffe lag, keinesweges als eine mit blinder Gewalt gebietende, und sich Gehorsam erzwingende Gesetzgebung, wie wir in der willenlosen Natur eine solche annehmen, sondern als Gesetzgebung an das von ihr selbst als Leben hingestellte Leben, dem die Selbstständigkeit nicht entzogen werden kann, ohne daß ihm dadurch zugleich die Wurzel des Lebens ausgerissen werde; mithin, wie wir oben sagten, als göttliches Gesetz an die Freiheit, oder als Sittengesetz.

Nun ist ferner, wie wir schon oben eingesehen, dieses Leben nach dem Gesetze des ursprünglichen göttlichen Seyns, das einige wahre Leben, und seine Ursprünglichkeit; alles andere

aber außer diesem Leben ist nur Hemmung und
 Erdrung desselben, lediglich darum daseyend,
 damit an ihm das wahre Leben sich entwickle,
 und in seiner Kraft sich darstelle; deswegen ist
 alles andere gar nicht um sein selbst willen da,
 sondern lediglich als Mittel für den Zweck des
 wahrhaften Lebens. — Die Verbindung zwis-
 schen Mittel und Zweck vermag die Vernunft
 nur also zu fassen, daß sie einen Verstand sich
 denke, der den Zweck gedacht habe. Das ge-
 setzmäßige menschliche Leben ist in Gott begrün-
 det: man denkt sich daher, nach der Analogie
 mit unserm Verstande, Gott, als denkend das
 stitliche Leben des Menschen als einzigen Zweck,
 um dessen willen er sich dargestellt, und alles
 übrige außer diesem Leben ins Daseyn gerufen
 habe; keinesweges, als ob es an sich also sey,
 und Gott so, wie der Endliche, denke, und
 das Daseyn vom Wille des Daseyns in ihm
 unterschieden werde, sondern lediglich, weil wir
 das Verhältniß auf keine andere Weise fassen
 können. Und in dieser absolut nothwendigen

Vorstellungsweise wird denn das menschliche Leben, wie es seyn soll, die Idee und der Grundgedanke Gottes bei Hervorbringung einer Welt, die Absicht und der Plan, dessen Ausführung Gott mit der Welt sich vorsetzte.

Und so ist denn, m. H., für unsern Zweck hinreichend erklärt, wie der Welt die göttliche Idee zu Grunde liege, und in wiefern und wie diese dem gemeinen Auge verborgene Idee dem gebildeten Nachdenken begreiflich und zugänglich werde, und ihm nothwendig erscheinen müsse, als dasjenige, was der Mensch durch freie That in der Welt hervorbringen solle.

Beschränken Sie bei diesem Sollen, und bei dieser freien That Ihr Denken nicht etwa sogleich auf den bekannten kategorischen Imperativ, und auf die beengte und dürftige *Anwendung*, die demselben in den gewöhnlichen allgemeinen Sittenlehren und Moralsystemen gegeben wird, und zufolge einer solchen Wissenschaft gegeben werden muß. Fast immer, und aus guten in den Gesetzen der philosophischen Ab-

Abstraction, durch welche eine Sittenlehre zu Stande kommt, wohl begründeten Gründen, hält man sich am längsten bei der Form der Moralität auf, daß etwas nur geschehe rein und lediglich um des Geschehes willen; und wo man noch zum Inhalte fortschreitet, so scheint die Hauptabsicht mehr diese zu seyn, die Menschen nur dahin zu bringen, daß sie das Unrechte lassen, als die andere, daß sie das Rechte thun; auch ist man genöthigt, in der Pflichtenlehre sich in einer solchen Allgemeinheit zu halten, daß die Regeln für Alle auf die gleiche Weise passen, und auch aus diesem Grunde mehr angezeigt wird, was die Menschen nicht thun sollen, als was sie thun sollen. Alles dieses ist allerdings auch die göttliche Idee, aber nur in ihrer entfernten, und abgeleiteten Gestalt, keinesweges in ihrer ersten Ursprünglichkeit. Die ursprüngliche göttliche Idee von einem bestimmten Standpunkte in der Zeit läßt größtentheils sich nicht eher angeben, als bis der von Gott begehrte Mensch kommt,

und sie ausführt. Was der göttliche Mensch thut, das ist göttlich. Im Allgem. inen ist die ursprünglich und rein göttliche Idee, — das, was der unmittelbar von Gott begeisterte soll, und wirklich thut, — für die Welt der Erscheinung schöpferisch, hervorbringend das neue — unerhörte, und vorher nie da gewesene. Der Trieb des bloßen natürlichen Daseyns geht auf das Beharren beim Alten; selbst wo die göttliche Idee sich mit ihm vereinigt — auf die Aufrechthaltung des bisherigen guten Zustandes, und höchstens auf kleine Verbesserungen desselben: wo aber die göttliche Idee rein und ohne Vermischung des natürlichen Antriebes ein Leben gewinnt, da baut sie neue Welten auf, auf die Trümmern der alten. Alles Neue, Große und Schöne, was von Anfang der Welt an in die Welt gekommen, und was noch bis an ihr Ende in sie kommen wird, ist in sie gekommen, und wird in sie kommen durch die göttliche Idee, die in einzelnen Auserwählten theilweise sich ausdrückt.

Eben so, wie das Leben der Menschen das einzige unmittelbare Werkzeug und Organ ist der göttlichen Idee in der Sinnenwelt, so ist dasselbe menschliche Leben auch der erste und unmittelbare Gegenstand dieser Wirksamkeit. Die Fortbildung der menschlichen Gattung hat die göttliche Idee — dieselbe Fortbildung hat jeder, welcher von dieser Idee ergriffen wird, — zum Ziele. Diese letztere Einsicht macht es uns möglich, die göttliche Idee in Absicht ihres Wirkungskreises einzutheilen, oder, die Eine an sich untheilbare Idee als mehrere Ideen zu denken.

Zusörderst: das an sich und in der Wahrheit eine und untheilbare menschliche Leben ist in der Erscheinung, in das Leben mehrerer Individuen nebeneinander, deren jedes mit seiner Freiheit und Selbstständigkeit versehen ist, zerfallen. Diese Zertheilung des Einen Lebendigen ist eine Natureinrichtung, somit eine Störung und Hemmung des wahren Lebens, wirklich geworden deswegen, damit an ihr, und in dem Streite mit ihr, die Einheit des Lebens,

die nach der göttlichen Idee ist und seyn soll, mit Freiheit sich bilde: das menschliche Leben ist nicht Eins geworden durch die Natur, damit es sich selber lebe zur Einheit, und damit alle die getrennten Individuen durch das Leben selber zur Gleichheit der Bestimmung zusammenschmelzen. Im natürlichen Zustande widersprechen einander und hemmen sich gegenseitig die verschiedenen Willen dieser Individuen, und die durch sie bewegten Naturkräfte. So ist es nicht in der göttlichen Idee, und so soll es nach derselben in der Sinnenwelt nicht bleiben. Die erste, keinesweges in der bloßen Natur begründete, sondern erst durch eine neue Schöpfung in die Welt eingeführte Macht, an welcher dieser Streit der individuellen Kräfte so lange sich bricht, bis er durch allgemeine Gerechtigkeit gänzlich aufgehoben werde, ist die Errichtung des Staats, und eines rechtlichen Verhältnisses zwischen mehreren Staaten; kurz, alle die Einrichtungen, wodurch jeder einzelnen oder verbundenen individuellen Kraft die ihr

angehörige Sphäre angewiesen, und sie in derselben zugleich beschränkt, und zugleich vor allem fremden Eingriffe gesichert wird. Diese Einrichtung lag in der göttlichen Idee, sie ist auf Antrieb derselben von begeisterten Menschen in die Welt eingeführt worden, sie wird durch denselben Antrieb in der Welt erhalten, und immerfort vervollkommenet werden, bis zu ihrer Vollendung.

Dieses vom Streite mit sich selbst zur Unmüthigkeit zu erhebende Menschengeschlecht ist noch überdies mit einer willenslosen Natur umgeben, welche sein freies Leben immerfort beschränkt, bedrückt und eingeengt. So mußte es seyn, damit dieses Leben durch eigne Freiheit seine Freiheit gewinne; und diese Kraft und Selbstständigkeit des künftigen Lebens soll, zufolge der göttlichen Idee, fortschreitend sich entwickeln. Dazu bedarf es, daß die Naturkräfte den menschlichen Zwecken unterworfen werden, und, damit man dieses vermöge, daß man die Gesetze, nach denen diese Kräfte wir-

ten, erkenne, und im Voraus ihre Kraftäusserungen zu berechnen vermöge. Ueberdies, nicht bloß nützlich und brauchbar soll die Natur dem Menschen werden, sie soll zugleich anständig ihn umgeben, das Gepräge seiner höhern Würde annehmen, und von allen Seiten daselbe ihm entgegen stellen. Diese Herrschaft über die Natur lag in der göttlichen Idee, und wird auf den Antriebe dieser Idee durch Einzelne, die von ihr ergriffen werden, unaufhörlich erweitert.

Endlich, der Mensch hat seinen Sitz nicht bloß in der Sinnenwelt, sondern die eigentliche Wurzel seines Daseyns ist, wie wir gesehen haben, in Gott. Von der Sinnlichkeit und ihren Antrieben fortgerissen, kann das Bewußtseyn dieses Lebens in Gott sich ihm leicht verbergen, und sodann lebt er, welche edle Natur er auch übrigens seyn möge, in Streit und Zwispalt mit sich selber, in Unfrieden, und Unmüchigkeit, ohne wahre Würde und Lebensgenuß. Erst wie das Bewußt-

seyn der wahren Quelle seines Lebens ihm aufgeht, und er freudig in dieselbe sich taucht, und ihr sich hingiebt, überströmt ihn Friede, Freude und Seeligkeit. Es liegt in der göttlichen Idee, daß alle Menschen zu diesem erfreuenden Bewußtseyn kommen, um das außer dem unschmackhafte endliche Leben mit dem unendlichen zu durchdringen und in ihm zu genießen: drum haben von jeher Begeisterte gearbeitet, und werden fortarbeiten, dieses Bewußtseyn in seiner möglichst reinsten Gestalt unter den Menschen zu verbreiten.

Die genannten Wirkungskphären: die der Geseßgebung, die der Naturkenntniß, und Naturherrschaft, die der Religion, sind die allgemeinen, in denen die göttliche Idee durch Menschen in der Sinnenwelt sich äußert und darstellt. Es ist sichtbar, daß jeder dieser Hauptzweige wiederum seine einzelnen Theile habe, in denen vereinzelt die Idee sich offenbaren könne. Rechnet man nun noch dazu die Wissenschaft der göttlichen Idee, sowohl daß

es eine solche Idee gebe, als die, ihres Inhalts im Ganzen, oder in einzelnen besondern Theilen; ferner die Kunst und Fertigkeit, die klar erkannte Idee in der Sinnenwelt wirklich darzustellen; — welches beides, die Wissenschaft wie die Kunst, doch auch nur durch den unmittelbaren Antrieß der göttlichen Idee erworben werden kann — so haben wir die fünf Hauptarten, wie die Idee in dem Menschen sich äußert.

Die Art der Bildung nun, durch welche, nach der Annahme eines Zeitalters, man zum Besiß dieser Idee, oder dieser Ideen komme, haben wir die gelehrte Bildung, und denjenigen, der durch diese Bildung hindurch wirklich zu dem angestrebten Besitze gekommen, den Gelehrten desselben Zeitalters genannt: und es muß Ihnen durch das heute Gesagte leichter geworden seyn, diesen Ausspruch wahr zu finden, die verschiedenen Zweige der Gelehrsamkeit, die man annimmt, darauf zurückzuführen, daraus abzuleiten, und so unsern Ausspruch anzuwenden.

Dritte Vorlesung.

Vom angehenden Gelehrten überhaupt; insbesondere vom Talente und Fleiße.

Die Idee selbst ist es, welche durch eigene Kraft in dem Menschen ein selbstständiges und persönliches Leben sich verschafft, in diesem selbstständigen Leben sich fortdauernd erhält, und vermittelt desselben die Welt außer diesem persönlichen Leben nach sich gestaltet. Der natürliche Mensch vermag nicht durch eigene Kraft sich zum Uebernatürlichen zu erheben; er muß durch die Kraft des Uebernatürlichen selbst dazu erhoben werden. Dieses sich selbst gestaltende, und erhaltende Leben der Idee im Menschen stellt sich dar, als Liebe: — zuhöderst, der Wahrheit nach, als Liebe der Idee zu sich selber,

selber, sodann in der Erscheinung, als Liebe des Menschen für die Idee. — Dies haben wir in unsrer ersten Vorlesung ausgestellt.

So verhält es sich im Allgemeinen mit aller Liebe; nicht anders im Besondern mit der Liebe zu der Erkenntniß der Idee, zu welcher Erkenntniß der Gelehrte sich erheben soll. Die Liebe der Idee überhaupt für sich selbst, und insbesondere für ihre eigene Klarheit bricht in dem von ihr ergriffenen und als Eigenthum besessenen Menschen hervor als Erkenntniß der Idee; in dem reinen Gelehrten, in einer bestimmten und vollendeten Klarheit; in dem angehenden, anstrebbend diejenige Klarheit, welche sie in diesem Individuum unter diesen Umständen gewinnen kann. — Wir reden, dem — gleichfalls in der ersten Vorlesung vorgezeichneten Plane folgend — zuerst vom angehenden Gelehrten.

In ihm strebet zu allererst die Idee, sich selbst zu fassen in einer bestimmten Gestalt, und sich zum Stehen zu bringen unter dem un-

aufhörlichen Wogen der mannigfaltigen Vorstellungen, die in stetem Wechsel sich in seiner Seele durchkreuzen. Er wird durch dieses Streben ergriffen von der Ahnung eines ihm noch unbekannten und in keinem deutlichen Begriffe von ihm anzuhebenden Wissens, bei jedem von ihm Erfassten fühlend, daß dieses nicht das rechte sey — ohne deutlich aussprechen zu können, was von dem Nichten ihm eigentlich abgehe, und wie das an seine Stelle zu setzende Rechte beschaffen seyn solle. Dieses Streben der Seele in ihm wird von nun an sein eigenes Leben und der höchste, und innigste Trieb desselben, und tritt an die Stelle seines bisherigen sinnlich egoistischen, bloß auf persönliche Erhaltung und thierisches Wohlfeyn gerichteten Triebes; denselben sich unterordnend, und darum vornehmend, als Einzigen und Grund-Trieb. — All' dieses wird ferner, so wie bisher, das gegenwärtige persönliche Bedürfniß seine Befriedigung fordern; nur wird diese Befriedigung nicht mehr also, wie bisher, auch nachdem das

gegenwärtige Bedürfniß gehoben ist, weder der dauernde Gedanke, noch der nicht aus den Augen schwindende Gegenstand auch des ruhigen Nachdenkens, noch die Triebfeder alles Thuns und Lassens des denkenden Wesens bleiben. Wie die sinnliche Natur ihr Recht erhalten haben wird; so wird der befreite, und mit neuer Kraft ausgerüstete Gedanke aus der fremden Welt, in die er herabgezogen wurde, ganz von selbst, und ohne äußere Zundthigung oder Vorlaß wieder zurückkehren in seine Heimath, und sich auf die Bahn begeben, von deren Ziele jenes Geabndete unbekannt ihm entgegenstrahlte. Nach diesem Unbekannten wird er unaufhörllich hingezogen; — in dem Dichten und Trachten darnach verlieren sich seine besten geistigen Kräfte.

Man nennt diesen so eben beschriebenen Trieb nach einem nicht deutlich gekannten geistigen Gienie: und nennt ihn also aus gutem Grunde. Er ist ein Uebernatürliches, nach einem andern Uebernatürlichen Hingiehendes

im Menschen, welches die Verwandtschaft desselben mit der geistigen Welt, und seine ursprüngliche Heimath in dieser Welt andeutet. Ob man nun annehme, daß dieser Trieb, der an sich die göttliche Idee überhaupt, in ihrer ursprünglichen Einheit und Urtheilbarkeit anstreben sollte, gleich ursprünglich, und bei der ersten Erscheinung eines bestimmten Individuum in der Sinnenwelt sich also gestalte, daß dieses Individuum die Idee nur in einem gewissen Berührungspuncte zuerst erfassen, und nur von diesem Berührungspuncte aus in das Ganze allmählig eindringen könne; oder ob man lieber annehmen wolle, daß dieser eigentliche Berührungspunct für das Individuum sich nur während der ersten Entwicklung der individuellen Kraft an dem mannigfaltigen Stoffe, der ihr dargeboten wird, bilde, und jedesmal in demjenigen Stoff falle, der gerade im Momente der sattam entwickelten Kraft derselben durch das Ohnagesähr dargeboten wird: — welches von beiden man annehmen

volle, sage ich; so wird doch in der Erscheinung der wirklich sich äuffernde, und etwas erfassende Trieb immer sich darstellen, als Trieb für eine besondere Seite der Einen an sich untheilbaren Idee, oder — wie man zu folge der Erörterung in unsrer letzten Vorlesung, ohne Mißverständniß zu befürchten, auch sagen kann: — als Trieb für eine besondere Idee in der Sphäre aller möglichen Ideen; oder, wenn dieser Trieb Genie genannt wird, — das Genie wird immer erscheinen als ein besonderes Genie, für Philosophie, Poesie, Naturbeobachtung, Gesezgebung und dergleichen, keinesweges aber bloß im Allgemeinen, als Genie. Dieses besondert Genie ist, nach der ersten Annahme, gleich als besonderes in dieser seiner Bestimmtheit angeboren; nach der zweiten ist es nur im Allgemeinen als Genialität überhaupt angeboren, und lediglich, durch den ohngefährten Gang der Bildung, in Genie für dieses Besondere Fach verwandelt worden. Die Entscheidung

dieses Streites liegt außerhalb der Grenze unserer dermaligen Aufgabe.

Wie er entschieden werde, so leuchtet auf jeden Fall ein im Allgemeinen, die Unentbehrlichkeit der vorläufigen geistigen Bildung, und einer ersten Anweisung, mit Begriffen, und Erkennnissen umzugehen, und zu schalten, damit sich entdecke, ob überhaupt Genie da sey; ferner leuchtet ein im Besondern die Nothwendigkeit, Begriffe von mancherlei Art und Natur an den Menschen zu bringen; damit entweder das angeborne besondere Genie aus ihnen die ihm angemessene Art des Stoffes herausfinde, oder das nicht angeborne in der Mannigfaltigkeit irgend einen besondern sich erwähle. Schon dieser allerersten geistigen Bildung entdeckt sich das künftige Genie. Jener Trieb ist ein Trieb des Wissens, der zuerst auf das Wissen, nur als Wissen, und lediglich um zu wissen, geht, und als Wissbegierde erschmet.

Aber selbst nachdem dieser Trieb sichtbar,

entweder in der regen Verfolgung des uns reizenden Nathiels, oder auch in glücklichen Abnungen zur Lösung desselben, herausgetreten, bedarf es noch immer des fortgeschritten Fleißes, und der ununterbrochenen Fortschung. — Man hat oft die Frage aufgeworfen, ob es das natürliche Talent, oder der Fleiß sey, was in den Wissenschaften am meisten fördere. Ich antworte: beides muß sich vermengen; für sich allein, und ohne das andere taugt keines von beiden. Das natürliche Talent, oder das Genie ist ja nichts weiter, als der Trieb der Idee, sich zu gestalten; die Idee aber hat an sich gar keinen Inhalt oder Körper, sondern sie erbaut sich demselben erst aus den wissenschaftlichen Umgebungen der Zeit, welche lediglich der Fleiß herbeiliefert. Wiederum vermag auch der Fleiß nichts weiter, als diese Umgebungen und Elemente der zu erbauenden Gestalt herbeizuschaffen; — dieselbe organisch zu verbinden, und ihr eine lebendige Seele einzuhauchen, vermag er nicht, sondern dies bleibt lediglich der Idee,

die als natürliches Talent sich offenbaret, überlassen. Daß die in dem wahren Gelehrten zum Leben gekommene Idee in die umgebende Welt eingreife, ist ja der Zweck ihrer Gestaltung. Sie soll das höhere Lebensprincip werden, und die innigste Seele der umgebenden Welt; sie muß darum gerade denselben Körper angenommen haben, den diese umgebende Welt trägt, in demselben, wie in ihrer Behausung wohnen, und jedes Gliedmaß davon mit freier Willkühr nach ihrem jedesmaligen Zwecke bewegen, so wie jeder Gesunde seine eigenen Hände, oder Füße, in Bewegung zu setzen vermag. Bei wem das inwohnende Genie, entweder, weil ihm die Wege zur gelehrten Bildung nicht zugänglich sind, oder weil er aus Trägheit und Hochmüthigem Eigendünkel sie verschmäh't, mit seiner Gestaltung auf halbem Wege stehen bleibt, — zwischen dem und seinem Zeitalter, und — was aus dem letztern folgt — zwischen ihm, und jedem möglichen Zeitalter, und dem ganzen Menschengeschlechte in jedem Punkte

seiner Bildung — ist eine unausfüllbare Kluft besetzt, und die Mittel des wechselseitigen Einflusses sind abgeschnitten. Was auch in ihm wehnen möge, oder strenger ausgedrückt, was auch bei fortgesetzter Bildung in ihn eingeleitet seyn möchte: er kann es weder sich selber, noch andern klar deuten, noch es zur bedachten Regel seines Handelns machen, und so es in der Welt realisiren. Es gebrechen ihm die zwei nothwendigen Bestandtheile des wahrhaftigen Lebens der Idee: die Klarheit, und die Freiheit. Die Klarheit: sein Grundbegriff ist ihm nicht durchsichtig, und in allen seinen Punkten nach allen Richtungen hin zu erweiternd, von der innersten Wurzel an, wo er aus der Gottheit unmittelbar übergeht in seine Seele, bis zu allen Punkten, in denen er eingreift, und sich gestalten muß in der wirklichen Welt, und nach allen besondern Gestalten, die er unter jeder Bedingung annehmen muß. Die Freiheit, welche aus der Klarheit entspringt, und nie ist ohne sie: er erkennt

nicht an jeder Erscheinung, die ihm vorkommt, auf den ersten Blick, die Gestalt, welche in ihr der Begriff nehmen müßte, und das Mittel, dessen man sich dazu bedienen müßte, noch hat er dieses Mittel in seiner freien Gewalt. Man nennt ihn Schwärmer, und dies ist sein rechter Name. — In welchem dagegen die Idee sich vollkommen ausgestaltet, der erblickt aus ihr, als seinem einzigen Lichtpunkte, die ganze Wirklichkeit, und durchblickt sie in demselben Lichte innerlich; was auf seine Idee irgend sich bezieht, versteht er aus ihr, wie es so geworden, was an ihm recht sei, was ihm zum rechten noch fehle, auf welche Weise es recht gemacht werden müßte; und er hat überdies das Mittel dieses Machtmachens in seiner freien Gewalt. Erst sodann ist in ihm die Gestaltung der Idee vollendet, und er ein reifer Gelehrter: — derjenige Punkt, wo der Gelehrte übergeht in den freien Künstler, ist der Punkt der Vollendung des Gelehrten. Daher bedarf es, selbst nachdem Genie sich gezeigt,

und ein sich gestaltendes Leben der Idee sichtbar geworden, bis zur Vollendung dieser Gestaltung, des fertigeſten Fleißes. Daß nach der Vollendung des Gelehrten die Bildungs-Epoche des Künstlers anhebe, daß auch diese des Fleißes bedürfe, daß sie unendlich ſey: liegt nicht im Gebiete unſrer gegenwärtigen Aufgabe, und wir erinnern es nur im Vorbeigehen.

Doch, was ſage ich, daß es auch nach der Erſcheinung des Genies des Fleißes bedürfe: — gleich als ob ich dieſen Fleiß von meiner Verordnungs, von meinem Gutachten, und von meinem Erweiße ſeiner Nothwendigkeit abhängig zu machen, und den fehlenden dadurch hervorzu-bringen gedächte? Vielmehr, wo das Genie nur wirklich eingetreten, da findet ſich der Fleiß von ſelber, und vermehrt ſich in ſteter Steigerung, und treibt den angehenden Gelehrten un-
aufhaltſam fort zu ſeiner Vollendung; wo hin-gegen der Fleiß ſich nicht findet, da war es nicht das Genie, und der Antrieb der Idee, welche zum Vorhinein kamen, ſondern etwas

höchst gemeines und unwürdiges an seiner Stelle.

Die Idee ist nicht ein individueller Zierath, da das Individuum als solches überhaupt nicht in der Idee liegt, sondern sie strebt auszuströmen in das ganze Menschengeschlecht, dieses neu zu beleben, und nach sich umzubilden. Dies ist der beständige Charakter der Idee; und was ohne diesen Charakter ist, ist nicht die Idee. Wo sie daher ein Leben gewinnt, strebt sie, durch ihr eignes inneres, leisenweges durch das individuelle Leben, unwillkürlich nach dieser allgemeinen Wirksamkeit. Sie treibt sonach jeden, den sie nur wirklich ergriffen, wider den Willen und den Dank der persönlich sinnlichen Natur in ihm, und eben als leidendes Werkzeug fort zu dieser allgemeinen Wirksamkeit, zu der Geschäftlichkeit dazu, und zu dem Fleiße, den ihre Erwerbung erfordert. Ganz von selber, und ohne daß es dazu des Vorsatzes der Person bedürfe, hört sie nicht auf zu wirken, und sich zu entwickeln, bis sie

die lebendige, und in die Umgebung eingreifende Gestalt gewonnen, die sie unter diesen Bedingungen gewinnen kann. Wo bei vorhandenen und zugänglichen Mitteln zur Fortsetzung der gelehrten Bildung — denn der zweite Fall, daß diese Mittel nicht vorhanden, oder der Person nicht zugänglich seyen, kommt hier nicht in Betrachtung, — wo, sage ich, im ersten Falle die Person bei dem Selbstbewußtseyn, daß sie etwas der Idee, oder dem Genie ähnliches habe, stehen bleibt, da ist weder Idee, noch Genie, sondern es ist lediglich eine hochmüthige Natur vorhanden, welche vor andern ihres Gleichen mit etwas ungemeinem sich herauspußen wollte. Eine solche Natur äußert sich zunächst in der Selbstbeschaunng ihrer Eigenschaften und Vorzüge, und in dem wollüstigen Verweilen darauf, womit verächtliche Seitenblicke auf die periodischen Eigenschaften und Gaben anderer meistens vereinigt sind; dagegen derjenige, der von der Idee rastlos fortgetrieben wird, keine Zeit übrig behält, an sich selbst zu denken, noch, verloren

mit allem feinen Sinnen in die Sache, sein oder
 anderer Talent für diese Sache abzuwägen.
 Das Talent, wo welches vorhanden ist, sieht,
 — die Sache nemlich, keinesweges aber sieht
 es sich; so wie ein geundes Auge auf das Ob-
 jekt sich h-fert, keinesweges aber nach sich sel-
 ber hinsieht. In solchen daher lebt sicher
 nicht die Idee. — Was ist es denn also, das
 sie belebt, und zu der vielleicht emfigen und
 schnellen Agilität forttreibt, die wir an ihnen
 bemerken? Eben ihr kräftiger Hochmuth und
 Eacendümel, und der verzweifelte Vorsatz, der
 Natur zum Troh, für eine ungemeine Natur
 zu gelten, ist es, was sie begeistert, was sie
 forttreibt und fortspornt, und was ihnen statt
 des Gieute dient. Und was ist denn dasjunge,
 das sie hervorbringen, und was dem gemeinen
 Blicke, der selbst nicht im Reinen und Klaren
 ist, und der besonders auf das ausschließende
 Kriterium alles wahrhaft Idealen, auf Klar-
 heit, Freiheit, Besonnenheit, Künstlergepräg
 nicht achtet, so aussieht, als wäre es Idee:

was ist es? Entweder etwas, das sie selbst auf eigene Hand sich ausgedacht, oder sich einfallen gelassen haben, das sie zwar selbst nicht verstehen, wovon sie jedoch hoffen, daß es neu, frappant, paradox erdrehen, und darum weit glänzen werde, und womit sie sich nun auf gutes Glück auf Abenteuer begeben, in der Hoffnung, daß im Verfolge sie selbst, oder andere einen Sinn darin entdecken werden. Oder auch, sie entlehnen es von andern, sehr künstlich es verdrhend, verschiebend und verschraubend, daß man die erste Gestalt daran nicht so leicht wieder erkennt; schmähen auch wohl aus Vorsicht auf die erste und wahre Heimath des entlehnten, daß dabelst nichts zu holen sey, auf daß Unbefangene ja nicht auf den Gedanken kommen, dort nachzusehen, ob sie nicht etwa selber das Ibride da geholt.

Mit einem Worte: Selbstschauung, Selbstbewunderung und Selbstlobpreisung -- bleibe die letztere auch innerlich, und werde vor dem Auge des Beobachters sorgfältig verborgen.

gen, — und der aus ihnen entspringende Un-
 fleiß und die Verichmähung des in der Nieder-
 lage der gelehrten Bildung schon Verhandelnen,
 zeugen sicher von Mangel an wahrem Talent: sich
 selbst vergessen und verlieren in der Sache, und vor
 ihrem Gedanken zu keinem Gedanken an sich selber
 kommen können, ist die unabtrennbare Begleitung
 jedes wahren Talents. Es folgt daraus, daß
 jedes wahre Talent, besonders auf dem Wege
 seiner ersten Entwicklung, wiewohl auch nach-
 her, und nachdem es zur Reife gekommen, von
 zarter Bescheidenheit und schambaster Jung-
 fräulichkeit umgeben wird. Das Talent selbst
 weiß am allern wenigsten von sich selber; es ist
 schon und wirkt und walidet mit stiller Macht
 fort, ehe es zum Bewußtseyn seiner selbst kommt.
 Wer stets nach sich selber hinsieht, wie es ihm
 anstehe, und was an ihm sey, und zu allererst
 es entdeckt, an dem ist sicher nicht viel.

Hern sey es daher von mir, falls etwa
 hier unter uns ein aufblühendes Talent sich
 finden sollte, die zarte Schaam und Beschei-
 denheit

denheit desselben zu trüben, durch die allgemeine Aufforderung an Sie, sich selber zu prüfen, ob Sie wohl von der Idee ergriffen seyn möchten. Vielmehr widerrathe ich Ihnen dringend, diese auf die angegebene Frage gestellte Selbstprüfung. Und damit dieses nicht als eine Folge bloßer Lehrerklugheit und vielleicht zu weit getriebener Vorsichtigkeit erscheine, sondern als Resultat der absoluten Nothwendigkeit einleuchte, setze ich noch hinzu, daß diese also aufgestellte Frage keiner weder sich selber beantworten, noch von einem andern die sichere Antwort darauf erhalten kann; daß daher bei einer angestellten Selbstprüfung die Wahrheit nicht zum Vorschein kommen, dagegen aber der Jüngling zu jener Selbstschauung, und jenem eigenliebigen Drängen auf sich selber angeführt werde, durch welches auf die Länge jedermann sowohl intellektuell, als moralisch bis auf den Grund verdirbt. Es giebt Zeichen in Menge, an denen man erkennen kann, daß das etwa im Verborgenen vorhandene Talent bei einem

Studirenden noch nicht zum Vorschein gekommen, und wir werden in der Zukunft vermuthlich des Gegensatzes mit dem heute Gesagten Veranlassung finden, die merkwürdigsten anzugeben; aber es giebt nur Ein entscheidendes Kriterium, daß Talent vorhanden gewesen sey, oder daß keines vorhanden gewesen sey; und dieses Eine entscheidende Kriterium ist erst nach dem vollendeten Erfolge anwendbar. Wer da wirklich zu einem vollendeten Gelehrten und Künstler, in dem angegebenen Sinne des Worts geworden ist, seine Welt umfassend aus seiner klar durchschauten Idee, und von dieser Idee aus in jeden Punkt dieser seiner Welt frei einzugreifen vermag, der hat Talent gehabt, und ist von der Idee ergriffen gewesen, und diesem läßt es sich nun auch sagen, daß er davon ergriffen gewesen; wer ohnerachtet des fleißigsten Studiums, dennoch in das reife Alter tritt, ohne sich zur Idee erhoben zu haben, der ist ohne Talent gewesen, und ohne Berührung mit der Idee, und es läßt sich ihm

dieses nunmehr auch sagen: dem aber, der noch auf dem Wege sich befindet, läßt sich keines von beiden sagen.

Es bleibe bei dieser eben so weisen, als nothwendigen Einrichtung der Dinge für den studirenden Jüngling, der durchaus nicht wissen kann, ob Talent in ihm vorhanden sey, oder nicht, nichts anderes übrig, als daß er immer fort handle, als ob welches in ihm vorhanden sey, das doch endlich zum Vorschein kommen müsse, und daß er sich unter alle die Bedingungen, und in alle die Lagen versetze, in denen es zum Vorschein kommen muß, falls es vorhanden ist; daß er mit unermüdetem Fleiße, in treuer Hingebung des ganzen Gemüthes, alle die Mittel der gelehrten Bildung ergreife, die sich ihm darbieten. Den schlimmsten Fall gesetzt, daß am Ende seines Studiums sich finde, es habe aus der ganzen in ihm aufgesaugten Masse der Wissenschaft nichts ein Funke von Idee ihm entgegen gestrahlt, so bleibt ihm doch wenigstens Ein Be-

wußteyn, welches unentbehrlicher ist, als das Genie, und bei dessen Abwesenheit der Besitzer des größten Genie weit weniger werth ist, denn Er: — das Bewußtseyn, daß es nicht an ihm liege, wenn er nicht mehr geworden, und daß der Platz, auf dem er stehen geblieben, der Wille Gottes sey, dem er mit Freuden sich füge. Talent läßt sich keinem anmuthen; denn es ist eine freie Gabe der Gottheit; redlicher Fleiß aber und Ergebung in seine Natur läßt sich jedem anmuthen: auch ist diese gründliche Rechtschaffenheit selbst die göttliche Idee in ihrer allgemeinsten Gestalt, und kein nur redliches Gemüth ist ohne Gemeinschaft mit der Gottheit.

Die mittelst jenes aufrichtigen Strebens nach etwas Höherem erworbenen gelehrten Kenntnisse werden ihn immer zu einem tauglichen Werkzeuge machen für höher gebildete, welche in den Besitz der Idee gekommen. Ebn und ohne Neid und Eifersucht, und ohne ein nagendes Augen nach Höhen, für

die er nicht gemacht ist, wird er diesen sich unterwerfen, und mit der ihm schon zur andern Natur gewordenen Treue ihrer Leitung sich hingeben; also sich erwerbend die Gewißheit, seine Bestimmung erfüllt zu haben, als das letzte und höchste, was in irgend einer Lage der Mensch sich erwerben kann.

Vierte Vorlesung.

Von der Rechtschaffenheit im Studiren.

Soll jemand ein wahrer Gelehrter werden, also daß die göttliche Idee von der Welt in ihm theils dieselbige Klarheit, theils demjenigen Einfluß auf die ihm umgebende Welt gewinne, die sie unter diesen Umständen gewinnen kann, so muß diese Idee selber durch ihre eigene innere Kraft ihn ergreifen und ihn unaufhaltsam fortzuziehen zum Ziel.

Man sieht wie in unserer Beschreibung des Wesens des wahren Gelehrten bei der Schilderung des angehenden Gelehrten oder des Studirenden.

Ist dieser schon wirklich von der Idee ergriffen, oder, was dasselbe heißt, hat er Ge-

nke und wahrhaftes Talent, so ist er über alle unsere Vorleser erhaben; ohne unser, ja ohne sein eigenes Zuthun wird dieses Talent seine Bestimmung in ihm erreichen; auch haben wir, was in diesem Falle zu sagen ist, in der letzten Vorlesung erschöpft.

Aber, wie wir gleichfalls in derselben Lehrstunde eingesehen haben; der angehende Geslehrte kann nie entscheiden, ob er in dem von uns angegebenen Sinne des Wortes Talent habe, oder nicht, noch kann es ein anderer statt seiner, und in seine Seele hinein entscheiden. Es bleibt ihm daher nichts übrig, als mit inniger und vollkommener Rechtschaffenheit also zu handeln, als ob Talent in ihm verbergen wäre, das doch endlich einmal zum Vorschein kommen müsse. Selbst das wirkliche Talent, wo es vorhanden ist, äußert sich gerade so, wie jene Rechtschaffenheit im Studiren; beide fallen in der Erscheinung wiederum zusammen, und kommen vollkommen überein.

Von jenem in Beziehung auf den ange-

henden Gelehrten wenigstens unerforschlichen Merkmale des Talents absehend, haben wir nur die Aeußerungen der Rechtschaffenheit im Studiren vollständig zu erschöpfen, und wir sind sicher, das bestimmte Bild dessen, der auf die rechte Weise studirt, aufgestellt zu haben. Der rechtschaffene Studirende ist für uns der wahre Studirende überhaupt, und beide Begriffe gehen in einander auf.

Die Rechtschaffenheit überhaupt, wie wir gleichfalls damals bemerkten, ist selbst eine göttliche Idee, und es ist die göttliche Idee in ihrer allgemeinsten Gestalt, in der sie alle Menschen in Anspruch nimmt. Sie wirkt daher, so wie die Idee überhaupt, mit ihrer eigenen innern Kraft; ohne Zuthun der persönlichen Liebe des Individuum, ja, vernichtend, so viel sie soll, diese persönliche Selbstliebe, bildet auch sie, eben so wie wir es bisher vom Genie gesagt haben, sich im Menschen aus zu einem eignen Leben, ihn unwiderstehlich fortreibend, und umfassend alles sein Denken und alles

sein Thun. — Sein Thun habe ich gesagt; die Rechtschaffenheit als Idee ist nemlich eine unmittelbar praktische, ein äußeres, scheinbar freies Handeln des Menschen bestimmende Idee; dagegen das Genie zunächst innerlich und auf die Einsicht wirkt. Wer wirklich Talent hat, der wird mit glücklichem Erfolge studiren, und es wird allenthalben Licht und Klarheit aus den durchdachten Gegenständen ihm entgegen quellen: wer Rechtschaffenheit hat im Studiren, dem läßt dieses Glück sich nicht sicher versprechen, aber es wird wenigstens an ihm nicht liegen, daß er es nicht hat, und er wird nichts, was in seinem Vermögen steht, verabsäumen; um dasselbe sich zu erwerben; selbst wenn er des glücklichen Erfolges nicht theilhaftig würde, so hat er sich doch seiner würdig gemacht.

Die Rechtschaffenheit, als lebendige und herrschend gewordene Ansicht, geht auf die individuelle Person dessen, den sie ergriffen hat, und betrachtet diese als stehend unter einer bes

himmten Gesetzgebung, als existirend lediglich um einer gewissen Bestimmung willen, und als Mittel für einen höhern Zweck. Der Mensch soll etwas seyn und thun, sein zeitliches Leben soll ein unvergängliches und ewiges Resultat hinterlassen in der Geisterwelt; jedes besondern Individuum's Leben ein besonderes, ihm allein zukommendes und von ihm allein gefordertes Resultat; so sieht der Rechtschaffene alles persönliche Leben der Menschen in der Zeit an, und so besonders dasjenige Leben, welches ihm am nächsten liegt, sein eigenes; und auf eine andere Weise vermag derjenige, in welchem diese Rechtschaffenheit lebendige Idee geworden ist, das menschliche Leben sich nicht zu denken. Von dieser Ansicht geht er aus, auf sie kommt er stets wieder zurück, nach ihr richten sich alle seine übrigen Ansichten. Nur in wiefern er jenem Gesetze gehorcht, und jene Bestimmung, die er für die seinige erkennt, erfüllt, mag er sich selber dulden und tragen; alles in ihm, was nicht auf jenen höhern Zweck ge-

richtet ist, und nicht als Mittel für desselben Erreichung einleuchtet, verachtet er, hasset er, wünscht er vernichtet. Er betrachtet seine individuelle Person selbst als einen Gedanken der Gottheit, und so eben, wie die Gottheit ihn gedacht, ist seine Bestimmung und der Zweck seines Daseyns. Dies ist mit einem Zuge die Idee der Rechtschaffenheit, ob nun der Rechtschaffene sich gerade dieser oder anderer Worte bediene.

Zwar läßt sich, wie so eben erinnert worden, der bloßen Rechtschaffenheit, als solcher, nicht mit Sicherheit versprechen, daß sie, im Studiren insbesondere, oder für irgend einen andern Zweck, den sie sich im Allgemeinen setzt, einen glücklichen Erfolg haben werde; darin aber äußert auch sie die selbstständige und sicher zu ihrem Ziel fortschreitende Kraft der Idee, und mit Sicherheit läßt sich dem Rechtschaffenen versprechen, daß er in der Rechtschaffenheit selber, ihrer Befestigung und ihrer Erhöhung, einen glücklichen Erfolg haben werde.

Er wird im Fortgange auf dem Wege der
Rechtlichkeit immer weniger nöthig haben, sich
zu ermahnen, und zu ermuntern, und zu kamp-
fen gegen die wiederkehrende böse Lust, son-
dern die recht- und gesetzmäßige Denkart und
Ansicht wird ihm von selbst kommen, und bei
ihm herrschend und zur zweiten Natur werden.
Treibe mit Rechtchaffenheit, was du treibst,
z. B. dein Studiren, falls du studirst; ob es
dir nun mit dem, was du treibst, wie hier
mit dem Studiren, gelingen werde, das über-
lasse Gott; und du überlässest es ihm gewiß,
so gewiß du mit Rechtchaffenheit an das
Werk gegangen bist; mit der Erlangung der
Rechtchaffenheit selber, und noch oben drein
der unerschütterlichen Ruhe, der innern Freu-
digkeit und eines unbesleckten Gewissens wird
es dir unfehlbar gelingen.

Wie gesagt, der Rechtchaffene überhaupt
betrachtet sein persönliches freies Leben als un-
abänderlich bestimmt durch den ewigen Gedan-
ken der Gottheit; der studirende Rechtchaf-

seine insbesondere betrachtet sich selbst, als durch diesen Gedanken der Gottheit dazu bestimmt, daß die göttliche Idee von der Beschaffenheit der Welt ihn ergreife, und in ihm eine bestimmte Klarheit und einen bestimmten Einfluß auf die ihn umgebende Welt erhalte. So sagt er seine Bestimmung auf; denn darin besteht das Wesen des Gelehrten; und so gewiß er mit Rechtschaffenheit, d. h. mit der Voraussetzung, daß die Gottheit mit seinem Leben eine Absicht habe, und daß er alles sein freies Handeln nach dieser Absicht einrichten müsse, an das Studiren gegangen ist, so gewiß hat er vorausgesetzt: es sey der göttliche Wille, daß er ein Gelehrter werde. Es kommt hierbei nicht darauf an, ob wir selbst mit Freiheit und Besonnenheit uns diesen Stand erwählt haben, oder ob andere statt unser ihn gewählt, uns in die Wege der Vorbereitung dazu gebracht, und jeden andern Stand für uns verschlossen haben. Wie könnte jemand in den jugendlichen Jahren, in denen die Waff

des Standes gewöhnlich geschieht, und in den meisten Fällen geschehen muß, die Reise und Besonnenheit haben, um selbst zu entscheiden, ob er, der noch nicht versuchte und entwickelte, Fähigkeit zu den Wissenschaften habe? So wie wir zur Besinnung kommen, ist die Wahl des Standes schon gemacht, sie ist gemacht ohne unser Zutun, weil wir damals nichts dabei zu thun vermochten, jetzt können wir nicht mehr zurück; diese Nothwendigkeit gilt den unabänderlichen Bedingungen, in die unsere Freiheit sich versetzt findet, mithin dem göttlichen Willen an uns, völlig gleich. Wäre in der gemachten Wahl durch andere gescheit worden, so wäre das nicht unser Fehler; wir können nicht entscheiden, ob gescheit worden, und dürfen es nicht voraussetzen: wäre gescheit worden, so wäre es unsere Sache, den Fehler, so viel an uns liegt, wieder gut zu machen. Auf alle Fälle ist es der göttliche Wille, daß jeder in der Lage, in die die Nothwendigkeit ihn gesetzt hat, alles thue, was in derselben geschehen soll. Wir sind in

die Lage gekommen, zu studiren; es ist daher ganz sicher der göttliche Will: daß wir uns betrachten als ansehende Gelehrte, und als alles dasjenige, was in diesem Begriffe liegt.

Dieser Gedanke nun mit seiner unerschütterlichen Gewißheit ergreift und erfüllt die Seele jedes rechtschaffenen Studirenden: — der Gedanke: Ich, wie ich nun heißen mag, diese bestimmte und ausdrücklich bestimmte Person, bin dazu da, und deswegen in das Daseyn gekommen, damit in mir Gottes ewiger Rathschluß über die Welt, von einer andern, bis jetzt völlig verborgenen Seite in der Zeit gedacht werde, und Klarheit gewinne, und in die Welt eingreife, so daß er nie wieder ausgelöscht werden könne; nur diese eine an meine Verantwortlichkeit geknüpfte Seite des göttlichen Rathschlusses ist das wahrhaft Ewige an mir; alles übrige, was ich mir noch beimeße, ist Traum, Schatten, Nichts: nur sie ist das unvergängliche und ewige an mir, alles übrige wird verschwinden in das Nichts, aus welchem

es nur scheinbar, nie aber nach der Wahrheit, hervorgegangen ist. Dieser Gedanke erfüllt seine ganze Seele; ob er nun selbst deutlich gedacht und ausgesprochen werde, oder nicht — alles andere, was da deutlich gedacht, ausgesprochen, gewünscht, gewollt wird, läßt auf ihn sich zurückführen, als seine höchste Prämisse, läßt nur aus ihm sich erklären, und nur unter seiner Voraussetzung sich als möglich denken.

Durch dieses Urprinzip alles seines Denkens wird er sich selber, und wird der Gegenstand seiner Thätigkeit, die Wissenschaft, ihm über alles ehrwürdig und heilig. — Er selber wird sich ehrwürdig und heilig. Nicht etwa, daß er hochmüthig auf die Vorzüglichkeit seiner Bestimmung, den göttlichen Rathschluß zum Theil mit zu denken, und ihn einzuführen in die Welt, vor andern unscheinbareren Bestimmungen, ruhe; diese sich betrachtend aneinandersehe; und darum seine Person für etwas besseres achte, als andere Personen. Erscheint

Die eine Art der menschlichen Bestimmung uns vorzüglicher, als eine andere, so ist das nicht deswegen, weil die Erhabenheit der Individuen, sondern darum, weil die Erhabenheit der göttlichen Idee in der ersten klarer heraustritt. Der Mensch hat gar keinen eigenen Werth, außer dem, daß er mit Treue seine Bestimmung, von welcher Art dieselbe seyn möge, erfülle; und hier können, ganz unabhängig von der Art der Bestimmungen, alle einander gleich kommen. Ueber dieses weiß ja der angehende Gelehrte noch nicht, ob er den eigentlichen Zweck seines Studirens, den Besitz der Idee, erreichen werde, sonach, ob jene erhabene Bestimmung die seine sey; sondern er ist nur verbunden, die Möglichkeit davon vorauszusetzen. Zwar kann der vollendete Gelehrte, von dem wir hier zunächst nicht reden, nachdem er den Erfolg in der Hand hat, seine Bestimmung faktisch erkennen; aber auch für ihn dauern die Anforderungen der von ihm ergriffenen

Idee, auf Ausführbarkeit und Ausführung fort, und sie werden fortauern bis an das Ende seines Lebens, und so wird er nie Zeit erhalten, über die Vorzüglichkeit seiner Bestimmung Betrachtungen anzustellen, wenn auch nicht eben an sich dergleichen Betrachtungen nöthig wären. Aller Hochmuth gründet sich auf das, was man in sich glaubt, — zu seyn, im ruhenden und vollendeten Seyn, und der Hochmuth ist eben darum in sich selbst mächtig, und widersprechend; denn gerade dasjenige, was man ist, und wobei das ewige Werden anhält, ist man wahrhaftig — nicht. Unser wahrhaftiges und unmittelbares Seyn in der göttlichen Idee kommt unablässig vor als Anordnung eines Endes, demnach als Billigung unsers gegenwärtigen stehenden Seins; und so macht die Idee uns wahrhaftig beiderseits, und beugt vor ihrer Majestät uns nieder in den Staub. Der Hochmüthige beweiset durch den Hochmuth selbst, daß er der Demuth mehr, denn irgend ein anderer bedürfte, denn indem er

etwas zu seyn glaubt, zeigt er dadurch, daß er wahrhaftig gar nichts ist.

Der Studirende daher wird durch den aufgestellten Gedanken sich selber heilig und über alles ehrwürdig, nicht in Rücksicht dessen, was er ist, sondern in Rücksicht dessen, was er werden soll, und immerfort sollen wird. Das eigentliche sich selbst Wegwerfen des Menschen besteht darin, wenn er sich zum Mittel macht für ein Zeitliches und Vergänglichliches, und Eocor und Mühe an etwas Anderes zu wenden wäre es, als an das Uavergänglichliche und Ewige. In dieser Rücksicht soll jeder sich selber ehrwürdig und heilig seyn, und so auch der Studirende.

In welchem Zwecke denn, o studirender Jüngling, wendest du diesen Fleiß, welcher, so groß oder gering er sey, doch immer einige Mühe kostet, auf die Wissenschaften? strengest du deine Aufmerksamkeit an, wenn du weit lieber deine Gedanken herumirrwischen liegest, versagst dir so manchen Genuß, wegnimmst dir die

Luft gar nicht fehlt? Antwortest du: damit ich nicht einst darben müsse; damit ich eine gute Versorgung, ein gemächliches Auskommen erhalte, wovon ich mir gütlich thun könne; damit meine Mitbürger mich ehren, und ich leichter sie zur Erfüllung meiner Wünsche zu bewegen vermöge: — Ich frage, wer ist denn dieser Du, für dessen einstige Pflege und Wohlthun du dich so lebhaft interessirtest, und für denselben dich schon jetzt abarbeitest und aufopferst? Es ist noch sehr ungewiß, ob es je zu der gehesten Pflege kommen wird; gesetzt aber, es käme dazu, und du pflegtest dieses Du eine gute Reihe von Jahren hindurch; was wird zuletzt das Ende sein von dem altem? Alle Pflege wird ein Ende haben; und der gepflegte Körper hinfinken, und sich in einen Aschenhaufen verwandeln. Und dafür willst du das einsiedmige, stets in derselben Gestalt wiederkehrende und oft verdrießliche Geschick des Lebens beginnen, und die es noch mit Bedacht, über die Last, die es schon an

sich bei sich hat, beschwerlich machen? Ich wenigstens fange unter dieser Bedingung den Roman gleich bei dem Ende an, und ginge noch heute in mein Grab, in welches ich über kurz oder lang doch gehen muß. — Oder antwortest du, mit löblicherem Anscheine, mir nicht gründlicher, also: Ich will meinen Nebenmenschen nützlich werden, und ihr Wohlsein befördern; so frage ich: Wozu wird denn nun wieder deine Nützlichkeit nützen? Nach einer Reihe von Jahren wird von allen, denen du nützen willst, und wie ich dir das freiwillig zugebe, nützen wirst, kein einziger mehr da seyn, noch den mindesten weitem Nutzen von deiner Nützlichkeit ziehen. Du hast deine Mühe an das Vergänglichte gewendet; sie vergehet und du vergehest mit ihr, und es kommt eine Zeit, wo jede Spur deines Daseyns ausgerottet seyn wird. — So nicht der würdige Studierende, wenn er auch nur mit dem Princip der Rechtschaffenheit an sein Geschäft gegangen ist. Ich bin, sagt er zu sich; aber so ge-

weil ich bin, bin ich da durch einen Gedanken der Gottheit, denn nur sie ist die Quelle des Daseyns, und außer ihr ist kein Daseyn. Was ich durch und in diesem Gedanken bin, das bin ich vor aller Zeit und bleibe es unabhängig von aller Zeit, und dem Wechsel derselben. Dies zu erkennen, weil ich sterben; an dessen Vervollständigung will ich meine ganze Kraft wenden; dann ist sie an das Ewige verwandt, und ihr Resultat bleibt am Ewigen. Ich bin ewig, und es ist unter der Hülle des Ewigen, daß es sich selbst an die Vergänglichkeit verewigt.

Das dunkle Princip wird dem Studirenden auch der Gegenstand seiner Thätigkeit, die Wissenschaft, ehrwürdig. Es kommt dem angehenden Gelehrten bei seinem Eintritt in das Gebiet der Wissenschaften so manches entgegen, was ihm als sonderbar und willkürlich, als geringfährig, als unheimlich sich darstellt; den Glauben seiner Nothwendigkeit, seinen Einfluß auf das gesamte Gebiet der Wissenschaft

ten, welches er selbst noch nicht überschaut, vermag er nicht zu begreifen. Was wäre es überhaupt, das der Anfänger, der erst nur die Theile des Ganzen zusammensetzen soll, aus dem Ganzen, das er noch nicht hat, sich zu erklären vermöchte? Zudem hiebel der Eine das ihm unbegreifliche vernachlässigt, und verzachtet, und so unwissend bleibt; ein Anderer auf blinden Glauben, und in der Hoffnung, daß es schon zu irgend einem Gesichte im Leben nützlich seyn werde, es mechanisch lernt; faßet der Hochschaffene, würdig und edel, es auf in der allgemeinen Idee, die er von der Wissenschaft hat. Was ihm auch verkomme, in jedem Falle gehört es zum Umfange desjenigen, von welchem aus die glückliche Idee ihn zu erlangen bestimmt ist, und zu dem Stoffe, in welchem das Ewige in ihm sich heransbildet und eine Gestalt gewinnen soll. Erscheint demjenigen, dem es an beiden, an Talent, wie an Nachschafftheit gebricht, die Wissenschaft als bloßes Mittel, gewisse irdische Zwecke zu

erreichen; so erscheint sie demjenigen, der auch nur mit rechtschaff-nem Herzen sich ihr weihet, nicht nur in ihren höchsten, und das Göttliche unmittelbar berührenden Zweige, sondern herunter, bis auf die unscheinbarsten Vorbereitungskenntnisse, als etwas in der ewigen Idee der Gottheit selbst gedachtes und beschlossenes, und ausdrücklich für ihn und in Beziehung auf ihn gedachtes, damit sie dadurch ihr Werk an ihm, und mittelst seiner in dem ganzen ewigen Weltssysteme, vollende.

Und so heiligt sich ihm denn immer mehr seine Person durch die Heiligkeit der Wissenschaft, und wiederum die Wissenschaft durch die Heiligkeit seiner Person. Sein ganzes Leben, so unbedeutend es auch äußerlich erscheine, hat innerlich einen ganz andern Sinn, und eine neue Bedeutung erhalten. Was aus diesem seinen Leben auch erfolgen, oder nicht erfolgen möge, immer ist es ein göttliches Leben. Und um dieses Lebens theilhaftig zu werden, bedarf es weder beim Stus

direnden, noch bei irgend einem menschlichen
Geschäfte besonderer Talente, sondern nur des
lebendigen guten Willens, welchem Willen der
Gedanke untrer höheren Bestimmung und uns
rer Unterordnung unter ein ewiges Gesetz,
samt allem, was daraus folgt, schon von
selbst aufgehen wird.

Fünfte Vorlesung.

Wie die Rechtschaffenheit des Studirenden
sich äußere.

Die Vorlesungen, welche ich hiedurch wiederum eröffne, haben unter mancherlei ungünstigen Nebenumständen begonnen. Zuerst, ich wählte einen Gegenstand aus einem Zeitpunkte fest, dessen Hilfe zu erwünschen wohl nicht jeder Studierende vorbereitet gewesen sein dürfte. Ein neu angestellter Lehrer an einer Universität kann nicht sogleich das Maass der im essentialen Umlauf befindlichen wissenschaftlichen Bildung kennen; auch ist es natürlich, daß man voraussetzt, die längst vor uns historisch vorhanden gewesenem Mittel einer solchen Bildung seyen gebraucht worden. Aber

hätte ich auch wissen und voraussetzen können, daß das Publikum im Ganzen zu einer solchen Ansicht nicht hinlänglich vorbereitet sey, ich hätte dennoch meinen Gegenstand nicht anders fassen können, als ich ihn gefaßt habe, oder ich hätte ihn gar nicht berühren müssen. Auf der Oberfläche verweilen, und das schon hundertmal Gesagte nur in einer andern Form wiederholen soll man nicht: wer nichts anderes kann, der thut besser, wenn er ganz schweigt: wer es aber anders kann, der hält es nicht aus, es auf einer Weise zu thun. — Ferner, es mußten die einzelnen Theile dessen, was an sich doch ein systematisches Ganzes ist, durch Zwischenräume von Wochen unterbrochen werden; — und auch für diese Vorlesungen noch ausdrücklich zu erinnern, was ich im Allgemeinen für jeden philosophischen Unterricht vorgeschlagen hatte, daß man das Vorgetragene in seinem Zusammenhange wiederholen, und vor der neuen Vorlesung sich wieder in das Ganze, und in den Geist desselben hineinversetzen solle,

verbot mir der Anstand. Endlich ist der Vortrag in diesen Vorlesungen nicht, wie in meinen übrigen, ganz frei, und sich herablassend zur Vertraulichkeit des Gesprächstones, sondern er ist wörtlich ausgearbeitet, und wird gehalten also wie er nieder geschrieben ist. Auch dies hielt ich der Wohlauständigkeit gemäß, ich wollte diesen Vorträgen auch alle die äußere Bildung geben, welche die von meinen andern Arbeiten übrige, und auf diese zu verwendende Zeit verstattete. Öffentliche Vorträge sind freie Gaben eines akademischen Lehrers; und zum Geschenke giebt der nicht unedle gern das Beste, was er zu geben vermag.

Die beiden zuletzt erwähnten Umstände lassen sich nicht aufheben, und es bleibt Ihnen nichts übrig, als sie aus ungünstigen in für Sie günstige zu verwandeln. Der erste ist für diejenigen, welche meine Privat-Vorlesungen besuchen, durch die letzten Lehrstühle derselben, über den Unterschied der philosophischen Ansicht von der historischen, gehoben: und ich halte

dafür, daß diese Lehrgänge Sie zum Fassen derjenigen Ansicht, welche wir hier von unserm Gegenstande nehmen, satzsam vorbereitet haben. Ich will heute zuvörderst das hier behandelte Ganze in die Form, welche Sie dort haben kennen lernen, aufnehmen, es in dieser Form vorzeigen und von ihr aus wiederholen.

Was es auch irgend sey, das der Mensch seiner Betrachtung unterwerfe, so kann es betrachtet werden auf eine doppelte Weise, und gleichsam mit einem doppelten Innenorgan: entweder historisch, durch die bloße innere Betastung, oder philosophisch, durch das innere Auge; und auf dieselbe doppelte Weise läßt sich auch derjenige Gegenstand, welchen wir hier untersuchen, das Wesen des Gelehrten, auffassen. Die historische Ansicht faßt die vorhandenen Meinungen über den Gegenstand auf, versucht unter ihnen die allgemeinste und herrschendste auszulesen, stellt diese hin als Wahrheit, erhält aber nichts wahres, sondern lauter Wahn. Die philosophische erfasset die

Dinge, so wie sie an sich sind, d. i. in der Welt des reinen Gedankens, welcher Welt Urprinzip Gott ist; demnach also, wie Gott sie denken müßte, falls ihm ein Denken beizulegen wäre. Welches ist das Wesen des Gelehrten, als eine philosophische Frage, bedeutet daher folgendes; wie müßte Gott das Wesen des Gelehrten denken, falls er dächte. In diesem Geiste haben wir die aufgestellte Frage genommen, und in diesem Geiste sie folgendermaßen beantwortet. Zuvörderst; Gott hat die Welt überhaupt gedacht, nicht nur wie sie ist, und sich findet, sondern auch also, wie sie sich durch sich selbst weiter gestalten soll; außerdem, was sie ist, liegt in dem göttlichen Gedanken von ihr noch das Prinzip einer ewigen Fortentwicklung, und zwar einer Fortentwicklung aus dem höchsten, was in derselben sich findet, aus den vernünftigen Wesen in ihr, vermuthet derselben Freiheit. Sollen nun diese vernünftigen Wesen jenen göttlichen Gedanken von der Welt, wie sie werden soll, durch ihre freie That rea-

liffen, so müssen sie vor allem voraus ihn selbst fassen und erkennen. Auch dieses Fassen und Erkennen jenes ersten göttlichen Grundgedankens vermögen sie nicht, außer zufolge eines zweiten göttlichen Gedankens, daß sie, eben diese, denen es verlichen wird, jenen Gedanken fassen sollen. Dingen nun, welche in dem göttlichen die Welt erschaffenden Gedanken als gedacht sind, daß sie jenen ersten göttlichen Grundgedanken, zum Theil, fassen sollen, sind in ihm als Nicht: gedacht; und umgekehrt, Nicht: und nicht, und sie sind, wo sie sind, wirklich nur durch den göttlichen Gedanken; und sie sind in dem göttlichen Gedanken solche, welche Gott seinen Grundgedanken von der Welt zum Theil nach denken; Gesetze insbesondere, in wiefern sie durch die in jedem Zeitalter, auch nicht ohne den göttlichen Gedanken, vorhandenen Mittel der höchsten gemüthlichen Bildung, zu jenem Denken sich erheben haben.

Jener göttliche Gedanke von dem Men-

sehen, als einem Gelehrten, muß nun selbst den Menschen ergreifen, und seine innige Seele, das wahre eigentliche Leben in seinem Leben werden. Dies kann geschehen auf zweierlei Art und Weise, entweder unmittelbar, oder mittelbar. Ergreift jener Gedanke den Menschen unmittelbar, so gestaltet er sich in ihm durchaus durch sich selber, ohne alles andere Zutun, zu einer solchen Erkenntniß des göttlichen Weltplans heraus, wie sie in diesem Individuum heraustreten kann; alles sein Denken und Treiben geht von selber auf dem geradensten Wege fort zu diesem Ziele; was er auf diesem Boden thut, ist gut und recht, und ohne Fehl, denn es ist selbst unmittelbar göttliche That. Diese Erscheinung nennen wir Genie. Nun läßt es sich im einzelnen Falle nie entscheiden, ob ein Individuum unter diesem unmittelbaren Einflusse des göttlichen Gedankens stehe, oder nicht stehe.

Oder der zweite, und allgemein anwendbare Fall; der göttliche Gedanke von dem Individuum

Individuum als Gelehrten, ergreift den Menschen und begeistert und belebet ihn nur mittelbar. Er findet sich durch seine Lage, die er als, ohne sein Zuthun bestimmt, für den Gedanken der Gottheit anerkennen muß, in der Nothwendigkeit zu studiren. Er ergreift diese Bestimmung — eben vermittelst des Denkens, daß sie der göttliche Gedanke von ihm und über ihn sey, mit Rechtsschaffenheit; denn also nennt man das Denken, daß Gott eine Absicht mit unserm Daseyn habe. Durch dieses Umschaffen seiner Bestimmung, nicht, daß sie eben überhaupt also sey, sondern daß sie also sey allein und lediglich durch den göttlichen Gedanken, wird ihm sowohl seine Person, als sein Geschäft die Wissenschaft, über alles ehrwürdig, und heilig. Der letzte Gedanke war es, den wir in der vorigen Vorlesung auseinander setzten, und aus welchem wir heute weiter zu folgern gedenken.

Dieser Gedanke der Ebedlichkeit und Heiligkeit seiner Bestimmung ist die Seele seines

Lebens, der Trieb, der alles hervortreibt, was aus ihm hervorgeht, der Aether, in welchen alles sich taucht, was ihn umgibt. Seine Aeußerungen und Erscheinungen in der Sinnenwelt werden denn ohne weiteres jenem Gesetzen gemäß. Er will nicht mit ihm übereinstimmend handeln, ermahnet, treibet, nöthiget sich nicht zu einem solchen Handeln, sondern er kann gar nicht anders handeln; sollte er ihm widerstreitend handeln, so würde er dazu sich ermahnen, treiben und nöthigen müssen, und es würde ihm doch nicht gelingen.

Fassen Sie dieses fest in Ihre Seele, hier beim Uebergange von der Idee eines rechtschaffenen Studirenden zu seiner äußern Erscheinung. Unsere Sittenlehre, falls es Sittenlehre ist, was wir hier vortragen, — unsere Sittenlehre befiehlt nicht: eben so, wie alle Philosophie, hält auch sie sich innerhalb der Gleichmäßigkeit und Nothwendigkeit, und beschreibt bloß, was da folgt und was nicht folgt. Könnte diese Sittenlehre einen Wunsch nach außen sich er-

lauben, und einen Erfolg hoffen, so wäre es nur der, die Quelle des Gutes aus dem trocknen und harten Felsen heraus zu schlagen, welche sodann von selber fortströmen würde, in ihrer ursprünglichen Reinigkeit; die Säfte des Stammes innerlich zu verbessern; — keinesweges aber durch eitle Künste ihm fremde Früchte anzuhängen, welche aus diesem Holze nicht wachsen können. Ich werde darum vieles, das hieher zu gehören scheinen könnte, gar nicht berühren, ich werde von manchem, das ich berühre, mit einer unerwarteten Milde sprechen; keinesweges, als ob ich nicht wüßte, daß eben dasselbe auch andere Ansichten leidet, und daß in diesen Ansichten härter davon gesprochen werden muß, sondern weil ich hier das Wirkliche nur an die Heiligkeit des Ideals halten will, das in gewisse Tiefen des Verfalls gar nicht herunter gezogen werden muß. Mag äußerer Sittenmeister seyn, wer da will; wir wollen hier mit der Gemeinheit, für welche äußere Antriebe auch Antriebe sind, gar nicht in Berührung treten.

Die Auffassung seiner Bestimmung als eines göttlichen Gedankens, mache dem Studirenden seine eigene Person heilig und ehrwürdig, haben wir zuvörderst gesagt. Diese Ansicht seiner Person wird in seinem äußerlichen Leben sich zeigen ganz von selber, und ohne daß er es zu wollen, oder daran zu denken braucht: in heiliger Unschuld und Unbefangenhait, ohne daß er es selbst so eigentlich weiß, indem ein anderes Leben gar nicht in seinen Gesichtskreis fällt. ■

Um sein Leben mit einem Zuge zu beschreiben: es flieht die Verührung mit dem Gemeinen und Unedlen. Wo dieses an ihn trifft, treibt es ihn zurück: so wie jene bekannte zarte Pflanze vor der Verührung des Fingers sich zurück zieht. Wo es gemein und unedel hergeht, da findet ihr ihn nicht: es hat ihn zurück getrieben, ehe es ihm recht nahe kam.

Was ist gemein und unedel? — So fragt nicht Er; ihn lehret es unmittelbar in jedem einzelnen Falle sein innerer Sinn. Wir nur

fragen so, um sein schönes Leben zu beschreiben und an dem Bilde desselben uns zu ergötzen.

Gemein und niedel ist, was die Phantasie herunterzieht, und den Geschmack für das Heilige abtumpft. Sage mir, worauf deine Gedanken, wenn du nicht mehr mit straffer Hand sie nach einem Ziele harrichstest, sondern ihnen zur Erholung erlaubst, frei zu schweifen, — worauf sie sodann fallen, wenn sie von selbst, als in ihre geliebteste Heimath leben, woran du dich in der innersten Tiefe deines Gemüths erachtest, wenn du dich ergötzen willst; und ich will dir sagen, was für einen Geschmack du hast. Fallen sie auf das Göttliche, und auf alles dasjenige in der Natur, und in der Kunst, worin dieses Göttliche in seiner imposanten Majestät am unmittelbarsten sich ausdrückt, so ist dir das Göttliche most furchtbar, sondern befreundet, du hast an ihm Geschmack, und es ist dein liebster Genuß. Ziehen sie, gesetzt auch, du hättest bis jetzt mit Kraft ihre Richtung auf ein ernsthaftes Ziel durchgesetzt,

los gebunden, wieder zum Brüten auf herrlichen Ergänzungen, und zum Spiele mit ihnen, so hast du nur am Gemeinen Geschmack, und du mußt die Thierheit einladen in die innerste Tiefe deines Gemüths, wenn es dir in demselben recht wohl seyn soll. Nicht so der edle studirende Jüngling. Seine durch Fleiß und Anstrengung ermatteten Gedanken, kehren, so wie sie entlassen werden, zum Heiligen, Großen, Erhabenen zurück, um in ihm auszuruhen, an ihm sich zu erneuern, und zu neuen Anstrengungen sich wieder zu gebären. In der Natur, so wie in den Künsten, in der Poesie, der Musik, sucht er für sich das Erhabene heraus, und das im großen und imposanten Style; in der Poesie z. B. und in den Redekünsten, die erhabenen Stimmen der Vorwelt, und von den Neuern nur dasjenige, was in dem Geiste der Alten empfangen und geboren ist. Ideenlose Spiele, in denen die Form der Künste mißbraucht wird, um nichts auszudrücken; oder wohl gar Produkte, deren Ef-

fest auf die ehlerische Sinnlichkeit der Menschen berechnet ist, und die dadurch zu gefallen streben, daß sie diese aufregen und erwecken, kommen an ihn nicht. Er braucht nicht erst zu bedenken, wie schädlich sie ihm werden können; sie gefallen ihm nur eben nicht, und er kann ihnen keinen Geschmack abgewinnen.

Wohl mag des gereiften Alters Gedanke auf dem verkehrten anruhen, um dasselbe in der Evidenz seiner Verkehrtheit zu erblicken, und zu belachen. Er ist gegen die Ansteckung davon befestigt. So nicht der zartere Jüngling; darum treibt eine geheime Stimme ihn ganz davon zurück. Der reife Mann, der nicht mehr bloß sein Ideal bilden, sondern dasselbe einführen soll in die wirkliche Welt, bekommt es mit der Verkehrtheit zu thun, und muß dieselbe in ihren geheimgen Falten, Krümmungen und Wendungen kennen; aber er kann dies nicht, ohne sie zu betrachten. Auch ermattet und stumpft sich ab der Haß gegen das Gemeine durch die Zeit, und die Erfahrung, daß

der Thorheit in der Welt doch nie weniger werde, und daß fast der einzige sichere Vortheil, den man von ihr ziehen kann, der ist, über sie zu lachen. So kann der Jüngling das Leben nicht betrachten, und so soll er es nicht betrachten. Jedes Alter des Lebens hat seine Bestimmung. Gutmüthiges Belächeln des Gemeinen ist die Sache des gereiften Mannes; die Sache des Jünglings ist ernsthafter Haß desselben: und keiner wird dahin kommen, es wahrhaft frei, und rein bleibend zu betrachten, und zu belächeln, der nicht damit angehoben hat; es zu fliehen und zu hassen. Nur das jugendliche Alter ist der Scherz nicht gemacht, und es sind schlechte Menschenkenntner, welche dieses glauben; wo die Jugend schon im Spiele zerfließt, da wird es nie zum Ernste und nie zum wirklichen Daseyn kommen. Der Antheil des Jünglings am Leben ist der Ernst und das Gehabene; dem reifern Alter erst nach einer solchen Jugend geht das Schöne auf, und mit demselben der Scherz mit dem Gemeinen.

Gemein und unedel ist ferner, was die Kraft des Geistes schwächt. Ich will den Willkürhagang nennen; die Trunkenheit zu nennen, oder die Wollust, ist unter der Würde dieser Betrachtungen. — So da zu stehen, oder zu sitzen, ohne irgend etwas zu treiben; dumpf und gedankenlos den Raum um uns herum anzuschauen, macht auch auf die Zukunft dem Menschen eunopf. Jener Hang zum Nichts ist, zum geistigen Todten, wird Gewohnheit, und wird andere Natur. Er überfalle uns im Arbeiten, oder im Zuhören, macht eine Lücke von Nichts in das zusammenhängende Ganze, tritt zwischen ein zwischen zwei Begriffe, die wir verknüpfen sollen; und nun vermögen wir nicht das allerleichteste und allerbegreiflichste zu begreifen. Wie dieser Zustand das jugendliche Alter betreffen könnte, kann so gar demjenigen, der alles durchdringt, und versteht, unverständlich bleiben; und es dürfte in den meisten Fällen nicht täuschen, wenn man noch auf andere verderbtere Gebrochen, als den Grund

davon, schlösse. Die Jugend ist das Alter der sich erst entwickelnden Kraft: allenthalben sind noch Triebe und Prinzipie übrig die in neuen Schöpfungen aufzugeben bestimmt sind: der Jugend eigentlicher Charakter ist rastlose nie unterbrochene Thätigkeit; natürlich und sich selbst überlassen kann sie nie ohne Verwahrlosung seyn. Die Trägheit zu erkliden ist der Ausblick des Winters mitten im Frühlinge, der Anblick des Erstarrens und Verwelkens der so eben erst aufkeimten Pflanze. Wäre es natürlicher Weise möglich, daß diese Trägheit den rechtschaffenen, außerdem schuldlosen studirenden Jüngling befiel, so würde er sie durchaus nicht an sich dulden. Auf seine Geisteskraft ist in dem ewigen Gedanken der Vortheil gerechnet, sie ist darum sein theuerstes Kleinod, und er wird deswegen sie nicht noch vor ihrer Anwendung erstarren lassen. Er wacht unaufhörlich über sich selbst, und leidet es nicht, daß er unbeschäftigt sey. Nur einen kurzen Zeitraum dieser Anstrengung bedarf es, und es geht weit

terhin alles von selbst; denn zum höchsten Glück gewöhnt man sich eben so, und noch leichter, weil sie natürlicher ist, an die Thätigkeit, als an den Unfleiß; und nach einer in anhaltender Beschäftigung zugebrachten Periode, vermag man fernerhin nicht ohne Geschäftigkeit zu leben.

Unedel und gemein ist endlich dasjenige, was den Menschen der Achtung für sich selber, des Glaubens an sich selbst, und des Vermögens, zuverläßig auf sich sich selbst und seine Vorsätze zu rechnen, beraubt. Nichts ist zerstörender für den Charakter, als wenn man selbst seinen eignen Vorsätzen nicht mehr glauben kann, weil man sich so oft vorgenommen hat, und immer wieder vorgenommen hat, was man doch niemals vollführet. Dann geräth der Mensch in die Nothwendigkeit, sich selbst zu entlieben, und niemals einzufehren in sein Inneres, weil er sich vor demselben schämen müßte, vor seiner Gesellschaft sich mehr zu hüten, als vor seiner eignen, und recht vorsätz-

lich sich in Zerstreuung und Selbstentfremdung hineinzuwerfen. So nicht der edle studirende Jüngling; er hält sich immer Wort, und was er sich aufgegeben hat, das führt er sicher aus, sey es auch nur deswegen, weil er es sich aufgegeben hat. — Aus demselben Grunde, weil der eigene Vorsatz, und die eigene Einsicht ihn leiten soll, giebt er sich nicht hin zum Elaven anderer, oder auch der gemeinen Meinung. Es ist ohne Zweifel das allerniedrigste, wenn der Mensch aus zu großer Gefälligkeit, welche im Grunde Feigheit, und Muthlosigkeit ist, oder aus Trägheit, sich selber zu rathen, und bei sich selber die Maximen seines Verhaltens einzuholen, sie sich von andern geben läßt, und diesen mehr glaubt, denn sich selber. Ein solcher hat gar kein Selbst in sich, und glaubt an kein Selbst in ihm selber, sondern er geht stehend bei andern herum, und bittet sie, einen nach dem andern, ihm das übrige zuleihen. Wie könnte ein solcher sich für ehrwürdig und heilig halten, da er sich nicht einmal kennt, noch anerkennt?

Der rechtschaffene Studirende macht sich nicht zum Sklaven der gemeinen Meinung, habe ich gesagt; demehrerachtet aber fügt er sich der hergebrachten äußern Sitte, wo dieselbe indifferent ist, eben darum, weil er sich selber ehrt. In diese Sitte wächst ja der Jüngling von Erziehung von selbst hinein: sollte er sich davon entfernen, so müßte er sich es zuerst vornehmen, und durch Sonderbarkeiten und Auffallenheiten sich auszeichnen und bemerkbar machen wollen. Wo sollte er, dessen Zeit durch wichtigere Dinge in Beschlag genommen ist, auch nur die Zeit hernehmen, um über solche Gegenstände nachzudenken; und ist denn die Sache so wichtig, und giebt es denn gar nichts anders, wodurch er sich auszeichnen könne, daß er zu solchen Dingen seine Zuflucht nehmen müsse? Nein, denkt der edle studirende Jüngling, ich bin dazu da, um wohl in schwerere Dinge mich zu finden, als die äußere Sitte ist, und es soll nicht aussehen, als ob ich zu ungeschickt sey, um in diese mich zu finden. Um

einer solchen Geringfügigkeit willen will ich mich, und meinen ganzen Stand von Lieblosen nicht verachten und hassen, von Bessergesinnten nicht gutmüthig belächeln lassen; meine Mitbürger anderer Stände, und des gleichen Standes, meine Lehrer, meine Vorgesetzte, sollen mich als Menschen, in jedem menschlichen Verhältnisse, ehren, und respektiren können.

Und auf diese Weise fließet denn in jeglicher Rücksicht das Leben des studirenden Jünglings, welcher sich selbst achtet, unbescholten und liebenswürdig dahin.

Sechste Vorlesung.

Ueber die akademische Freiheit.

Wir wurden am Schlusse der vorigen Vorlesung in der Betrachtung eines Studirenden, dem durch die Ansicht seiner Bestimmung als eines göttlichen Gedankens seine eigene Person heilig geworden, auf die äußere Einteilung desselben geführt. Es hängt mit diesem Gegenstande zusammen ein häufig vorkommender, selten aber gehörig durchdachter Begriff; der Begriff von akademischer Freiheit der Studirenden. Zwar liegt sehr vieles von dem, was man bei Erörterung dieses Begriffs zu sagen hätte, unter der Würde dieser Betrachtungen, und erst im Fortgange werden wir ein Mittel finden, ihn auf unsern Standpunkt zu erheben. Ich kann daher nicht nur gern verstat-

ten, sondern ich muß sogar bitten, die Erörterung dieses Begriffs, die ich heute zu vollziehen gedachte, für eine bloße Episode in dem Ganzen, welches ich hier vortrage, aufzunehmen. Einen Gegenstand jedoch, auf den man bei einer Betrachtung über das sittliche Verhalten Studirender beinahe unwillkürlich gedrungen wird, ganz zu übergehen, hielt ich um so weniger für zweckmäßig, da man gewöhnlich die Verührung desselben scheut, und daran ganz wohl thut, indem diese so leicht in Polemik, oder in Satyre ausarten kann, vor welchen beiden wohl der in diesen Vorlesungen angegebene Ton uns sichern wird.

Also, was ist akademische Freiheit: die Beantwortung dieser Frage ist unsre heutige Aufgabe. — So wie jeder Gegenstand aus einem doppelten Standpunkte angesehen werden kann, theils historisch, theils philosophisch, so kann es auch der unsrer dermaligen Untersuchung. Fassen wir ihn zuerst aus dem historischen Standpunkte, d. h. untersuchen wir,

wir, was diejenigen, die zuerst eine akademische Freiheit verstatet und eingeführt haben, dabei sich gedacht haben mögen.

Akademien sind von jeher gedacht worden als höhere Schulen, im Gegensatz mit den niedern, vorbereitenden Schulen, oder den eigentlich sogenannten Schulen; und so der Studierende auf der Akademie im Gegensatz mit dem Schüler. Die Freiheit des ersten konnte daher nur gedacht werden, als Befreiung von einem Zwange, unter welchem der letztere stand. Der Schüler z. B. mußte in einer bestimmten Kleidung, welche seinen Zeitaltern die Würde des U-fürigen Gelehrten bezeichnete, in die Klasse kommen, er durfte seine Lehrstunden nicht versäumen, er mußte noch manche andere Pflichten, die jenen Zeitaltern für eine Art von stellvertretendem Gottesdienste der angehenden Geistlichen, zu denen in der Regel der Studierende sich bestimmte, galten, übernehmen, z. B. das Chorsingen. In allen diesen Rücksichten wurde strenge und ununterbrochene Auf-

sicht über ihn gehalten, und der Uebertretende sehr oft auf eine unetle Weise gestraft; und zwar waren die Aufseher und Richter die Lehrer selbst. Indes entstanden Universitäten; und die übrige, ungelehrte Welt dürfte sehr geneigt gewesen seyn, dieselben unter eben die Verfassung zu bringen, welche sie an gelehrten Bildungsanstalten allein kannte, und an den Schulen vor sich sah. Dennoch erfolgte es nicht also, und es war unmöglich, daß es also erfolgen konnte. Die Meister der ersten Universitäten waren Gelehrte von ausgezeichnetem Talente und Kraft, mit welcher sie durch die finstern Umgebungen ihres Zeitalters sich zu den Einsichten hindurch gearbeitet hatten, die sie befaßen; sie waren von ihrer Wissenschaft eingenommen, und lebten in derselben; sie waren mit einem glänzenden Ruhm umgeben, und wurden in den Zirkeln der Großen geachtet, verehrt, wie Orakel befragt. Sie konnten keinesweges geneigt seyn, sich zu dem Geschäfte eines Aufsehers, und Pädagogen ihrer Zuhörer

herunter zu lassen. Es kam dazu, daß sie die Lehrer an den modern Schulen, aus deren Klasse sie selbst durch ihre eigene Kraft sich empor geschwungen hatten, in einem hohen Grade verachteten, und schon deswegen dasjenige nicht treiben, und darin nicht glänzen mochten, worin jene glänzten. Ihr Ruf versammelte hunderte und tausende aus allen Ländern Europas um sie herum, und zog sie in ihre Hörsäle; durch die Menge ihrer Zuhörer wuchs abermals ihr Ansehen, zugleich auch ihre Einkünfte, und sie konnten nicht geneigt seyn, auf irgend eine Weise denen, die ihnen dieses alles verschafften, beschwerlich zu fallen. Ueberdies, wie konnten junge Männer, welche sie nur im Vorbeifuge, unter hunderten ihres gleichen, kennen lernten, und welche nach einem halben oder ganzen, oder einigen Jahren wieder in ihr entlegenes Vaterland zurückkehrten, sie näher interessiren, und ihnen am Herzen liegen. Weder ihre Eitelkeit, noch ihr Fortschritt in den Wissenschaften verschlug ihnen et-

was; und damals war die Erfindung eines bekannten lateinischen Sprichworts, das vom Geld nehmen, und ins Vaterland schicken *resdet*, sehr natürlich. Die akademische Freiheit, als Befreiung vom Schulwange und von aller Aufsicht der Lehrer über die Zuchtlichkeit, den Fleiß und die wissenschaftlichen Fortschritte der Studierenden, welche für diese Lehrer bloß und lediglich Zuhörer wurden, war entstanden.

Dies ist die eine Seite der Ansicht. Es läßt sich erklären, und unter der Voraussetzung eines nicht sehr hohen Grades von Eitellichkeit, natürlich finden, daß diese Stifter der ersten Universitäten also dachten, und daß ein Theil dieser Denkart durch die seit dem vergangenen Jahrhunderte bis auf uns herabgekommen ist. Oben wir aber jetzt an die andere Seite der Ansicht.

Was wäre denn an den Studierenden, die sich unter einem solchen Begriffe von akademischer Freiheit ihrer Lehrer befreit gewußt hätten, natürlich gewesen und vernünftig? Etwas.

daß sie sich durch diese Gleichgültigkeit ihrer Lehrer für ihre künftige Würde und für ihre wissenschaftliche Vervollkommenung noch höchlich gehet aufsunden hätten, und daß sie diese Gleichgültigkeit als ein heiliges Recht gefordert hätten? Ich sollte es nicht glauben; denn diese Gleichgültigkeit ist Verachtung und Geringschätzung der Studierenden, und es ist beleidigend, ihnen durch sein Verfahren unter das Gesicht zu lauern: es ist nur gleichgültig, was aus euch wird oder nicht wird. Wäre etwa das natürlich gewesen, daß sie aus der Unbesorgtheit anderer um ihre Eitelkeit, und die Regelmäßigkeit ihres Stipendiums geschlossen hätten, daß auch sie selber es damit halten könnten, wie sie wollten, und wäre das vernünftig gewesen, wenn sie ihre akademische Freiheit in das Recht gesetzt hätten, unzüchtig und gotteslästerlich zu seyn? Ich sollte es nicht glauben. Vielmehr würde das vernünftig gewesen seyn, wenn sie aus diesem Mangel fremder Aufsicht geschlossen hätten, daß sie sich selber in desto

strengere Aufsicht nehmen müßten, und aus dieser Befreiung von äußern Antrieben, für sich die Pflicht gezogen hätten, sich selbst desto kräftiger anzutreiben, und desto unablässiger über sich zu wachen, und wenn sie so die akademische Freiheit sich gedacht hätten, als die Freiheit aus eigenem Entschlusse das anständige und zweckmäßige zu thun.

In Summa, und um das Resultat zu ziehen: die akademische Freiheit der Studirenden, dieselbe historisch und nach ihrer faktischen Einführung in die Welt genommen, zeigt in ihrer Entstehung, in ihrem Fortgange und in ihrem noch bestehenden Resten, eine ungehörliche Geringschätzung des ganzen Standes der Studirenden, als eines höchst unbedeutenden Standes; und derjenige Studirende, der durch diese Freiheit sich geehrt findet, und sie als ein Recht in Anspruch nimmt, befindet sich in einer höchst sonderbaren Täuschung; er ist übel berichtet, und hat gewiß noch nie ernsthaft über den Gegenstand nachgedacht. Es mag

dem reiferen gutdenkenden Manne, der allemal ein Liebhaber des Lebens und der Jugend ist, gar wohl ansehn, daß er über manche Ungebildetheit, manche Ungehörigkeit, manchen Fehltriff der noch nicht gezügelten Kraft hinweg sehe, gutmüthig darüber lächle, und denke, mit den Jahren wird der Verstand wohl kommen; aber dem Jünglinge, der durch dieses Urtheil sich geehrt fände, und dasselbe als sein eignes, ihm zugehöriges Recht forderte, ließe wenigstens ein zartes Ehrgefühl sich nicht wohl beimessen.

Betrachten wir jetzt denselben Gegenstand, die akademische Freiheit der Studirenden, mit dem philosophischen Sinne, wie sie seyn sollte, und unter gewissen Bedingungen auch seyn könnte, und was sich daraus ergeben wird, wie die faktisch vorhandene akademische Freiheit von dem würdigen, seine Bestimmung verstehenden, und sie ehrenden studirenden Jünglinge genommen werde. Dahin will ich den Weg zu dieser Einsicht durch folgende Sätze:

1) Das Gesetz beschränkt die äußere Freiheit der Bürger in allen möglichen Richtungen und nach allen möglichen Seiten hin, — je vollkommener es ist, desto mehr: und das soll es eben thun, denn darin steht seine Bestimmung. Es läßt daher der innern Freiheit und der Sittlichkeit der Bürger durchaus keine Sphäre übrig, in der sie äußerlich erscheinen und sich darthun könne, und es soll ihr keine solche Sphäre übrig lassen. Alles, was da geschehen soll, findet sich geboten, bei Strafe; was unterlassen werden soll, findet sich verboten, gleichfalls bei Strafe. Jede innere Versuchung zur Unterlassung des gebotenen, oder zur Verübung des verbotenen findet in dem Bewußtseyn des Bürgers sein bestimmtes Gegenwärtiges an der festen Ueberzeugung, daß er, falls er der Versuchung nachgibt, dafür das und das bestimmte Uebel erleiden werde. Man sage nicht: also vollständig umfassend sind die bestehenden Gesetzgebungen nicht, auch ist weder die Aufsicht noch die Verwaltung des Reich-

veranlaßt irgendwo so unsichtbar, daß jedem Vergehen seine bestimmte Bestrafung sicher seyn könne: ich weiß dieß, aber so wie ich gesagt, soll es dennoch seyn, und so soll es immer mehr und in einem weit höhern Grade werden. Auf die Moralität der Menschen darf die Gesetzgebung nicht rechnen, indem von einer so unzuverlässigen Sache die absolut zu fordernde Freiheit und Sicherheit aller, innerhalb der ihnen angewiesenen Sphäre, nicht abhängig gemacht werden darf. Für den Gerichten giebt es freilich unter keiner möglichen Gesetzgebung ein Gesetz: das zu verbotende will er ohnedies nicht, auch wenn es nicht verboten wäre, und das Rechte und Gute will er ohnedies, ohne alle Rücksicht auf das Gebot; er ist nie zum Vergehen versucht, und so tritt auch die Verstellung von der zu erwartenden Strafe nie in sein Gemüth ein. Er hat das Bewußtseyn seiner Sittlichkeit, und an diesem Bewußtseyn derselben ihren Lohn in sich selber. Neugierlich aber ist zwischen ihm

und dem unflüchtigen, der von jeder ihm möglichen Ungerechtigkeit nur durch die Drohung des Gesetzes abgehalten, und zu jeder pflichtmäßigen Handlung nur durch dieselbe Drohung getrieben wird, gar kein Unterschied; der erstere kann nicht mehr thun, noch unterlassen, als der letztere, nur aus einem andern innern Bewegungsgrunde, der aber äußerlich nicht erscheint, — gleichfalls thut und unterläßt.

2) Unter dieser Gesetzgebung steht nun und soll stehen auf die gleiche Weise als Bürger der Gelehrte, so wie der Ungelehrte. Beide können auf die gleiche Weise über das Gesetz durch Rechtschaffenheit der Gesinnung sich erheben; aber es ist bei keinem von beiden darauf gerechnet, und es kann in dieser Sphäre der äußerlichen Gesetzgebung an keinem von beiden diese Rechtschaffenheit erscheinen. — Inwiefern ferner der Gelehrte als solches Mitglied eines gewissen Standes im Staate, und Verwalter eines gewissen Berufs ist, steht er unter dem Zwangsgefesse dieses Standes und

Berufs, und es kann abermals nicht erscheinen, ob er aus innerer Rechtschaffenheit oder aus Furcht vor der Strafe seine Pflichten in dieser Sphäre vollbringe, auch kommt es dem Ganzen darauf gar nicht an, wenn er sie nur vollbringt. In diejenige Region endlich, in welche entweder die mangelhafte Gesetzgebung noch nicht eingedrungen ist, oder in welche gar keine äußere Gesetzgebung eindringen kann, begleitet ihn die Furcht vor der Schande, und es läßt sich hier nicht absehen, ob er zufolge dieser Furcht, oder aus innerer Rechtschaffenheit seine Pflicht thue.

3) Aber es giebt außer diesen noch andere Verhältnisse des Gelehrten, über welche keine Gesetzgebung etwas bestimmen, noch über die Vollziehung des Rechts wachen kann; wo denn der Gelehrte sich nothwendig selber das Gesetz geben, und sich selber zu dessen Erfüllung anhalten muß. Er trägt in der göttlichen Idee die Gestalt der künftigen Zeitalter, die da erst werden sollen, in sich, und er soll

ein Beispiel aufstellen, und ein Gesetz geben den künftigen Geschlechtern, welches er in der Gegenwart, oder in der Vergangenheit vergebens suchen würde. Jene Idee tritt in jedem Zeitalter heraus in einer neuen Gestalt, und begehrt die umgebende Welt nach sich zu gestalten; es treten drum immer neue Verhältnisse her, die Welt zur Idee, und immer eine neue Art des Widerstrebens her, welche gegen die letztere heraus. Der Gelehrte bekommt hierbei den schwierigen Streit zu vermitteln, wie die Wirklichkeit seiner Idee mit der Reinigkeit verhalten, ihr Einfluß mit ihrer Würde zu vereinigen sey. In ihm verborgen bleiben soll seine Idee nicht, sondern sie soll heraustreten und die Welt ergreifen; und zu dieser Wirklichkeit ist er durch das Tiefste seines Wesens getrieben. Aber die Welt ist unfähig, diese Idee in ihrer Reinigkeit zu fassen; sie strebt im Gegenwärtigen dieselbe herunter zu ziehen zu ihrer gewöhnlichen Ansicht. Wollte er dieser Reinigkeit etwas vergeben, so könnte er leicht wirken;

aber er ist von Achtung für die Idee erfüllt, und er kann ihr nichts vergeben wollen. Er hat daher die schwierige Aufgabe, beide Zwecke zu vereinigen. Kein Gesetz, doch was rede ich hier von Gesetzen, kein Beispiel der Vorwelt oder der Zeitgenossen, kann ihm das Mittel dieser Vereinigung anzeihen, denn so gewiß in ihm die Idee eine neue Gestalt gewonnen, ist sein Fall noch nicht da gewesen. Selbst das bloße Nachdenken kann ihm diesen Vereinigungspunkt nicht angeben; denn obgleich durch dasselbe die Idee in ihrer Reinigkeit, — als der erste Punkt der Verwirklichung dargestellt wird, so fehlt doch sehr viel daran, daß in demselben Denken auch der zweite Punkt, die Denkart der umgebenden Zeit, und was von ihr sich ohngefähr erwarten läßt, rein aufgehen, und durch dasselbe sich erschöpfen lassen sollte. Wohl alle Männer, welche auf ihr Zeitalter kräftig gewirkt, dürften ihre Laufbahn mit dem innern Gesandnisse beschlossen haben, daß sie in ihren Rechnungen auf das Zeitalter sich im-

mer verrechnet, indem sie dasselbe nie für so verkehrt und so blödsinnig genommen, als es sich hinterher doch gefunden, und daß, indem sie die Eine Schiesheit desselben richtig berechnet, und ihr ausgewichen, auf der andern Seite eine andere, nicht vorher gesehene, sich offenbaret. Soll jemals etwas gelingen, so bedarf es zu allem Nachdenken hinzu noch eines sichern Taktes, welcher nur durch frühe Uebung und Angewöhnung gewonnen wird; welches das erste wäre.

Es ist ferner klar, daß der Gelehrte in dieser Rücksicht, daß er schlechthin alles mögliche thue, um den Widerstreit zwischen der innern Reinigkeit der Idee und ihrer äußern Wirksamkeit zu heben, lediglich an seinen eignen guten Willen gewiesen sey, und hierüber keinen andern Richter habe, denn sich selbst, und keinen andern Antrieb, außer in sich selbst. Hierüber kann kein Fremder ihn beurtheilen; hierin kann sogar kein Fremder ihn ganz verstehen, noch die tiefere Absicht seines Verfah-

rens errathen. Weit entfernt, daß die Achtung für fremdes Urtheil seinen eignen guten Willen in dieser Region unterstützen könne, muß er hier sogar über das fremde Urtheil hinaus seyn, und es betrachten, als gar nicht vorhanden. Er ist an seinen guten Willen gewiesen, und zwar bedarf es hier eines kräftigen und unerschütterlichen guten Willens, gegen die Versuchungen sehr edler Antriebe. Was ist edler als der Trieb zu wirken, Menschen zu begeistern, und gewaltig ihren Blick auf das Heilige zu richten? Und doch kann dieser Trieb zur Verführung werden, das Heilige gemein darzustellen, damit es an die Gemeinheit komme, und so es zu entheiligen. Was ist edler, als die tiefste Achtung für das Heilige, und die Nichtachtung und Verächtlichmachung alles Gemeinen jenem gegen über? Und doch kann diese Achtung jemanden in Verführung führen, sein Zeitalter gänzlich weg zu werfen, es auf zu geben und mit ihm gar nichts zu schaffen haben zu wollen. Es bedarf eines kräftigen

guten Willens, um der ersten, und des allerkräftigsten, um der letzten dieser Versuchungen nicht zu unterliegen.

Es leuchtet meines Erachtens ein, daß der Gelehrte für sein eigenthümliches Geschäft des schärfsten Taltes für das Zweckmäßige, und einer tiefen Eittlichkeit, strenger Wachsamkeit über sich selbst, und zarter Schaam vor sich selber bedürfe. Es leuchtet hieraus ein, daß er sehr früh in die Möglichkeit und Nothwendigkeit gesetzt werden sollte, sich jenen Takt und jene Schaam vor sich selber zu erwerben, und daß diese Bildung des Sinnes und Charakters ein ganz eigentlicher Bestandtheil der Bildung des angehenden Gelehrten seyn sollte. Jeder Bürger ohne Ausnahme kann sich zum Takte des zweckmäßigen und zur Eittlichkeit bilden, und muß es können, die Gesetzgebung muß diese Möglichkeit ihm übrig lassen, und sie ist auch schon durch ihre eigene Natur dazu genöthigt. Aber es kommt der Gesetzgebung und dem ganzen gemeinen Wesen nicht darauf

an, ob der Bürger sich dazu erhebe oder nicht, weil sein Geschäft immer fort unter dem Gebiete der äußern Aufsicht bleibt. Bei dem Studirenden aber liegt dem gemeinen Wesen und der ganzen Menschheit alles daran, daß er sich zur reinsten Sittlichkeit erhebe, und einen Takt des zweckmäßigen bekomme, da er bestimmt ist, einst in eine Sphäre zu treten, wo schlechthin alles äußere Urtheil für ihn wegfällt. Die Gesetzgebung für ihn sollte ihm daher nicht bloß, wie jedem andern Bürger, die sittliche Bildung verstatten, sondern sie sollte ihn, so viel an ihr liegt, in die äußere Nothwendigkeit setzen, sich diese Bildung zu erwerben.

Und wie könnte sie dieses thun? Offenbar nur dadurch, daß sie ihn seiner eigenen Beurtheilung des schädlichen, anständigen und zweckmäßigen, und seiner eigenen Aufsicht über sich selbst überlasse. Er soll sich einen eigenen Takt für das Schädliche und Zweckmäßige verschaffen? Wie kann er, wenn das Gesetz ihn

überall begleitet, und überall ihm sagt, was er zu thun oder zu lassen hat? Verbiete das Gesetz immerhin demjenigen, den es bis ans Ende unter seiner Zucht behalten kann, alles, was es von ihm unterlassen haben will: demjenigen, den es ohnedies einst sich selbst überlassen muß, behandle es bei Zeiten als einen Freien und Edlen. Der gesittete Mann wartet gar nicht ab, bis die Gesetzgebung etwas unaufrichtig finde, und ihr Verbotsdecret anschlage: es wäre ihm eine Schmach, wenn er dieser Belehrung erst bedürft hätte; er kommt dem Gebote zuvor, und unterläßt, was der Gemeinere um ihn her sich ohne Bedenken erlaubt, lediglich deswegen, weil es dem höher gebildeten nicht ansteht. Lasse man dem Studierenden den Spielraum, sich lediglich durch sich selbst in diese Klasse zu setzen. Er soll tiefe und kräftige Sittlichkeit, zarte Schaam vor sich selber, inniges Ehrgefühl in sich entwickeln. Wie kann er, wenn die Androhung der Strafe ihn immer umgiebt? Spreche lie-

ber das Gesetz also zu ihm: Meinerhalben kannst du das Rechte immer unterlassen, das Verlechte immer thun; es soll dir nichts weiter schaden, außer daß du verachtet und gering geschätzt wirst, und dich selbst, wenn du einen Blick in dein Inneres thust, verachten mußt. Willst du es auf diese Gefahr wagen, so wage es getrost. — Das Menschengeschlecht soll ihm einst ihr wichtigstes Interesse anvertrauen können, und er selbst soll in der Verwaltung dieses Interesse sich selbst vertrauen können? Wie kann jenes, wenn es ihn nicht geprüft hat, und wie kann er sich selbst trauen, wenn er sich nicht selbst hat prüfen können? Wer im Kleinen nicht getreu gewesen ist, dem kann nicht das Große anvertrauet werden; und wer vor sich selber in der Probe nicht bestanden ist, der kann ohne die Hülfe von Ehrlosigkeit, das Vertrauen im Größern nicht annehmen. — Aus diesem jetzt aus einander gelegten Grunde sollte akademische Freiheit, und eine beträchtlich ausgedehnte,

doch zweckmäßig berechnete akademische Freiheit seyn.

In dem vollkommenen Staate würde meines Erachtens die äußere Einrichtung der Universitäten also seyn. Zuvörderst würden dieselben von andern, ihr eigenes Geschäft treibenden Ständen abgesondert werden, damit diese Stände durch den, doch auch als möglich vorzuzusetzenden Mißbrauch der akademischen Freiheit, nicht beeinträchtigt und geplagt, nicht zu ähnlichen Unregelmäßigkeiten versucht, oder, falls sie strenge unter dem Gesetze gehalten würden, nicht durch den täglichen Anblick einer vom Zwange befreiten Klasse neben sich, zum Haß des Gesetzes verleitet würden. Die Studierenden auf diesen Universitäten nun würden einen hohen Grad von Freiheit genießen; Unterricht zwar über das Sittliche und Anständige, und eindringende Vorstellungen im Allgemeinen würden ihnen ertheilt werden, gute Beispiele würden sie umgeben, und ihre Lehrer würden nicht nur gründliche Gelehrte, sondern

ſie würden zugleich eine Auswahl der beſten Menſchen in der Nation ſeyn: Zwangsgeſetze aber wären für ſie ſehr wenige vorhanden. Mögen ſie frei das Gute wählen oder das Schlechte; die Zeit des Studirens iſt nur ihre Prüfungszeit. Die Zeit der Entſcheidung ihres Schickſals kommt hinterher, und es iſt bei dieſer Einrichtung der Vortheil, daß der Untaugliche als Untauglicher klar da ſteht, und es nicht weiter verhehlen kann.

Die dermalige wirkliche Einrichtung der Univerſitäten iſt nun zwar keinesweges die ſo eben beſchriebene. Es iſt zweifelhaft, ob die akademiſche Freiheit jemals aus dem Punkte angeſehen worden, aus welchem wir ſie ſo eben gezeigt; beſonders, ob ſie von denjenigen alſo angeſehen worden, welche den Univerſitäten ihre Verfaſſung geben. Wirklich entſtanden iſt die akademiſche Freiheit auf dem oben beſchriebenen Wege, aus der Nichtachtung des Standes der Studirenden; wir können unentſchieden laſſen, wodurch die noch vorhandenen Reſte derſelben

erhalten werden; denn selbst, wenn angenommen würde, daß dieselbe nur in einem geringern Grade noch fortdauernde Nichtachtung des Standes, und etwa der Mangel an Geschicklichkeit, diese Ueberreste wegzubringen, der Grund davon sey, so verschlägt dies den würdigen Studirenden, der die Sachen nicht nach dem Aeußern, sondern nach ihrem innern Geiste nimmt, durchaus nichts. Was auch immer andere über akademische Freiheit denken mögen, er für seine Person nimmt sie in dem rechten Sinne, als ein Mittel, sich selbst rathen zu lernen, wo die äußere Vorschrift ihn verläßt, über sich selbst wachen zu lernen, wo kein anderer über ihn wacht, sich selbst antreiben zu lernen, wo es keinen äußern Antrieb mehr giebt, und so für seinen künftigen hohen Beruf sich zu stärken und zu befestigen.

Siebente Vorlesung.

Vom vollendeten Gelehrten im Allgemeinen.

Der rechtschaffene Gelehrte denkt seine Bestimmung, des göttlichen Begriffs von der Welt theilhaftig zu werden, — als den Verdanken der Gottheit von ihm; und hierdurch wird sowohl seine Person als sein Geschäft ihm über alles ehrwürdig und heilig, und diese Heiligkeit zeigt sich in allen seinen Aeußerungen: Dies ist der Hauptgedanke bei welchem wir stehen.

Wir haben bisher gesprochen von dem angehenden Gelehrten, dem Studirenden, und gesehen, wie die Ueberzeugung von der durch jene erhabene Bestimmung erhaltenen Würde seiner Person, sich in seinem Leben ausspreche.

Wie seine Ueberzeugung von der Heiligkeit der Wissenschaft auf sein Studiren einfließe, haben wir schon in einer der frühern Vorlesungen bemerkt; und es ist nicht nöthig, über diesen Punkt noch etwas hinzuzufügen.

Es ist dies um so weniger nöthig, da in den Erscheinungen und Aeußerungen des Studirenden die Achtung für die Wissenschaft ganz zunächst und vorzüglich in der zweckmäßigen Ansicht und Heiligung seiner Person sich zeigt, und in derselben aufgeht: was bei dem vollendeten Gelehrten sich anders verhält. In dem angehenden Gelehrten soll die Sache, welche er aufrebt, die Idee, eine Gestalt und ein eigenthümliches Leben erst gewinnen; sie hat es noch nicht. Der Studirende besitzt noch nicht unmittelbar, noch durchdringt er die Idee: er verehret sie nur in ihrer Verborgenheit, und erfasset sie nur vermittelst seiner Person, als dasjenige, wozu diese sich erheben und von ihm ergriffen werden soll. Er kann noch nichts unmittelbar für sie thun; nur mittelbar kann

er für sie leben, indem er seine Person, als ihr bestimmtes Werkzeug, ihr weihet und heiligt, und dieselbe rein erhält an Sinn und Geiste, überzeugt, daß jede Urtheilskraft sie für diesen Zweck verderbe und zerstöhre; indem er sich ganz ihrer Wirksamkeit hingiebt, und mit unermüdetem Fleiße alles dasjenige treibt und thut, was ein Mittel werden kann, daß diese Idee in ihm sich entwickle. Anders verhält es sich mit dem vollendeten Gelehrten. So gewiß er nicht ist, hat die Idee in ihm ihr eigenthümliches und selbstständiges Leben begonnen; sein persönliches Leben ist nun wirklich in dem Leben der Idee aufgegangen, und in demselben vernichtet, welche Selbstvernichtung in der Idee von dem Studirenden nur angestrebt wurde. So gewiß er ein vollendeter Gelehrter ist, giebt es für ihn gar keinen Gedanken mehr an seine Person, sondern sein sämmtliches Denken geht immerfort auf im Denken der Sache. Und so giebt nur denn die zuerst gemachte Eintheilung in die Heilige

keit der Person, und die des Geschäftes, zugleich einen Uebergangspunkt von der Betrachtung des angehenden Gelehrten zu dem vollendeten, dessen Bild neben das Bild des Studirenden zu stellen ich aus den ehemals angeführten Gründen mir vorgenommen.

Wir haben bisher den angehenden Gelehrten größtentheils betrachtet, als den auf einer Universität studirenden, und beide Begriffe sind in unserm bisherigen Gebrauche derselben fast gänzlich zusammen gefallen. Erst jetzt, da wir den Studirenden von der Akademie in das Leben zu begleiten gedenken, wird es Zeit zu erinnern, daß das Studiren und der Zustand des erst angehenden Gelehrten sich nicht nothwendig mit dem Aufenthalte des jungen Mannes auf der Akademie schließe; ja wir werden tiefer unten einen Grund einsehen, um dessen willen in der Regel erst nach den Universitätsjahren das Studiren recht eigentlich anhebt. So viel aber bleibt richtig, und steht als Resultat des bisherigen fest, daß derjenige

Jüngling, der nicht wenigstens auf der Universität vom Respecte für die Heiligkeit der Wissenschaft ergriffen worden, und nicht wenigstens da seine Person schon in dem Grade achten gelernt, daß er sie für jene hohe Bestimmung nicht verdorben, späterhin niemals eine Abwendung von der Würde der Wissenschaft bekommen wird; und, was er auch einst im Leben treiben möge, es treiben wird, wie ein gemeines Handwerk, und mit den Gesinnungen eines Stüdlings, der bei seiner Arbeit keine höhere Aussicht hat, als auf die Bezahlung, die er dafür erhalten wird. Von diesem noch weiter zu reden, liegt außerhalb den Grenzen dieser Betrachtungen.

Welchem Studirenden aber die Ueberzeugung aufgegangen, daß der eigentliche Zweck eines Studirens verliert zu, wenn nicht die Idee in ihm eine innere Gestalt und ein selbstständiges Leben bis zur höchsten Fertigkeit ausbilde, derselbe wird mit seinem Abgange von der Universität sein Studiren und seine Wiß-

fenschaftlichen Übungen keinesweges schließen. Selbst falls er durch äußere Gründe genöthigt würde, ein bürgerliches Geschäft zu übernehmen, wird er alle an ihm zu ersparende Zeit und Kraft der strengern Wissenschaft widmen, und kein Mittel höherer Ausbildung, das ihm dargeboten wird, sich entgehen lassen: noch nebenbei versichert, daß selbst zur Vetreibung seines Geschäfts die sorgfältigste Schärfung seines Geistes an ernstler Wissenschaft ihm sehr ersprießlich seyn werde. Raslos wird er, selbst im glänzenden Aute stehend, selbst in die fernsten Jahre gekommen, streben und arbeiten, sich der Idee zu bemächtigen; niemals, so lange ihn seine Kraft noch hoffen läßt, die Bessrung aufgebend, mehr zu werden, als er dermalen ist. Ohne dieses rastlose Fortarbeiten würde manches wahrhaft große Talent verlohren gegangen seyn; denn in der Regel entwickelt ein großes wissenschaftliches Talent, je mehr innern Gehalt und Gediegenheit es hat, sich desto langsamer, und die innere Klarheit

desselben erwartet das reifere Alter und die männliche Kraft.

Welchen Studirenden tiefer Respekt für die Heiligkeit des Gelehrten Berufs ergreift, den wird dieser Respekt in der Wahl seines bürgerlichen Berufs leiten; von dem eigentlichen Gebiete desselben, falls er nicht mit innigster Ueberzeugung die Tüchtigkeit dazu in sich fühlte, durch die Verehrung desselben zurückgehalten, wird er ein untergeordnetes Geschäft für sich wählen. Ein untergeordnetes gelehrtes Geschäft aber ist ein solches, dem die zu erreichenden Zwecke durch einen andern bis zur Erkenntniß der Idee ausgebildeten Verstand aufgegeben worden, und in welchem die beim Studiren, als einem Streben nach der Idee, nebenbei erworbenen Fertigkeiten, bloß als Mittel für die Erreichung jener von außen her gegebenen Zwecke gebraucht werden. Er selbst für seine Person wird dadurch nicht zum Mittel herabgewürdigt, dagegen sichert ihn seine vom Leben überhaupt genommene Ansicht

auf immer; er dient im Geiste und in der Gesinnung lediglich Gott, und befördert, nur unter der Leitung seines Obern, welchen er die ihm ertheilten Aufträge und die Absichten derselben verantworten läßt, Gottes Zwecke mit den Menschen, welche alles menschliche Treiben im Auge behalten muß. — So verfährt er ganz gewiß in der Wahl seines bürgerlichen Berufs, so gewiß er schon in der Jugend von Achtung für die Würde des eigentlichen Gelehrten-Geschäftes ergriffen worden. Ohne einiges Bewußtseyn des Besizes der angemessenen Kraft und Ausbildung dieses übernehmen, heißt dasselbe entheiligen, und ist Rohheit und Gewissenlosigkeit zugleich. Auch kann er über diesen Punkt unendlich sich im Irrthume befinden; denn so gewiß er auch nur seine Universitätsjahre zweckmäßig verlebt hat, ist das Würdige denn doch sicher in irgend einem Grade ihm in die Augen gefallen, und er hat einen Maßstab erhalten, an dem er sich messen kann. Wenn ein gewissenhaftes Studiren

auf der Universität auch nur den einzigen Vortheil gewährte, daß es den Jüngling mit einem Bilde der würdigen Verwaltung des Gelehrten-Berufs für sein Leben ausstattete, und jeden, dem die Kraft dazu nicht verliehen ist, aus dieser Sphäre zurückzuleuchte, so würde schon dadurch der Vortheil des Studirens groß und höchst wichtig.

Was ein untergeordnetes gelehrtes Geschäft sey, ist so eben im Allgemeinen angegeben worden; man bedarf zu dessen Verwaltung keinesweges des unmittelbaren Besizes der Idee, sondern nur der im Streben danach erworbenen Kenntnisse. Es versteht sich, daß es auch hierin wieder höhere und niedrigere Grade gebe, je nachdem das Geschäft eine größere oder geringere Masse von Kenntnissen erfordert, und daß der gewissenhafte Mann auch in dieser Rücksicht nichts über seine Kräfte gehendes übernehmen werde. Es ist nicht nothwendig, daß wir diese untergeordneten gelehrten Geschäfte noch ins besondere angeben. —

Der höhere und eigentliche Gelehrten, Berufs läßt in allen seinen besondern Arten erschöpfst sich angeben; und es ist sodann leicht diese Folgerung zu machen: alles dasjenige, was von studirten Männern getrieben zu werden pflegt, das in jenem erschöpfenden Verzeichnisse des höhern Gelehrten, Berufs nicht vorkommt, sondern dadurch ausgeschlossen wird, ist untergeordnetes Gelehrten, Geschäft. Wir haben sonach nur jenes erschöpfende Verzeichniß aufzustellen.

Schon in unserer ersten Vorlesung haben wir das Leben desjenigen, in welchem die gelehrte Bildung ihren Endzweck erreicht hat, bestimmt charakterisirt: sein Leben ist selbst das Leben der die Welt fortschaffenden und von Grund aus neu gestaltenden göttlichen Idee innerhalb der Welt. Eben daselbst ist angegeben worden, daß dieses Leben in zweifacher Form vorkommen könne, entweder nemlich im wirklichen äußern Leben und Wirken, oder im bloßen Begriffe, welches zwei verschiedene Haupt-

Hauptgattungen des eigentlichen Gelehrten-Berufs giebt. Die erste Gattung befaßt alle diejenigen, welche selbstständig und nach ihrem eignen Begriffe die menschlichen Angelegenheiten zu leiten haben, und stets zu neuer der fortschreitenden Zeit angemessener Vollkommenheit zu erheben, welche die gesellschaftlichen Verhältnisse der Menschen unter einander, so wie das Verhältniß des Ganzen zur willenlosen Natur, ursprünglich und als letztes und höchstes freies Princip anordnen; nicht bloß solche, welche auf der höchsten Stufe als Könige oder unmittelbare Räthe der Könige stehen, sondern alle ohne Ausnahme, welche entweder für sich allein, oder in Verbindung mit andern über die ursprüngliche Anordnung jener Angelegenheiten selbst zu denken, selbst zu urtheilen, und etwas geltendes zu beschließen, das Recht und den Beruf haben. Die zweite Gattung befaßt die eigentlichen und vorzugsweise also genannten Gelehrten, deren Beruf es ist, die Erkennung der göttlichen Idee unter den Men-

ischen zu erhalten, dieselbe immerfort zu höherer Klarheit und Bestimmtheit zu erheben, und sie in dieser sich stets verjüngenden und verklärenden Gestalt von Geschlechte zu Geschlechte fort zu pflanzen. Die ersten greifen gerade zu ein in die Welt, und sind der unmittelbare Berührungspunkt Gottes mit der Wirklichkeit; die letztern sind die Vermittler zwischen der reinen Geistigkeit des Gedankens in der Gottheit, und der materiellen Kraft und Wirklichkeit, welche dieser Gedanke durch die ersten erhält, die Bildner der ersten, und das bleibende Unterpfland für das Menschengeschlecht, daß es stets Männer dieser ersten Gattung geben werde. Keiner kann wahrhaft das erste seyn, ohne erst das zweite gewesen zu seyn, und ohne es fortdauernd zu bleiben.

Die zweite Gattung zerfällt wieder in zwei Unterarten, nach der Weise der Mittheilung ihrer Begriffe von der Idee. Entweder nämlich ist ihr nächster Zweck der, durch unmittelbare und persönliche freie Mittheilung ih-

ter idealen Begriffe, in künftigen Gelehrten die Fähigkeit auszubilden, daß sie selber durch sich selbst die Idee fassen und begreifen; sie sind Gelehrten: Erzieher, Lehrer an niedern oder höhern Schulen, — oder sie legen ihren Begriff von der Idee in einer vollendeten und abgeschlossenen Bearbeitung hin für diejenigen, welche zur Fähigkeit, dieselbe zu fassen, sich schon gebildet haben. Dieses geschieht gegenwärtig durch Schriften; also, sie sind Schriftsteller.

Die jetzt genannten Gattungen und Klassen, deren verschiedene Geschäfte nicht gerade an verschiedene Personen ausgetheilt werden müssen, sondern gar süglich auch in einer und eben derselben Person sich vereinigen können, befaßten die wahren eigentlichen Gelehrten, und drücken aus den Gesammteruf derjenigen, in denen die gelehrte Bildung ihren Endzweck erreicht hat. Jedes andere Geschäft, wie es immer Nahmen haben möge, das von Studiren, welche man auch durch diese Benen-

nung von den eigentlichen Gelehrten unterschieden könnte, getrieben zu werden pflegt, ist ein untergeordnetes Gelehrten Geschäft. Der Studirte bleibt bei diesem stehen, bloß deswegen, weil er durch sein Studiren nicht zum Gelehrten geworden ist, die dennoch aber bei dieser Gelegenheit erlangten Fertigkeiten und Kenntnisse in diesem Geschäfte eine nützliche Anwendung finden. Es ist durchaus nicht der Zweck der Gelehrten, Bildung Subalterne zu erziehen, und Niemand soll auf den Subalternen-Dienst hinstudiren; denn es könnte ihm so dann begegnen, daß er sogar diesen Zweck nicht erreichte. Nur weil vorauszusehen war, daß die Mehrheit der Studirenden ihres eigentlichen Zwecks verfehlen würde, hat man Subalterne Geschäfte auch für Studirte bestimmt. Dem Subalternen wird der Zweck seines Geschäfts durch einen fremden Verstand gegeben; er bedarf der Beurtheilung nur über die Wahl der Mittel, und in Absicht der Zwecke des pünktlichsten Gehorsams. Die an-

erkannte Heiligkeit des eigentlichen Gelehrtenberufs, hält jeden gewissenhaften Studirenden, der sich des Besitzes der Idee nicht bewußt ist, von der Uebernehmung desselben zurück, und verbindet ihn, sich mit einem untergeordnetem Geschäft zu bescheiden; dieses und nichts mehr hatten wir über ihn zu sagen, da sein Geschäft kein eigentliches Gelehrten-Geschäft ist. Wir überlassen ihn dem sichern Geleite der allgemeinen Rechtschaffenheit und Pflichttreue, die schon während seines Studirens die innigste Seele seines Lebens geworden.

Dieser beweiset durch die Verzichtleistung auf den eigentlichen Gelehrten-Beruf, daß er denselben für heilig halte; wer mit Rechtschaffenheit und gutem Gewissen in irgend einer Art und Gattung diesen Beruf übernimmt, zeigt durch sein Thun und ganzes Leben, daß er ihn für heilig hält. Wie diese Anerkennung des Heiligen insbesondere in jeder besondern Art und Gattung des Gelehrten-Berufs, dessen Gattungen wir vollständig

angegeben haben, sich zeige, davon werden wir nach der Reihe in den künftigen Vorlesungen reden. Heute wollen wir nur noch angeben, wie sie im Allgemeinen, immer sich gleichbleibend bei der Verschiedenheit der Gattungen, sich äußere und offenbare.

Der würdige Gelehrte will kein anderes Leben und Wirken haben, sich gestatten und an sich dulden, außer dem unmittelbaren Leben und Wirken der göttlichen Idee in ihm. Dieser unveränderliche Grundsatz durchdringt und bestimmt nach sich innerlich sein ganzes Denken; derselbe Grundsatz durchdringt und bestimmt nach sich äußerlich sein Handeln. Was zuredet, das erste betrifft, — da er durchaus keine Regung in sich und an sich duldet, die nicht unmittelbar sey Regung und Leben der göttlichen Idee, die ihn ergriffen hat, so wird begleitet sein ganzes Leben von dem unerschütterlichen Bewußtseyn, daß es einig sey mit dem göttlichen Leben, daß an ihm und in ihm Gottes Werk vollbracht werde,

und sein Wille geschehe, er ruhet darum auf demselben mit unaussprechlicher Liebe und mit der unerschütterbaren Ueberzeugung, daß es recht sey und gut. Hierdurch wird nun sein Blick überhaupt geheiligt, verklärt und religiös; in seinem Innern geht ihm die Seligkeit auf, und in ihr seine Freudigkeit, Ruhe und Stärke: alles auf dieselbe Weise, wie dieses auch der unwachhete, ja der allerniedrigste im Volke, durch treue Ergebung in Gott, und durch religiöse Erfüllung seiner Pflichten, als göttlichen Willens gleichfalls sich erwerben, und genießen kann; daß daher dies keinesweges eine Eigenthümlichkeit des Gelehrten ist, und dasselbe hier nur in der Bedeutung angetroffen wird, daß er dieser religiösen Aussicht seines Lebens gleichfalls theilhaftig sey, und derselben theilhaftig werde auf dem angegebenen Wege.

Seiner Grundsatz durchdringt äußerlich das Handeln des wahren Gelehrten. Er hat mit diesem Handeln niemals noch einen andern Zweck außer dem, seine Idee auszudrücken,

und die erkannte Wahrheit darzustellen in
Werk oder Wort. Keine persönliche Rücksicht
auf sich selbst oder andere treibt ihn zu thun,
was nicht durch diesen Zweck gefordert wird,
keine solche Rücksicht hält ihn zurück, so daß
er irgend etwas durch diesen Zweck gefordert
es unterlasse, Seine Person und alle Pers-
önlichkeit in der Welt ist ihm schon vorlängst
verschwunden, und rein aufgegangen in dem
Anstreben der Verwirklichung der Idee. Nur
die Idee treibt ihn, und wo sie ihn nicht
treibt, da ruht er und bleibt unthätig. Er
überreilt nichts, von Unruhe und Hastlosigkeit
getrieben, welche Erscheinungen zwar wohl
Vorbekentungen einer sich entwickelnden Kraft
seyn können, niemals aber bei der wahrhaft ent-
wickelten reifen und männlichen Kraft angetroffen
werden. Ehe nicht die Idee ihm klar und
lebendig, bis zum Worte oder zur That voll-
endet, und abgerundet da steht, treibt ihn
nichts zur Thätigkeit: die Idee treibt ihn ganz
und bemächtigt sich aller seiner Kraft, füllt

aus alles sein Leben und Streben. Er setzt immer und ununterbrochen sein ganzes persönliches Daseyn, das er bloß und lediglich als Werkzeug derselben betrachtet, an derselben Ausführung.

Wächte ich nur über diesen einzigen, nunmehr von allen Seiten berührten und angeregten Punkt Ihnen verständlich werden und Sie überzeugen. Was der Mensch auch immer thun möge, so lange er es aus sich selber, als endliches Wesen, und durch sich selbst, und aus eigenem Rathe thut, ist es nichtig, und zerfließt in das Nichts. Erst wie eine fremde Gewalt ihn ergreift, ihn forttreibe, und statt seiner in ihm lebendig wird, kommt wirkliches und wahrhaftes Daseyn in sein Leben. Diese fremde Gewalt nemlich ist immer die Gewalt Gottes. Auf dessen Rath zu schauen, und diesem sich ganz hinzugeben, ist die einzige wahre Freiheit, in jedem menschlichen Geschäfte, und darum ganz vorzüglich in dem höchsten, was dem Menschen je blühte zu Theil wurde, im Verufe des wahren Gelehrten.

Achte Vorlesung.
Vom Regenten.

Derjenige, in welchem die gelehrte Bildung ihren Endzweck — den gebildeten in den Besitz der Ideen zu setzen, wirklich erreicht hat, zeigt durch die Ansicht und die Verwaltung des übernommenen Gelehrten-Verufes, daß sein Geschäft ihm über alles ehrwürdig und heilig sey. Die auf die Fortbildung der Welt sich beziehende Idee kann ausgedrückt werden, entweder durch wirkliches Leben und Wirken, oder zunächst in dem bloßen Begriffe. Auf die erste Weise wird sie von denen ausgedrückt, welche die Verhältnisse der Menschen, — theils unter einander selbst, oder den rechtlichen Zustand, theils ihr Verhältniß zur willenlosen Natur, oder die Herrschaft der Vernunft über das

Vernunftlose, — ursprünglich und als lehtes freies Prinzip leiten und anordnen, welche über die wirkliche Einrichtung dieser Verhältnisse einzeln oder in Verbindung mit andern, selbst zu denken, selbst zu urtheilen, und etwas geltendes selbstständig zu beschließen das Recht und den Beruf haben. Von der heiligen Aufsicht und Verwaltung dieses Geschäftes haben wir heute zu reden. Wir wollen um der Kürze willen, und da wir durch die Bestimmung unsers Begriffs dem Mißverständnisse vorgebaut haben, die Verwalter des beschriebenen Geschäftes im Allgemeinen nennen die Regenten.

Das Geschäft des Regenten ist in den frühern Vorlesungen, und so eben bestimmt angegeben worden, und es bedarf für unsern dermaligen Zweck keiner weitern Zergliederung desselben. Wir haben nur zu zeigen, welche Fähigkeiten und Fertigkeiten der wahrhaftige Regent besitze, und durch welche Aufsicht und Verwaltung seines Berufs er beweise, daß er denselben heilig halte.

Der sein Zeitalter und die Verfassung desselben zu leiten und zu ordnen übernimmt, der muß über dieselben erhaben seyn. Sie nicht bloß historisch kennen, befangen in dieser Kenntniß, sondern dieselbe durchaus verstehen und begreifen. Der Regent besitzt zuvörderst einen lebendigen Begriff von demjenigen Verhältnisse überhaupt, worüber er die Aufsicht übernimmt, weiß, was es eigentlich an sich ist, bedeutet und soll. Er kennt ferner vollständig die veränderlichen und außerwesentlichen Gestalten, die es in der Wirklichkeit, unbeschadet seines innern Wesens, annehmen kann. Er kennt die bestimmte Gestalt, welche es in der Gegenwart angenommen, und weiß, durch welche neue Gestalten hindurch es dem an sich unerreichen Ideale immer mehr annähert werden müsse. Ihm gilt kein Glied der bestehenden Verfassung für ein nothwendiges und unveränderliches, sondern jedes nur für einen zufälligen Standpunkt in einer stets zu größerer Vollkommenheit heraus zu steigenden Reihe. Er kennt

das Ganze, von welchem jenes Verhältniß ein Theil ist, und von welchem alle Verbesserungen des Letztern Theile bleiben müssen; und behält dieses Ganze bei den beabsichtigten Verbesserungen des Einzelnen unverrückt im Auge. Diese Kenntniß giebt seinem Erfindungsgeiste die Mittel an die Hand, seine Verbesserungen auszuführen; dieselbe Kenntniß verwahrt ihn vor dem Fehlgriffe durch vermeinte Verbesserungen des Einzelnen, das Ganze zu desorganisiren. Sein Blick vereinigt inunerfort die Theile und das Ganze, und das letztere im Ideale und in der Wirklichkeit.

Wer nicht mit diesem freien Blicke die menschlichen Verhältnisse betrachtet, der ist niemals Regent, an welcher Stelle er auch stehe, und er kann es nie werden. Seine Ansicht selbst, und sein Glaube an die Unveränderlichkeit des Bestehenden macht ihn zum Untergeordneten und zum Werkzeuge derer, welche die Einrichtung machten, an deren Unveränderlichkeit er glaubt. Es trägt sich dies oft zu, und

es haben nicht alle Zeiten wirkliche Regenten. Große Geister der Vorwelt herrschen oft noch lange nach ihrem Tode fort über die künftigen Zeitalter, vermittelt solcher, die Nichts für sich, sondern nur die Fortsetzungen und Lebensverlängerungen von jenen sind. Sehr oft ist dies auch kein Unglück; nur soll derjenige, der das menschliche Leben mit tieferem Blicke zu fassen begehrt, wissen, daß diese nicht eigentliche Regenten sind, und daß unter ihnen die Zeit nicht fortgeht, sondern ruht; — vielleicht um Kräfte für neue Schöpfungen zu gewinnen.

Der Regent, sagte ich, versteht das Verhältniß, worüber er die Aufsicht übernimmt; und erkennt, was Jedes an sich sey, und seyn solle insbesondere, und er versteht es überhaupt als absoluten göttlichen Willen an die Menschen. Es gilt ihm nicht als Mittel für irgend einen Zweck; noch etwa insbesondere für den Zweck des menschlichen Wohls; sondern er begreift es selber als Zweck, als die absolute Weise, Ordnung und Würde, in der

das Menschengeschlecht existiren soll, nachdem es überhaupt existirt.

Hierdurch wird ihm nun zuvörderst sein Geschäft, dem Adel seiner eignen Denkart gemäß, veredelt und gewürdigt. Alles sein Sinnen und Trachten darauf zu richten, und sein ganzes Leben zu setzen an den Zweck, daß sterbliche Menschen die kurze Spanne Zeit, welche sie neben einander zu leben haben, sich unter sich so wenig als möglich verbittern, und daß sie zu essen und zu trinken haben und sich zu kleiden, so lange, bis sie einer künftigen Generation Platz machen, die wiederum essen und trinken wird, und sich kleiden, — dieß Geschäft müßte einem edlen Menschen als eine seiner sehr unwürdige Bestimmung erscheinen. Der Regent nach unserm Bilde ist gegen diese Ansicht seines Berufs gesichert. Durch denselben Begriff jener Verhältnisse wird ihm das Geschlecht, an welchem er seinen Beruf verwaltet, gewürdigt. Wer immerfort die Unbeholfenheit und Ungeschicklichkeit der Menschen im

Auge zu behalten, und dieselben täglich zu leiten hat, wer noch überdies oft Gelegenheit bekommt, ihre Schlechtigkeit und ihr Verderben im Allgemeinen zu überblicken, der könnte — auf nichts mehr sehend denn auf dies, nicht sehr geneigt seyn, sie zu achten oder zu lieben; wie denn auch von jeher kräftige Geister auf erhabenen Stellen, deren Inneres nicht von wahrer Religiosität durchdrungen gewesen, nicht dafür bekannt sind, daß sie das Menschengeschlecht sehr verehret hätten, oder geachtet. Der Regent nach unserm Bilde blickt in seiner Würdigung des Geschlechts über dasjenige, was sie wirklich sind, hinaus, auf das, was sie im göttlichen Begriffe sind, und diesem zufolge werden können, werden sollen, und einst ganz gewiß seyn werden; — und dies erfüllt ihn mit Achtung für ein Geschlecht von dieser erhabenen Bestimmung. Liebe ist nicht einem Jeden anzumuthen; es ist sogar, wenn man tiefer denkt, eine Anmaßung, daß ein Regent sich herausnehme, die gesammte Menschheit,

heit,

heit, oder auch nur seine gesammte Nation, zu lieben, und sie seiner Liebe zu versichern und sie von derselben abhängig zu machen. Diese Liebe wird dem von uns geschilderten Regenten erlassen; sein Respekt für die Menschheit, als das Bild und den Schübling der Gottheit, ersetzt dieselbe im Uebermaße.

Er begreift sein Verhältniß als göttlichen Begriff vom Menschengeschlechte; er begreift ferner die Verwaltung desselben, als göttlichen Begriff von Ihm selber, diesem Individuum; er anerkennt sich für einen der ersten und unmittelbarsten Diener der Gottheit, für eines der körperlich existirenden Gliedmaßen, durch welche sie geradezu eingreift in die Wirklichkeit. Nicht etwa, daß dieser Gedanke ihn zu hochmüthiger Selbsterhebung aufblähe; Jeder, der von der Idee ergriffen ist, hat seine Persönlichkeit in derselben verloren, und er hat gar keinen Sinn mehr übrig für ein Selbst in ihm und an ihm; sondern daß er ihn trennend und gewissenhaft mache in seinem erhabenen Verufe.

Daß er selber, als Er selber, und als dieses Individuum diese Anschauung der Ideen, und diese Kraft derselben sich nicht gegeben, sondern sie empfangen habe, weiß er sehr wohl; er weiß, daß er von dem Seinigen nichts hinzuthun kann, als den rechtschaffenen und gewissenhaften Gebrauch; er weiß, daß dasselbe in eben dem Maaße der Niedrigste im Volke eben so wohl thun kann, als er selbst es thun kann; und daß dieser sodann in den Augen der Gottheit denselben Werth hat, welchen auch er unter dieser Bedingung haben wird. Der äußere Rang vollends, und die Erhabenheit seines Sitzes über andere Sitze, welche nicht seiner Person, sondern seiner Würde gegeben worden; und welche lediglich eine der Bedingungen der Verwaltung dieser Würde ist, dieses wird ihn, der höhere und wesentlichere Auszeichnungen zu würdigen weiß, nicht blenden. Mit einem Worte; er betrachtet in dieser Ansicht sein Geschäft nicht etwa als einen Liebedienst, den er der Welt leiste, sondern als seine absolute per-

sönliche Pflicht und Schuldigkeit, durch deren Leistung allein er sein persönliches Daseyn erhält, gewinnt und bezahlt, und ohne welche er zergethet in Nichts.

Dieselbe Ansicht seines Berufs, als des göttlichen Rufs an ihn berechtigt ihn in sich selber, und rechtfertigt ihn vor sich selber gegen eine erhebliche Bedenlichkeit, welche außerdem in diesem Geschäfte sehr oft den gewissenhaften befallen magte; und sie macht seinen Gang sicher, entschleden und ohne Wanken. — Zwar darf niemals und in keinem Falle der Einzelne, im Begriffe bestimmt, und berechnet gedacht, als dieser Einzelne, dem Ganzen aufgeopfert werden; sey dieser Einzelne auch noch so geringfügig, sey das Ganze, und das dabei beabsichtigte Interesse des Ganzen auch noch so überschwänglich. Oft aber müssen Theile des Ganzen für das Ganze in Gefahr gesetzt werden; welche Gefahr nun selber, keinesweges aber der Regent, entscheide, und unter den Einzelnen ihre Opfer sich auswähle. Wie könnte

derjenige Regent, der keine andere Bestimmung des Menschengeschlechts begriffe, als die, daß demselben hiemieden wohl sey, und der sich lediglich als den liebenden Pfleger dieses Wohls seyus betrachtete, jemals vor seinem Gewissen die Gefährdung und den erfolgten Fall jener einzelnen Opfer verantworten; da ja jeder Einzelne denselben Anspruch auf Wohlseyn haben muß, den die andern Einzelnen gleichfalls haben? Wie könnte ein solcher z. B. die Beschließung eines gerechten Krieges, eines Krieges, der für die Erhaltung der unmittelbar, oder mittelbar (zufolge der nothwendigen Folgen für die Zukunft) bedrohten Selbstständigkeit der Nation unternommen wird, die Opfer, die in demselben fallen, und die mannigfaltigen Uebel, die durch ihn sich über die Menschheit verbreiten, jemals vor seinem Gewissen verantworten? Der Regent, der sein Geschäft als einen göttlichen Beruf erkennt, steht gegen alle diese Bedenkllichkeiten, und gegen die Ueberrasschung jeder unmännlichen Weichheit fest und

unerschüttert. Ist der Krieg gerecht, so ist es Gottes Wille, daß Krieg seyn soll, und Gottes Wille an Ihn, daß er den Krieg beschließe. Fülle nun als Opfer, was da fallen soll; es ist abermals der göttliche Wille, welcher das Opfer sich wählt. Gott hat das vollkommenste Recht auf alles menschliche Leben, und alles menschliche Wohlfeyn, da es von ihm ausgegangen ist, und zu ihm zurückkehrt, und nichts in seiner Schöpfung verloren gehen kann. — Nicht anders in der Verwaltung des Rechts. Es muß ein allgemeines Gesetz seyn, und dieses allgemeine Gesetz muß gehalten ohne Ausnahme gehandelt werden. Nun eines Einzelnen Willen, der da glaubt, seine Lage sey so einzig, daß ihm durch die Fortdauer dieses Gesetzes zu hart gelte, und an dessen Vergehen vielleicht etwas wahres ist, kann die Allgemeinheit des Gesetzes nicht aufgeben werden. Bringt er das kleine Unrecht, das ihm geschieht, der Erhaltung des Rechts überhaupt unter den Menschen, zum Opfer.

Diese in dem Regenten waltende, und die Verhältnisse seiner Zeit und seiner Nation gestaltende göttliche Idee wird nun, so wie es die Idee allenthalben, und in jeglicher Gestalt, in der sie den Menschen ergreift, wird, das eigne Leben desselben: und er mag kein anderes Leben haben, noch an sich dulden, und gestatten, außer diesem Leben. Er erfasset zuvörderst in deutlichem Bewußtseyn dieses sein Leben, als das unmittelbare göttliche Wirken und Walten in ihm, und die Vollziehung des göttlichen Willens an und in seiner Person. Es ist nicht nöthig, den im Allgemeinen geführten Beweis, daß dieses Bewußtseyn seinen Blick heilige, verkläre und in Gott eintauche, hier insbesondere zu wiederholen. Jederman bedarf der Religion, jedermann kann sie an sich bringen, jederman erhält mit ihr unmittelbar die Seeligkeit: Ganz vorzüglich bedarf sie, wie sich schon oben ergeben hat, der Regent. Ohne in ihrem Lichte sein Geschäft zu verklären, kann er es gar nicht mit gutem Gewissen treiben.

Es bleibt ihm nichts übrig, als entweder Gedankenlosigkeit, und mechanische Betreibung seines Geschäfts, ohne über die Gründe und die Berechtigung desselben je sich Rechenschaft abgelegt zu haben; oder falls ihm Gedankenlosigkeit nicht zu Theil wurde, Gewissenlosigkeit, Verstockung, harter Sinn, und Menschenhaß und Menschenverachtung.

Die in ihm zum eignen Leben herausgestaltete Idee ist es, die statt seiner sein Leben führt. Nur Sie treibt ihn; nichts anderes an ihrer Stelle. Seine Person ist ihm längst in der Idee aufgegangen: wie könnte jemals von ihr eine Triebfeder ausgehen? Er lebt in der Ehre; in Gott verschmelzen sein ewiges Werk zu werden: wie könnte der Ruhm; das, was sterbliche und Vergängliche Menschen von ihm urtheilen werden, für ihn eine Bedeutung haben? Immer mit seiner ganzen Person an die Idee gesetzt: wie könnte er jemals nur Sich gütlich thun, oder sich schonen wollen? Seine Person und alle Persönlichkeit ist ihm

in dem göttlichen Begriffe von einer Ordnung des Ganzen verschwunden. Er denkt die Ordnum, und erfasset nur durch das Medium dieses Gedankens die Personen; er gestattet drum in seinem Verufe weder Freund, noch Feind, weder Günstling, noch Zurückgesetzten, sondern alle insgesammt, und Er selbst mit ihnen, gehen ihm ewig auf in dem Begriffe der Selbstständigkeit und der Gleichheit Aller.

Nur die Idee treibt ihn, und wo sie ihn nicht treibt, da hat er kein Leben, sondern er bleibt in Ruhe und untätig. Er will niemals nur wirken, sich regen und thätig seyn, bloß damit etwas geschehe, oder von ihm gesagt werde, daß er thätig sey; denn er will niemals bloß, daß etwas geschehe, sondern daß geschehe, was die Idee will. So lange ihm diese schwelet, schweigt auch Er, denn nur für sie hat er die Sprache. Er respektirt keinesweges das Alte, darum weil es alt ist; aber er will eben so wenig ein Neues, damit ein Neues sey, und darum, weil es neu ist. Er

will das Bessere und Vollkommnere; so lange dieses noch nicht in seiner Klarheit ihm aufgegangen ist, und so lange er durch Neuerung die Sachen lediglich and *es*, kein swages aber besser machen würde, thut er eben gar nichts, und vergönnt dem Alten den Vorzug, den *es* durch die frühere V-übergehung gewinnen.

Auf diese Weise ergreift und durchdringt ihn die Idee ganz, durchaus, und ohne Rückhalt, und *es* bleibt nichts übrig von seiner Person, und von seinem Lebenslaufe, das nicht ihr als ein immerwährendes Opfer fortbrenne. Und so ist er denn die unmittelbarste Erscheinung Gottes in der Welt.

Daß ein Gott sey, leuchtet dem nur ein wenig ernsthaften Nachdenken über die Einsinnwelt ohne Schwierigkeit ein. Man muß zuletzt doch damit enden, demjenigen Daseyn, was insgesamt nur in einem andern Daseyn gegründet ist, ein Daseyn zu Grunde zu legen, welches den Grund seines Daseyns in sich selber habe; und dem in unaufhaltbarem Zeit-

flusse hinfließendem Veränderlichen ein Daurendes und unveränderliches zum Träger zu geben. Unmittelbar sichtbar aber, und wahrnehmbar durch alle auch äußere Sinne, erscheint die Gottheit, und tritt ein in die Welt in dem Wandel göttlicher Menschen. In diesem Wandel stellt sich dar die Unveränderlichkeit des göttlichen Wesens in der Festigkeit und Unerschütterlichkeit des menschlichen Willens, das schlechthin durch keine Gewalt von der vorgeschriebenen Bahn abzubringen ist. In ihm stellt sich dar Gottes innere Klarheit an der menschlichen Erfassung und Umfassung alles Irdischen in dem Einen, das da ewig dauert. In ihm stellt sich dar Gottes Wirken, nicht gerade in der Beglückung, worin auch das göttliche Wirken nicht besteht, sondern in dem Ordnen, Beredlen und Würdigmachen des menschlichen Geschlechts. Ein göttlicher Wandel ist der entscheidendste Beweis, den Menschen für das Daseyn Gottes führen können.

Es ist der Menschheit alles daran gelegen,

daß jene Ueberzeugung vom göttlichen Daseyn, ohne welches sie selbst in ihrer Wurzel in Nichts zergehen würde, in derselben nie verschwinde, und untergehe, und ganz besonders muß den Regenten, als den höchsten Anordnern der menschlichen Verhältnisse daran gelegen seyn. Theoretisch durch Vernunftgründe jenen Beweis zu führen, oder über die Art dieser Beweisführung durch die zweite Gattung der Gelehrten zu richten, und zu wachen, ist nicht ihres Amtes; dagegen aber fällt die salische Beweisführung durch ihr eigenes Leben, und diese zwar in der höchsten Instanz, ihnen ganz eigentlich anheim. Spreche aus ihrer Verwaltung uns allenthalben Festigkeit und Sicherheit, spreche allseitige Klarheit, spreche ein ordnender und veredelnder Geist uns an, und wir werden in ihren Werken Gott sehen von Angesicht zu Angesicht, und keines andern Beweises bedürfen; Gott ist, werden wir sagen, denn sie sind, und er ist in ihnen.

Neunte Vorlesung.

Vom mündlichen Gelehrten-Lehrer.

Neben denjenigen Besitzern der Ideen, deren Geschäft es ist, durch Leitung der menschlichen Angelegenheiten die Idee unmittelbar in das Leben einzuführen, giebt es noch eine zweite Gattung: die eigentlich und vorzugsweise also genannten Gelehrten, welche die Idee zunächst darstellen im Begriffe; und deren Beruf es ist, die Uebersetzung, daß es überhaupt eine göttliche dem Menschen zugängliche Idee gebe, zu erhalten, diese Idee immer fort zur höherer Klarheit und Bestimmtheit zu erheben, und sie in dieser sich stets verjüngenden und verklärenden Gestalt von Geschlecht zu Geschlecht fortzupflanzen.

..

Dieser letztere Beruf theilt sich wiederum in zwei andere, ihrem nächsten Zweck und den Regeln ihrer Ausführung nach sehr verschiedene Geschäfte. Entweder nemlich sollen nur erst die Gemüther der Menschen zur Empfänglichkeit für die Idee heraus gebildet werden, oder die Idee selber soll in einer bestimmten Gestalt für die zu ihrer Erfassung schon hinlänglich gebildeten, niedergelegt werden. Das erste Geschäft hat zu seinem nächsten, und unmittelbaren Gegenstande bestimmte Menschen; der Gebrauch, der in derselben von der Idee gemacht wird, ist lediglich das Mittel, eben diese Menschen, als den nächsten Zweck, also zu bilden, daß sie fähig werden, selbstständig und durch sich die Idee zu erfassen. Es folget, daß in diesem Geschäft Rücksicht auf die zu bildenden Menschen, den Standpunkt ihrer Bildung, und ihre Bildsamkeit überhaupt genommen werden muß; und daß ein Wirken in diesem Fache Werth hat, nur, inwiefern es gerade auf diejenigen paßt, auf die es berechnet ist, und auf

keine andere. Das zweite hat zum Gegenstande unmittelbar die Idee, und die Bildung und Gestaltung derselben in einem Begriffe, und nimmt durchaus keine Rücksicht auf irgend eine subjektive Beschaffenheit und Bildsamkeit der Menschen; es hat dieses Geschäft überhaupt keinen im Gesichte, als ganz bestimmt denjenigen, welcher fähig ist, die Idee in dieser ihr gegebenen Gestalt zu fassen, sein Werk selber setzt und bestimmt durch sich selbst den Empfänger, und dieses Werk ist eben für denjenigen, der es fassen kann. Der erstere Zweck wird am besten und schicklichsten erreicht durch mündliche Vorträge der Gelehrten, Erzieher; der zweite durch gelehrte Schriften.

Beide Geschäfte gehören zu dem eigentlichen Gelehrten Berufe, keinesweges zu den subalternen, und untergeordneten Einrichtungen der Studirten, die ihnen nur darum anheim fallen, weil sie den eigentlichen Zweck ihres Studirens nicht erreicht haben. Jeder, der auch nur gewissenhaft sein Studiren betrieben, und bei

diesem gewissenhaften Studium ganz sicher einen Begriff von der Wichtigkeit des Gelehrten Berufs erhalten, zeigt durch die Nichtübernahme der zuletzt genannten Geschäfte, falls er nicht mit fester Ueberzeugung die Tüchtigkeit zu denselben in sich findet, daß er dieselben für heilig achtet; wer sie aber übernimmt, zeigt es durch die würdige Verwaltung. In der künftigen Stunde werden wir von dem würdigen Schriftsteller reden; heute unterhalten wir uns von dem würdigen Lehrer künftiger Gelehrten.

Die Lehrer und Erzieher derjenigen, die sich für den gelehrten Stand bestimmen, sind aus guten Gründen einzutheilen in zwei Klassen; in die Lehrer an den niedern gelehrten Schulen, und in die an den höhern, oder den Universitäten. Nicht ohne Bedacht zähle ich auch die Lehrer an den niedern gelehrten Schulen zu den eigentlichen, keinesweges aber subalternen Gelehrten, und fordere in dieser Rücksicht von ihnen, daß sie in den Besitz der Ideen gekommen, und von denselben, wenn

auch nicht gerade bis zur innigen Klarheit, dennoch bis zur lebendigen Wärme, durchdrungen seyen. Schon als Knabe werde derjenige, der zum Studiren bestimmt ist, ihm selbst unsichtbar mit den Ideen, und der Heiligkeit derselben umgeben, und in sie eingetaucht. Nichts werde gemein und handwerksmäßig mit ihm getrieben, und ihm als Mittel für einen beschränkten Zweck Preis gegeben, woraus irgend einmal etwas ideales sich entwickeln soll. Sagen Sie mir, welche Gegenstände, welche ganz eigentlich in die Schulen gehören, von der Art, daß sie jeden, der sie nur gründlich treibt, über die gemeine Denkart erheben, und die Lehrer unvermerkt leiten, auch ihre Anvertrauten darüber vorzuführen; möchte nur von der äußern Lage derselben Lehrer in der Regel sich dasselbe sagen lassen, und ihre Unabhängigkeit, und ihr Standpunkt in der Gesellschaft ihrem höchst ehrenwürdigen Berufe immer entsprechen. Die Gegenstände des Schulunterrichts sagte ich: An einem gründlichen Studium der Sprache, getrieben,

getrieben, so wie es getrieben werden muß, an alten, von unsrer Verknüpfung der Begriffe wesentlich verschiedenen Sprachen, entwickelt sich eine tiefere Einsicht in die Begriffe, und aus den Werken der Alten, an denen dieses Studium getrieben zu werden pflegt, spricht ein würdiger und veredlender Geist das jugendliche Gemüth an. Aus diesem Grunde soll der Lehrer an jeder Schule für künftige Geslehrte der Ideen theilhaftig seyn, weil er den Jüngling mit dem Hohen und Edlen, noch ehe dieser es zu unterscheiden vermag von dem Gemeinen, unvermerkt vertraut zu machen, und ihn an dasselbe zu gewöhnen hat, und ihn zu entwöhnen von dem Niedrigen und Uedlen. — Also bewahret in den Jahren des zarten Alters, und also vorbereitet auf das Höhere, betrete der Jüngling die Universität. Auf dieser erst kann ihm deutlich ausgesprochen werden, und er geleitet werden, zu begreifen, und anzuerkennen, — was ich in diesen Vorlesungen vor ihnen auszusprechen mich bestrebe

habe: — daß unser gesamntes Geschlecht wahrhaft da ist nur in dem göttlichen Gedanken, und daß es Werth hat, nur inwiefern es mit diesem göttlichen Gedanken übereinkommt, und daß der Stand der Gelehrten dazu da ist, um diesen göttlichen Gedanken nachzubegreifen, und ihn einzuführen in die Welt. Auf der Universität erst kann der Studirende einen deutlichen Begriff von dem Wesen und der Würde derjenigen Bestimmung erhalten, welcher schon vorher sein Leben gewidmet wurde. Hier muß er diesen deutlichen Begriff erhalten. Der Lehrer an der niedern Schule hatte noch auf einen andern Unterricht zu rechnen für seinen Anvertrauten, und sagte denselben vors aus: der akademische Lehrer hat auf keinen weiteren Unterricht zu rechnen, außer auf demjenigen, den der angehende Gelehrte sich selber zu geben hat, und zu welcher Fähigkeit, daß er sich selber sein eigener Lehrer werde, er ihn aber erheben soll: aus seinem Hörsaale ihn entlassend, übergiebt er ihn an sich selber und an die

Welt. Hierin eben, daß der Jüngling auf der niedern Schule seinen Beruf nur ahnde, der Jüngling aber auf der Universität ihn deutlich begreife und erkenne, dürfte wohl der wahre charakteristische Unterschied der niederen von der höhern Schule liegen, und dadurch die verschiedenen Pflichten der Lehrer an beiden bestimmt werden.

Der akademische Lehrer, von welchem wir vorzüglich zu reden haben, soll den mit dem Wesen und der hohen Würde seines Berufs deutlich bekannt gemachten Studirenden bilden zur Empfänglichkeit für die Idee, und zu der Fähigkeit, dieselbe aus sich selber zu entwickeln, und ihr eine eigenthümliche Gestalt zu geben: — alles dies, wenn er kann: in jedem Fall aber, und unbedingt, soll er ihn mit Achtung und Respekt für den eigentlichen Gelehrten Beruf erfüllen.¹ Der erste Zweck des Studirens, daß die Idee von einer neuen und eigenthümlichen Seite gefaßt werde, ist zwar nicht aufzugeben, weder von dem Lernenden noch von

dem Lehrenden an dem Lernenden; es wäre aber doch möglich, daß er versiehlte würde, und beide müssen sich im Voraus auf diese Möglichkeit bescheiden. Wird auch dieser Zweck versiehlt, so kann der Studirte, noch immer ein brauchbarer, würdiger, und rechtschaffner Mann bleiben. Der letzte Zweck aber, daß er wenigstens Achtung für die Idee aus seinen Bestrebungen noch derselben mit davon bringe, um dieser Achtung willen vermeide etwas zu übernehmen, dem er sich nicht gewachsen fühlt, wenigstens durch die Fortdauer dieser Achtung für das ihm unerreichte, fortdauernd sich heilige, und alles, was an ihn liegt, beitrage, um diese Achtung unter den Menschen zu erhalten, ist niemals aufzugeben; denn, falls sogar dieser Zweck nicht erreicht würde, ginge über seinem Studiren selbst seine Würde als Mensch verloren, und er würde, durch dasjenige, was ihn erheben sollte, nur um so tiefer verdorben. Die Erreichung des ersten Zwecks an dem Studirenden ist für den akademischen Lehrer ein beding-

ter Zweck: bedingt durch die Möglichkeit seiner Ausführung. Die Erreichung des zweiten muß er stets ansehen, und anerkennen, als seinen unbedingten Zweck, den er mit Wissen und Willen nie aufgeben darf. Zwar möchte es kommen, daß er auch diesen nicht erreichte; nur muß er niemals an dessen Erreichung verzweifeln.

Was kann nun der akademische Lehrer für die Erreichung des letztern Zweckes thun? Ich antworte: er kann dafür nichts besonderes thun, und nichts anderes, als dasjenige, was er für den ersten und nächsten Zweck ohnedies thun mußte. Indem er dies letztere thut, und es ganz thut, thut er zugleich das erstere mit. Er prägt ihnen Achtung für die Wissenschaft ein; sie werden ihm nicht glauben, wenn er nicht diese tiefe Achtung, die er ihnen empfiehlt, selber in seinem ganzen Leben zeigt. Er will sie innigst mit dieser Achtung durchdringen; lehre er nicht bloß durch Worte, sondern durch die That; sey er selbst das lebendige Beispiel, und

die ununterbrochene Erläuterung desjenigen
Sages, den er ihnen zum Leiter ihres ganzen
Lebens geben will. Das Wesen des gelehrten
Berufs, als einen Ausdruck der göttlichen Idee,
hat er ihnen beschrieben; daß diese Idee den
wahren Gelehrten ganz durchdringe, und erfasse,
und ihr Leben an der Stelle seines eignen Le-
bens setze, hat er ihnen gesagt; vielleicht hat
er ihnen noch überdies gesagt, auf welche be-
stimmte Weise nun Er selber an seinem Theile
den Endzweck der Wissenschaft zu verwalten
habe, und worin sein eigentlicher besonderer
Veruf, als akademischer Lehrer bestehe. Zeige
er sich als das, was er ohne dies seyn muß,
als ergriffen von diesem seinen Verufe, und
als das immerwährende Opfer desselben, und
sie werden begreifen lernen, daß die Wissen-
schaft etwas achtungswürdiges sey.

Durch diese Zeite seines Berufes werden
nun zwar die Pflichten des akademischen Leh-
rers nicht verändert, denn er kann, wie schon
oben gesagt, für den letztern Zweck nichts thun,

was er nicht ohnedies für den ersten hätte thun müssen: aber seine eigene Ansicht dieses Berufes wird ruhiger und fester. Möge ihm auch unmittelbar gar nicht sichtbar werden, und einleuchten, daß er seinen eigentlichen Zweck, seine Anvertrauten über das bloß leidende Auf- fassen zur Selbstthätigkeit, und über den Buch- staben hinaus zu der geistigen Ansicht zu füh- ren, erreiche, so wird er darum doch nicht so- gleich vergebens gearbeitet zu haben glauben. Dem akademischen Studium muß ohnedies das eigne Studium, zu welchem das erste nur die Vorbereitung ist, folgen. Ob er nun nicht doch zu diesem kräftig angeregt, ob er nicht einige, bis jetzt freilich nicht erscheinende Funken für dieses, die zu rechter Zeit sich schon entzünden werden, in die Seelen geworfen habe, das kann er doch immer nicht wissen. Allein selbst den schlimmsten Fall gesetzt, daß er auch so viel nicht erreicht hätte, — seine Thätigkeit hat noch einen andern Zweck, und wenn sie auch nur für diesen etwas geleistet hat, so ist sie

nicht ganz verloren. Wenn nur wenigstens der Glaube, daß es etwas achtungswürdiges für den Menschen gebe, daß Menschen durch Fleiß und Mühsal sich zur Anschauung dieses Achtungswürdigen erheben, und in dieser Anschauung kräftig und selig seyn können, erhalten, und bei einigen erfrischt und belebt worden; wenn nur einigen die Ansicht ihres Geschäfts ein wenig gesteigert worden, so daß sie mit weniger Leichtsinne an dasselbe gehen werden, wenn er nur hoffen darf, daß einige seinen Hörsaal, wenn auch nicht gerade geistreicher, doch wenigstens bescheidener, verlassen werden, so hat er nicht ganz ohne Erfolg gearbeitet.

Der akademische Lehrer wird ein Beispiel der Achtung für die Wissenschaft, sagten wir, indem er sich zeigt als ganz und völlig durchdrungen und aufgegangen in seinem Berufe, und als ein nur ihm geweihtes Werkzeug.

Was erfordert dieser Beruf? Er, der akademische Lehrer, soll Menschen zur Empfangs-

lichkeit für die Idee ausbilden: er muß die Idee kennen, sie ergriffen haben, und von ihr ergriffen seyn; wie könnte außerdem eine Empfänglichkeit für das ihm unbekannte ihm bekannt seyn? Er muß diese Empfänglichkeit selbst ehemals in sich ausgebildet haben, und sie mit sehr klarem Bewußtseyn in sich ausgebildet haben; denn nur durch unmittelbaren eigenen Besitz kann sie erkannt werden, nur durch unmittelbare eigene Erwerbung kann die Kunst, dieselbe zu erwerben, bekannt werden. Er kann sie zu dieser Empfänglichkeit nur durch die Idee selber, und dadurch, daß er diese in den verschiedensten Gestalten und Wendungen an sie bringt, und sie an ihnen versucht, ausbilden. Die Idee ist durchaus eigenthümlicher, und von allem Mechanismus in der Wissenschaft völlig verschiedener Natur; nur dadurch, daß man sie empfängt, bildet sich die Empfänglichkeit für sie. Durch das Mittheilen des bloßen Mechanismus übt man freilich im Mechanismus, nunmehr aber erhebt man zur Idee. Es ist eine

unerlässliche Anforderung an den akademischen Lehrer, daß er die Idee in vollkommener Klarheit, und als Idee erfaßt habe, und den besondern Lehrzweig, den er etwa vorträgt, in der Idee erfaßt habe; und aus ihr verfolge, was da der Lehrzweig eigentlich sey, bedeute, und wolle: indem ja jeder besondere Lehrzweig keinesweges vertragen wird, lediglich damit er vorgetragen werde, sondern als eine besondere Gestalt, und Seite der Einen Idee, und damit auch diese Seite an dem Studierenden versucht, und er an ihr versucht werde. Könnte nicht wenigstens am Schlusse seiner gehörten Bildung dem Studierenden Klartheithelt werden, was das Studiren sey, so wäre ja das Studiren rein aus der Welt angesetzt, und es würde gar nicht mehr studirt, sondern es wäre lediglich die Anzahl der Handwerke um Eins, oder einige vermehrt. Wer sich nicht in dem lebendigen und klaren Besitze der Idee weiß, der zeigt, wenn er auch nur gewissenhaft ist, seine Achtung für den Beruf eines akade-

nischen Lehrers, von dessen Wesen er doch wohl bei seinem Durchgange durch das Studiren Kunde bekommen haben wird, durch die Nichts-übernehmung desselben.

Der akademische Lehrer hat den Beruf, nicht nur überhaupt die Idee, in dem Einen und vollendeten Begriffe, in dem er sie erblickt, so wie der Schriftsteller, mitzutheilen; sondern er muß sie auf das mannigfaltigste gestalten, ausdrücken, und kleiden, um in irgend einer dieser zufälligen Hüllen sie an diejenigen, nach deren gegenwärtiger Bildung er sich zu richten hat, zu bringen. Er muß daher die Idee nicht bloß überhaupt, er muß sie in einer großen Lebendigkeit, Beweglichkeit, und innerer Wendbarkeit und Gewandheit besitzen: Er vorzüglich muß dasjenige, was wir oben als Künstler-talent des Velehrten beschrieben haben, besitzen: die vollendete Fähigkeit, und Fertigkeit, in jeder Umgebung, den Augen der sich zu gestalten beginnenden Idee anzuerkennen, immer das geschickteste Mittel zu finden, um gerade diesem

Kunsten zu vollkommenem Leben zu verhelfen, allenthalben und in jedem Zusammenhange anzuknüpfen wissen, dasjenige, worauf es eigentlich ankommt. Der Schriftsteller mag nur Eine Form für seine Idee besitzen; ist diese Form nur vollkommen, so hat er seiner Pflicht Genüge gethan; der akademische Lehrer soll eine Unendlichkeit von Formen besitzen, und ihm kommt es nicht darauf an, daß er die vollkommenste Form finde, sondern daß er die in jedem Zusammenhange passendste finde. Ein guter akademischer Lehrer muß ein sehr guter Schriftsteller seyn können, sobald er will: umgekehrt aber folgt es gar nicht, daß selbst ein guter Schriftsteller ein guter akademischer Lehrer sey. Doch hat jene Fertigkeit und Gewandtheit ihre Grade, und das Recht auf den akademischen Beruf ist nicht gerade jedem, der dieselbe nur nicht in dem höchsten Grade besitzt, abzusprechen.

Es folgt aus dieser von dem akademischen Lehrer zu fordernden Gewandtheit in der Ge-

haltung der Idee noch eine neue Forderung an ihn — diese, daß seine Mittheilung stets neu sey, und die Spur des frischen und unmittelbar gegenwärtigen Lebens trage. Nur das mittelbar lebendige Denken belobt fremdes Denken, und greift ein in dasselbe: eine veraltete und todte Gestalt, sey sie auch vorher noch so lebendig gewesen, muß erst durch den andern und seine eigne Kraft wieder in das Leben gerufen werden: die letztere Forderung macht mit Nichts der gelehrte Schriftsteller an seinen Leser; der akademische Lehrer aber, der in diesem Geschäfte nicht Schriftsteller ist, würde sie mit Unrecht machen.

Diesem Berufe giebt nun der würdige, und gewissenhafte Mann, so gewiß er ihn übernimmt, und so lange er ihn beibehält, sich ganz hin, nichts anderes wollend, denkend, und begehrend, als gerade das zu seyn, was er seiner Ueberzeugung nach seyn soll; und zeigt dadurch öffentlich seinen Respekt für die Wissenschaft.

Ahr die Wissenschaft, als solche, sage ich, und weil sie Wissenschaft ist, für die Wissenschaft überhaupt, als die Eine und dieselbige göttliche Idee, in allen den verschiedenen Zweigen und Gestalten, in denen sie heraustritt. Es ist wohl möglich, daß einen Gelehrten, der ausschließlich einem gewissen Fach sein Leben gewidmet hat, eine Vorliebe für sein Fach, und eine Ueberschätzung desselben andern Fachern gegenüber befallt; entweder weil er sich nun einmal daran gewöhnt hat, oder auch, weil er durch das vornehmere Fach selbst vornehmer geworden zu seyn glaubt. Wende ein solcher noch so viel Kraft auf die Bearbeitung dieses Fachs, er wird dem Unbefangenen nie den Anblick eines solchen geben, der die Wissenschaft als solche verehrt, und wird den scharfen Beobachter dessen nie überreden, wenn er mindere Achtung anderer, der Wissenschaft eben sowohl angehörigen Fachs, blicken läßt. Es wird dadurch nur klar, daß er die Wissenschaft nie als Eins begriffen, daß er sein Fach nicht aus diesem

Einen heraus begriffen, daß er senach selbst dieses sein Fach keinesweges als Wissenschaft, sondern nur als sein Handwerk liebe, welche Liebe zum Handwerke denn auch anderwärts gar lässlich seyn mag, in der Wissenschaft aber von der Benennung eines Gelehrten ganz und gar ansohlet. Wer, sey es auch in einem beschränkten Fache, wirklich der Wissenschaft theilhaftig geworden, und sein Fach von ihr aus erhalten, der mag vielleicht sehr vieles aus andern Wissenschaften nicht einmal historisch wissen, aber ein allgemeines Verständniß von dem Wesen jedes Zweiges hat er, und eine stets sich gleich bleibende Achtung aller Theile der Wissenschaft wird er immer zeigen.

Nur durch diese Liebe seines Berufs und der Wissenschaft sey er getrieben, und zeige er sich getrieben; nicht durch irgend etwas anderes, nicht achtend seiner Person, oder anderer Personen Interesse. Schweige ich auch hier, so wie anderwärts, von dem ganz gemeinen, das in den Umkreis, der heiliges berührt hat, nie

eintreten möge: setze ich z. B. gar nicht als möglich voraus, daß ein Priester der Wissenschaft, der neue Priester ihr zu weihen gedenkt, vermeide, dasjenige zu sagen, was jene nicht gern hören, deswegen weil sie es nicht gern hören, auf daß dieselben ja fortfahren, ihn gern zu hören. Nur eine nicht ganz in diesem Grade unedle, und gemeine Verirrung verflattet es vielleicht, daß ihrer gedacht, und das Gegentheil von ihr aufgestellt werde. In jedem Worte, das der akademische Lehrer in seinem Verufe ausspricht, spreche die Wissenschaft, spreche seine Begierde, diese zu verbreiten, spreche die innigste Liebe zu seinen Zuhörern, — nicht als zu seinen Zuhörern, sondern als zu künftigen Dienern der Wissenschaft. Sie, die Wissenschaft, sie, diese lebendige Begierde, die Wissenschaft deutlich zu machen, rede, nicht aber rede der Lehrer. Ein Streben zu reden, damit geredet sey, und schön zu reden, damit schön geredet sey, und die andern es wissen; — die Sucht, Worte zu machen, und schöne

schöne Worte, wo doch die Sache schweigt, ist keines Menschen Würde angemessen, am wenigsten aber der eines akademischen Lehrers, welcher zugleich die Würde der Wissenschaft für künftige Generationen repräsentirt.

Dieser Liebe seines Berufs und der Wissenschaft gebe er sich ganz hin. Das Wesen seines Geschäftes besteht darin, daß die Wissenschaft, und besonders diejenige Seite, von welcher er dieselbe ergriffen, immer fort und fort neu und frisch in ihm ausblühe. In diesem Zustande der frischen geistigen Jugend erhalte er sich; keine Gestalt erstarre in ihm und versteine: jeder Sonnenaufgang bringe ihm neue Lust und Liebe zu seinem Geschäft, und mit ihr neue Ansichten. Die göttliche Idee an und für sich ist geschlossen, auch ist sie in jeglichem ihrer einzelnen Theile geschlossen. Die bestimmte Form ihres Ausdruckes für ein bestimmtes Zeitalter kann gleichfalls geschlossen seyn; aber das lebendige Regen in ihrer Mittheilung ist unendlich, so wie die

Forterschaffung des menschlichen Geschlechtes unendlich ist. Bleibe keiner in diesem Kreise, in welchem die Form dieser Mittheilung, und sey es die vollkommenste dieses Zeitalters, anfängt zu erstarren; keiner, dem nicht fort die Quelle der Jugend fließet. Dieser Quelle gebe er sich treulich hin, so lange sie ihn fortträgt; läßt sie ihn fahren, so bescheide er sich, in diesem Wechsel des werdenden Lebens nicht mehr zu gehören, und scheide das Tode von dem Lebendigen.

Es lag in meinem Ihnen vorgezeichneten Plane, m. H., auch diesen Gegenstand, über die Würde des akademischen Lehrers, abzuhandeln. Ich hoffe dies mit derselben Schärfe gethan zu haben, mit der ich von den übrigen unsrer Betrachtung allhier anheim fallenden Gegenständen geredet habe; ohne bei dem letzten durch die Betrachtung mich mildern zu lassen, daß ich selber den Beruf verwaltete, von welchem ich redete, und daß ich ihn verwaltete in derselben Stunde, da ich

davon redete. Durch welches Bewußtseyn
mir diese Festigkeit gegeben wurde, mögen Sie
zu einer andern Zeit untersuchen; jetzt reicht
es für Sie hin, lebendig einzusehen, daß die
Wahrheit, in jeder Anwendung, welche man
von ihr macht, wahr bleibe.

Zehnte Vorlesung.

Vom Schriftsteller.

Um die Ihnen gelieferte Uebersicht des gesammten Gelehrten - Berufs zu vollenden und abzuschließen, habe ich heute nur noch vom Berufe des Schriftstellers zu reden.

Ich habe bisher über die besondern Gegenstände meiner Untersuchung rein und klar die Idee ausgesprochen, ohne Seitenblicke auf die wirtliche Beschaffenheit der Dinge im Zeitalter zu werfen. Mit dem heute abzuhandelnden Gegenstande auf dieselbe Weise zu verfahren, ist beinahe unmöglich. Der Begriff des Schriftstellers ist in unserm Zeitalter so gut als unbekannt; und etwas höchst unwürdiges usurpirt seinen Namen. Hier ist der eigent-

liche Schaden des Zeitalters, und der wahre
Eiß aller seiner übrigen wissenschaftlichen Uebel.
Hier ist das Unrühmluße rühmlich geworden,
und wird aufgemuntert, geübt, und belohnt.

Es ist nach der fast allgemein verbreiteten
Meinung ein Verdienst und eine Ehre, daß
jemand etwas habe drucken lassen, lediglich dar-
um, weil er hat drucken lassen, und ohne alle
Rücksicht darauf, was das ist, was er hat
drucken lassen, und wie dasselbe ausgefallen.
Anspruch aber auf den höchsten Rang in der
gelehrten Republik machen diejenigen, welche
wiederrum drucken lassen, daß und was andere
haben drucken lassen, oder wie man es nennt,
welche die Schriften Anderer recensiren. — Es
läßt sich kaum erklären, wie eine so unges-
tümte Meinung habe entstehen und Wurzel
fassen können, wenn man die Sache nach
ihrem wahren Wesen betrachtet.

Hiermit verhält es sich nun so: an die
Stelle anderer aus der Mode gekommenen
Zeitvertreibe trat in der letzten Hälfte des vor

eligen Jahrhunderts das Lesen. Dieser neue Luxus fordert von Zeit zu Zeit neue Modewaaren; denn es ist ja unmöglich, daß einer wiederum lese, was er schon einmal gelesen hat, oder auch dasjenige, was unsere Vorgänger vor uns gelesen haben; — so wie es unanständig ist, in demselben Kleide zu wiederholten Malen in große Gesellschaft zu kommen, oder sich nach der Sitte der Großältern zu kleiden. — Das neue Bedürfnis erzeugte ein neues Gewerbe, durch Lieferung der Waare sich zu nähren und zu bereichern strebend; den Buchhandel. Der glückliche Erfolg, den die ersten Unternehmer bei diesem Gewerbe fanden, feuerte wieder andere an; und so ist es denn in unsern Tagen dahin gekommen, daß der ganze Nahrungsweig sehr überlegt ist, und viel zu viel Waare nach dem Verhältniß der Abnehmer geliefert wird. Der Buchverleger bestellt, so wie der Verleger jeder andern Waare, seine Waare beim Fabrikanten; lediglich darum, damit er Waare

auf die Messe bringen könne; er erhandelt auch wohl zuweilen unbestelltes, und blos auf Spekulation verfertigtes Gut: und der Schriftsteller, der da schreibt, damit geschrieben sey, ist dieser Fabrikant. — Es ist gar nicht zu begreifen, warum der Büchersabrikant vornehmer sein solle, als jeder andere Fabrikant; vielmehr dürfte sich finden, daß er, da der Luxus, den er befördert, fast schädlicher ist, als jeder andere Luxus, weit geringer sei, als jeder andere Fabrikant. Daß er einen Verleger findet, mag ihm wohl nützlich und vortheilhaft seyn; wie es ihm aber zugleich eine Ehre sein könne, läßt sich nicht einsehen. Auf das Urtheil des Druckers, welches ja lediglich ein Urtheil über die Verkäuflichkeit oder Nichtverkäuflichkeit der Waare zu sein vermag, wird ohne Zweifel kein Werth gesetzt werden sollen.

In diesem Andrang des litterarischen Gewerbes hatte jemand den glücklichen Gedanken, aus allen Büchern die da gedruckt werden, ein einziges fortgehendes Buch zu ma-

chen, um die Leser dieses Buches des Lesens der übrigen zu überheben. Es war ein Glück, daß der letzte Zweck nicht überall erreicht wurde, und nicht alle darauf fielen, bloß dieses Buch zu lesen: indem in diesem Falle keine andere weiter abgesetzt, mithin auch nicht mehr gedruckt worden wären; somit auch dieses Buch, das für die Möglichkeit seiner eigenen Existenz immer andere Bücher voraussetzt, gleichfalls hätte ungedruckt bleiben müssen.

Ein Unternehmer eines solchen Werks, das man gewöhnlich gelehrte Bibliothek, gelehrte Zeitung u. dgl. nennt, hatte noch den Vortheil, durch die milden Beisteuern vieler Einzelnen, die in der Regel sich nicht nennen, sein Buch erwachsen zu sehen, und durch fremde Arbeiten sich Gewinn und Ehre zu verdienen. Damit die Dürftigkeit des Einfalles nicht so leicht in die Augen springe, gebrauchte man den Vorwand: man wolle die ausgezeichneten Autoren zugleich beurtheilen — ein leichter Vorwand für den, der gründlich denkt,

und tiefer sieht. Entweder nemlich ist das Buch, — was dormalen die meisten Bücher sind, — ein schlechtes Buch, gedruckt lediglich, damit ein Buch mehr in der Welt sey: so hätte es gar nicht geschrieben werden sollen, es ist eine Nullität, und deswegen ist auch die Beurtheilung desselben eine Nullität: oder das Buch ist ein Werk, wie wir tiefer unten ein wahres schriftstellerisches Werk beschreiben werden; so ist es das Resultat eines ganzen kräftigen, der Kunst oder der Wissenschaft, gewidmeten Lebens, und es dürfte leicht ein anderes ganzes eben so kräftiges Leben auf die Beurtheilung desselben verwendet werden müssen. Ein viertel oder ein halbes Jahr nach seiner Erscheinung, auf ein paar Blättern, ist ein Endurtheil darüber nicht wohl möglich. — Wie könnte es eine Ehre sein, zu dergleichen Collecten beizusteuern, da gerade der gute Kopf mehr geneigt ist, ein zusammenhängendes Werk nach einem selbst geschaffenen, ausgedehntem Plane zu arbeiten, als durch jede neue Zeiter-

scheinung sich unterbrechen zu lassen, so lange bis eine abermalige neue Erscheinung diese Unterbrechung wieder unterbricht. Jene Gienigkeit, nur stets darauf zu merken, was andere denken, und an diese Gedanken, so weit will, einen eigenen Versuch zum Denken anzuknüpfen, ist ein entschiedenes Zeichen der Unreife, und eines unselbstständigen und abhängigen Talentes. — Oder soll die Ehre darin liegen, daß die Unternehmer solcher Werke aus des Richters Amts fähig achten, und uns dasselbe übertragen? In der Regel geht ihr Urtheil auch nicht weiter, als das Urtheil eines gewöhnlichen ungelehrten Druckers, — auf die Verkaufllichkeit oder Nichtverkaufllichkeit der Waare, und auf das äußere Aussehen, welches dadurch ihrem Recensions-Institute zuwächst.

Es ist mir nicht unbekannt, daß ich an dem gesagten etwas sehr Paradoxes gesagt habe. Wir alle, die wir uns auf irgend eine Weise mit der Wissenschaft, die man in diesem Zusammenhange Litteratur nennen kann,

beschäftigen, wachsen auf in dem Gedanken, daß die Betribsamkeit mit derselben ein Glück sey, ein Vortheil, eine ehrenvolle Auszeichnung unters gebildeten und philosophischen Zeitalters, und die wenigsten haben Kraft, das Vorurtheil zu durchdringen, und in sein Nichts aufzulösen. Das einzige scheinbare, was zur Vertheidigung jener Betribsamkeit angeführt werden könnte, ist meines Erachtens folgendes: Es werde doch dadurch ein großes Publikum rege, aufmerksam und gleichsam bei einander gehalten, damit dieses Publikum, — falls einmal etwas Neues an dasselbe gebracht werden solle, schon vorhanden sei, und nicht erst gesammelt werden müsse. Ich aber antworte: zuvörderst scheint das Mittel für den beabsichtigten Zweck viel zu ausgedehnt, und es ist ein großes Opfer, das mehrere Generationen mit Nichts beschäftigt werden sollen, damit einst eine künftige sich mit Etwas beschäftigen könne: sodann aber ist es gar nicht wahr, daß ein Publikum durch jene verkehrte

Betriebsamkeit, — nur rege erhalten werde, es wird durch dieselbe zugleich verkehrt, verblüdet und für das Rechte verdorben. — Es ist in unſerm Zeitalter manches Vortreffliche erſchienen, ich will hier nur die Kantſche Philoſophie nennen; — aber gerade jene Betriebsamkeit des litterariſchen Marktes hat es erſtödet, verkehrt und herabgewürdigt, ſo daß der Geiſt davon verſlogen iſt, und ſtatt ſeiner nur noch ein Geſpenſt herum geht, deſſen niemand achtet.

Wie das Schreiben um des Schreibens willen zu ehren vermöge, predigt die Gelehrten Geſchichte unſerer Tage jedem, der gründlich denkt. Wenige Schriftſteller ausgenommen haben die übrigen durch ihre Schriftſtellerei ſich ein ſchlimmeres Zeugniß gegeben, als irgend ein anderer ihnen hätte geben können, und kein nur mittelmäßig wohl denkender würde geneigt ſeyn, ſolche Männer ſich ſo leicht, verkehrt und geiſtlos zu denken, als die Mehrzahl in ihren eigenen Schriften ſich zeigt. Das

einziges Mittel, noch einige Achtung für sein Zeitalter, und einiges Bestreben, auf dasselbe zu wirken, beizubehalten, ist dieses: anzunehmen, daß diejenigen, welche ihre Meinung laut vernehmen lassen, die schlechteren sind, und daß es bloß unter denselben, die da schweigen, einige gebe, die der Belehrung über das Bessere, und Vollkommnere fähig seyen.

Dieses schriftstellerische Gewerbe des Zeitalters also ist es nicht, von welchem ich rede, wenn ich vom schriftstellerischen Berufe spreche, sondern etwas ganz anderes.

Den Begriff des Schriftstellers habe ich schon oben durch Unterscheidung desselben von dem mündlichen Lehrer des angehenden Gelehrten angegeben. Beide haben die Idee auszu-
drücken und mitzutheilen in der Sprache; der letztere für bestimmte Individuen, nach deren Empfänglichkeit er sich zu richten hat, der erstere ohne alle Rücksicht auf irgend ein Individuum, in der vollendetsten Gestalt, welche sie in diesem Zeitalter annehmen kann.

Die Idee soll der Schriftsteller darstellen; er muß daher der Idee theilhaftig seyn. Alle schriftstellerische Werke sind entweder Werke der Kunst, oder der Wissenschaft. Was ein Werk der erstern Art anbetrifft, so versteht es sich von selbst, daß, da es unmittelbar keinen Begriff ausdrückt, und den Leser von nichts belehrt, es nur die Idee ausdrücken könne, und unmittelbar anregen müsse in demselben, widrigenfalls es nur ein leeres Spiel mit Worten seyn, und gar keinen Inhalt haben würde. Was ferner wissenschaftliche Werke betrifft, so muß der Verfasser eines solchen Werks die Wissenschaft nicht bloß historisch aufgefaßt, und von andern sie überliefert erhalten haben, sondern er muß sie durch sich selbst von irgend einer Seite idealisch durchdrungen, sie selbstschöpferisch, und auf eine neue, vorher schlechter hin nicht da gewesene Weise aus sich hervor gebracht haben. Ist er lediglich ein Glied in der Kette der historischen Tradition, und vermag er nichts mehr, als die Gelahrtheit bloß

wieder zu geben, wie er sie erhalten hat, und wie sie in irgend einem Werke, aus dem er sie geschöpft hat, schon niedergelegt ist, so lasse er doch ruhig andere aus derselben Quelle schöpfen, aus welcher auch er geschöpft hat. Wozu bedarf es denn hier seiner Vermittelung und Einmischung? Das, was schon einmahl gethan ist, noch einmahl thun, heist nichts thun, und diesen Müßiggang erlaubt sich kein Mann, der auch nur die allen anzumuthende Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit besitzt. Sollte er denn, in der Zeit, da er thut, was er zu thun nicht vermag, nicht etwas zu thun finden, das seinen Kräften angemessen ist. Es kommt gar nicht darauf an, ein anderes und neues Werk in einer Wissenschaft zu schreiben, sondern ein besseres, als irgend Eins der bisher vorhandenen Werke. Wer das letztere nicht kann, der soll überhaupt nicht schreiben; und es ist Sünde, und Mangel an Rechtschaffenheit, wenn er es dennoch thut, — die sich höchstens mit seiner Gedankenlosigkeit und dem

vollkommenen Mangel an einem Begriffe von der Sache, die er treibt, entschuldigen läßt.

Er soll die Idee ausdrücken in der Sprache; auf eine allgemein gültige Weise, in einer vollendeten Form. Die Idee muß in ihm so klar, lebendig und selbstständig geworden seyn, daß sie selbst ihm sich ausspricht in der Sprache; und, dieselbe in ihrem innersten Prinzip durchdringend, durch ihre eigene Kraft aus ihr einen Körper sich aufbaut. Die Idee muß selber reden, nicht der Schriftsteller. Alle Willkühr des letztern, seine ganze Individualität, seine ihm eigene Art und Kunst muß erstorben seyn in seinem Vortrage, damit allein die Art und Kunst seiner Idee lebe, das höchste Leben, welches sie in dieser Sprache und in diesem Zeitalter gewinnen kann. So wie er frei ist von der Verpflichtung des mündlichen Lehres, sich der Empfänglichkeit anderer zu fügen, so hat er auch nicht dessen Entschuldigung vor sich. Er hat keinen gesetzten Leser im Auge, sondern er construiert seinen Leser,

und

und giebt ihm das Gesetz, wie er seyn müsse.
— Es mag Gedrucktes geben, das ein bestimmtes Zeitalter, und ein bestimmtes Publikum im Auge behält; wir werden tiefer unten sehen, durch welche Umstände dergleichen Schriften notwendig werden können: doch sind dies nicht die eigentlichen schriftstellerischen Werke, von denen wir hier sprechen, sondern es sind gedruckte Reden, die da gedruckt wurden, weil die Versammlung, an die man sie halten wollte, nicht zusammen gebracht werden konnte.

Daß auf diese Weise in seiner Person die Idee der Sprache mächtig werde, dazu wird erfordert, daß er selbst zuerst die Sprache in seine Gewalt gebracht habe. — Die Idee greift nicht unmittelbar ein in die Sprache, sondern sie greift nur vermittelt Seiner, als des Besitzers der Sprache, ein in die Sprache. Jene dem Schriftsteller unentbehrliche Herrschaft über die Sprache, erfordert lange und anhaltende Vorübungen, die da Studien sind auf künftige Werke, keinesweges aber selbst

Werte, und die der gewissenhafte Gelehrte zwar schreibt, keinesweges aber sie drucken läßt. — Es erfordert lange, und anhaltende Vorbungen, sagte ich, doch befördern hier zum Glück die beiden Erfordernisse einander gegenseitig: wie die Idee lebendiger wird, so bildet sich die Sprache, und wie die Gewandtheit im Ausdrucke wächst, so vermag die Idee in einer größern Klarheit hervor zu quellen. —

Dieses sind die ersten und nothwendigsten Bedingungen aller wahren Schriftstellerei. Die Idee selbst nun — auszudrücken auf die beschriebene Weise seine Idee in der Sprache, ist es, welche lebet, und allein lebet in jedem, dem die ~~Abbildung~~ ^{Abbildung} aufgegangen, daß er wohl einst ein schriftstellerisches Werk liefern könne; sie ist es, welche ihn treibt, bei seinen Vorberreitungen und Studien auf dieses Werk, so wie bei der einstigen Vollziehung seines Vorsatzes.

Begeistert wird er durch diese Idee, zu einer würdigen und heiligen Ansicht des schriftstellerischen Berufes. Das Werk des mündli-

den Gelehrten, Lehrers ist unmittelbar und an sich selber doch immer nur ein Werk an die Zeit und für die Zeit, berechnet auf die Stufe der Bildung derer, die sich ihm anvertrauten. Nur inwieferne er voraussehen darf, daß unter ihm sich wieder würdige Lehrer für die Zukunft bilden, die einst wiederum andere bilden werden, und so ins Unendliche fort, kann er sich denken, als wirkend für die Ewigkeit. Das Werk des Schriftstellers aber ist in sich selber ein Werk für die Ewigkeit. Mögen künftige Zeitalter einen höhern Schwung nehmen in der Wissenschaft, die er in seinem Werke niedergelegt hat; er hat nicht nur die Wissenschaft, er hat den ganz bestimmten und vollendeten Charakter eines Zeitalters, in Beziehung auf diese Wissenschaft in seinem Werke niedergelegt, und dieser behält sein Interesse, so lange es Menschen auf der Welt geben wird. Unabhängig von der Wandelbarkeit spricht sein Buchstabe in allen Zeitaltern an alle Menschen, welche diesen Buchstaben zu beleben

vermögen, und begeistert, erhebt, und veredelt bis an das Ende der Tage.

Diese Idee, in dieser ihm bekannten Heiligkeit treibe ihn, und sie allein treibe ihn. Er glaubt nicht, daß ihm Etwas gelungen sei, bis ihm Alles gelungen ist, und bis sein Werk dasteht in der angestrebten Reinheit und Vollendung. Ohne alle Liebe für seine Individualität, treu hingegeben an diese Idee, die fortwährend ihn erleuchtet, erkennt er mit sicherem Blicke alle Reste seiner alten Natur in dem Ausdrücke der Idee für das was sie sind, und streitet unablässig mit sich selbst, sich von denselben frei zu machen. So lange er dieser absoluten Freiheit und Reinheit sich nicht bewußt ist, hat er nicht vollendet, sondern arbeitet fort. — Wohl kann es in einem Zeitalter, wie das eben beschriebene, in welchem die Noth von Wissenschaft sich sehr ausgebreitet hat, und auch an solche gekommen ist, die zu jedem andern Geschäfte besser taugen, sich zutragen, daß er genöthigt

werde, vorläufige Rechenhaft von seinen Bestrebungen abzulegen; auch können andere Berufsweisen, z. B. die des mündlichen Gelehrten, Lehrers, ihn dazu veranlassen: aber nie wird er diese abgedruckten Schriften für etwas Anderes geben, als für das, was sie sind, für vorläufige Rechenhaft, berechnet auf ein gewisses Zeitalter und auf einen gewissen Zeitpunkt; keinesweges aber wird er sie für ein auf die Ewigkeit vollendetes Werk halten.

Diese Idee allein treibt ihn, nichts Anderes: alle Rücksicht auf Personen ist ihm verschwunden. — Ich rede nicht davon, daß er sich selber in seinem Zwecke rein vergessen hat: dies ist zur Gnüge aneinander geknüpft. Auch die Persönlichkeit Anderer gilt ihm der Wahrheit und der Idee gegenüber nicht mehr, als seine Eigene. Ich will nicht erwähnen, daß er andere Schriftsteller und Gelehrte nicht in ihren bürgerlichen oder persönlichen Verhältnissen angreife. Dies ist durchaus un-

ter der Würde dessen, der es nur mit Euchen zu thun hat, so wie es unter der Würde dieser Betrachtungen ist, davon Erwähnung zu thun. Dies aber will ich anmerken, daß er sich keinesweges durch die Schonung für eine Person abhalten laßt, den Irrthum zu widerlegen, und die Wahrheit an seine Stelle zu setzen. Die Voraussetzung von irgend einem andern, er könne dadurch beleidigt werden, daß man einen Irrthum rüge, der ihm begegnet, oder eine Wahrheit aufstelle, die ihm entgangen, wäre wohl selbst die größte Beleidigung, die einem nur halb vernünftigen Manne zugesügt werden könnte. In dieser strengen und unverholenen Aufstellung der Wahrheit, wie er sie erkannt, ohne alle Rücksicht auf Personen, läßt er sich durch nichts irre machen; auch nicht durch die vornehm vorgegebene Verachtung der sogenannten feinen Welt, welche schriftstellerische Verhältnisse nur durch die Vergleichung mit ihren gesellschaftlichen Zirkeln zu begreifen vermag, und dem

Verkehr der Gelehrten unter einander die Etiquette der Höfe aufdringen möchte.

Ich beschließe hiermit diese Vorlesungen. Ist in irgend Einer der hier vorhandenen ein Gedanke gefallen, der da bleiben wird, und ihm Führer werden wird zum Bessern, so wird dieser dabel vielleicht auch dieser Vorlesungen und Meiner gedenken, und auf diese Weise allein möchte ich Ihrem Andenken empfohlen bleiben.